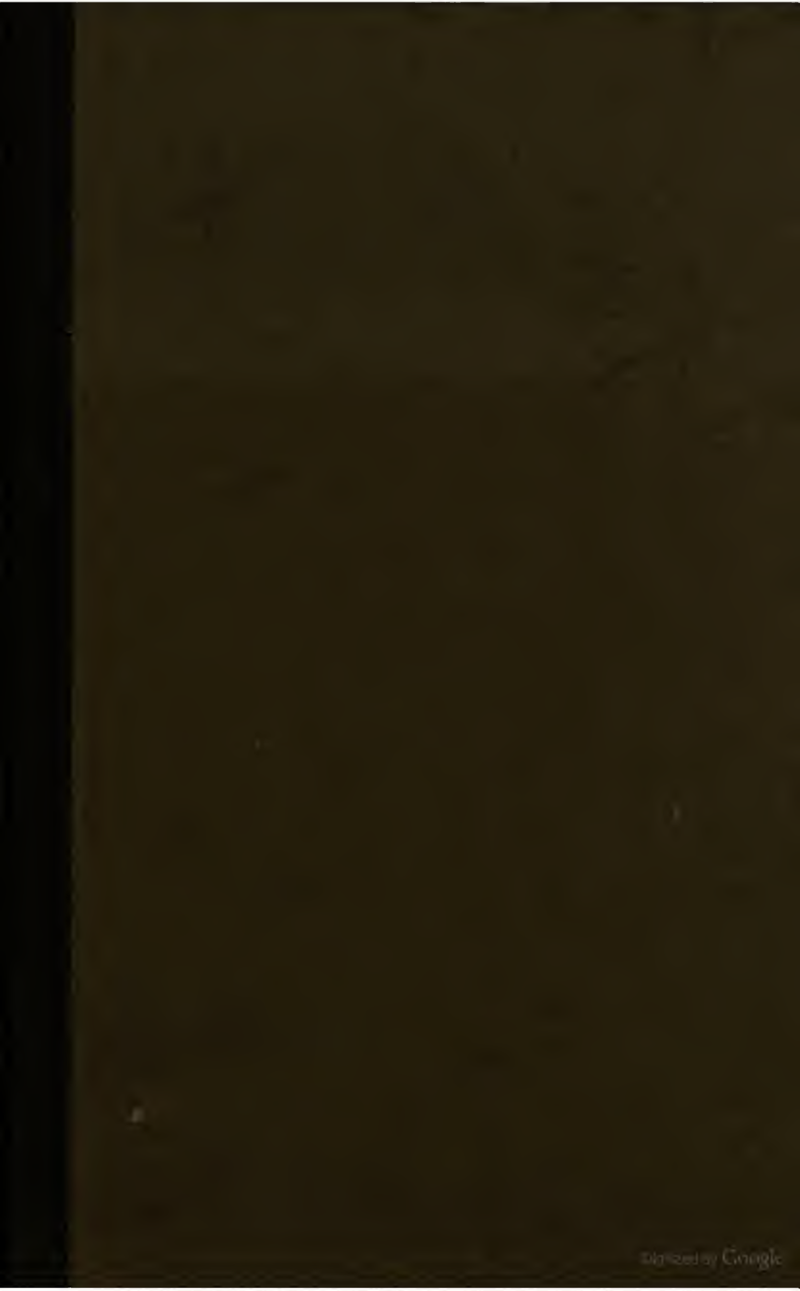




Heft 4 Preis: 40 Rpfge. 25 Kr. ö. W. = 60 Cent.

Zwei brillante Gemälde in prächtigen goldenen Oval-Rahmen.

Zwei brillante Gemälde in prächtigen goldenen Oval-Rahmen.

Der

Rheingraf

oder

Der Glöckner von Köln

und

der Geächtete in den Karpathen.

Historisch-romantische Erzählung

von

Julius Conrad.



Köln,

Verlag von Alex Böltje.

Die Subscriptionsbedingungen befinden sich auf der letzten Seite des Umschlags.

und gab dann den Seinigen das Zeichen, in die Illingsburg zurückzukehren.

Hier wollte er Raths pflegen, welche Mittel zu ergreifen seien, um den Uebermuth der Mündenheimer zu züchtigen.

Die Fehde.

Die armen Insassen der beiden Rittergüter Derer von Illingsburg und Derer von Mündenheim mußten nun schrecklich die Feindschaft ihrer Herren entgelten.

Es war ein wahrer Vernichtungskampf, den die entmenschten Kriegsknechte gegen die wehrlosen Bauern, die all' ihrer Habe und ihres Gutes beraubt wurden, führten.

Kein Tag verging, ohne daß der nächtliche Himmel in dunkelrother Gluth leuchtend den Ort bezeichnete, wo ein Bauernhof den Flammen preisgegeben wurde.

Weiber und Mädchen wurden entehrt und geschändet. Die rohe Rotte schonte weder Greisinnen noch unreife Kinder, welche sie auf die grausamste Weise dem Tode opferte, und ihre Körper in die prasselnde Flamme warf.

Was nicht als gute Beute mitgenommen und hinweggeführt werden konnte, wurde vernichtet.

Todtes Gethier und verstümmelte Leichname lagen in buntem Gemisch durcheinander und bedeckten die Wege und Felder.

Ein Schaudergemälde wilder Grausamkeit und roher Zerstörungslust bot sich überall dem Auge dar.

Möbel und Geräthe aller Art wurden in den Schmutz getreten; lebende Einwohner blieben nirgends zurück, was Beine hatte und entkommen konnte, floh in die Höhlen und Schluchten, um sich dort zu verstecken.

Die Reisigen des Illingsburgers hausten auf dem Gebiete der Mündenheimer kaum besser, als diese auf dem ihrigen. An Raub und Zerstörung suchten es beide Partheien einander zuvor zu thun; doch blieb es bei einem bloßen Katzbalgen und Bauernschinden, sie wagten es nicht, sich in ernstlichem Kampfe zu begegnen.

Beide Partheien glichen zwei Kettenhunden, die sich anbellen, aber nicht zu beißen wagen, obgleich sich ihnen die Haare auf dem Rücken vor Zorn und Grimm borstenartig gerade in die Höhe richten.

„So kann es fürder nicht mehr gehen," sagte Ritter Bendo von der Illingsburg zu seinem Gefährten, dem Ritter Raimund von Overstolz, welcher als treuer Wächter die Illingsburg behütete und beschirmte; „wenn nicht bald Hülfe und Beistand erscheint, so werden meine Besitzungen zu Ruinen ausgebrannt und alle Wohnungen entvölkert sein."

„Ihr habt nicht besser auf des Mündenheimers Gebiet gehaust und Gleiches mit Gleichem vergolten; die Zerstörungen werden daselbst wohl schwerlich geringer sein als die, über die Ihr Euch beklaget."

„Ich habe ihm seine Schuld mit reichlichen Zinsen heimgezahlt," hohnlachte Ritter Bendo von Illingsburg, indem er auf einen Zug der schönsten Rinder deutete, die eben in den Burghof getrieben wurden.

„Ihr habt einen guten Fang gemacht!"

„Das will ich meinen, zumal die Mündenheimer es mir recht bequem gemacht und diese Rinder zu einer Heerde zusammengetrieben haben. Es freut mich, daß Ihr mir dieses Mal Beifall zollt, denn bis zur Stunde konnte ich mich noch keines Zeichens Eurer Zufriedenheit und eines anerkennenden Wortes rühmen."

„O, deutet meine Worte nicht falsch, die Beute ist so gut als sie nur sein kann; auch ist es kriegsgerecht, dem Feinde Alles zu entziehen, was ihm zur Leibes-Nahrung und Nothdurft dienen kann; doch billige ich nicht, daß Ihr wie die Mündenheimer harmlose Leute an Gut und Leben schädiget."

„Soll ich zusehen, wie meinen Insassen mitgespielt wird, wie das saubere Gelichter auf Mündenheim wirthschaftet, wie es den saueren Schweiß meiner Bauern verpraßt, und wie es sich mästet von den Früchten meiner Felder?"

„Ja! sage ich Euch nochmals, und werde es so oft wiederholen, als Ihr es nur hören wollt; Ihr sollt zusehen, wie Räuber und Mordbrenner hausen, wenn Ihr zu schwach seid, solches Gesindel von Eurem Grund und Boden abzuhalten, aber nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, denn ein solches Gebahren ist eines ächten Ritters unwürdig, und wenig geeignet, Euch Freunde zu erwerben."

„Ihr sprechet von Freunden und hebet immer die Ritterwürde hervor; Ihr saget mir, so oft sich nur die Gelegenheit dazu darbietet, daß ich meiner Rafterehre nichts vergeben müsse, und schildert mir die Nothwendigkeit der Achtung meiner Standesgenossen mit so glühenden Farben, daß ich Eure Ausdauer bewundern muß, da Ihr so gut als ich wisset, wie vergeblich ich sie um Beistand gegen den Ritter von Dyskirchen und seine Raubgesellen ersucht habe."

„Gewißlich habet Ihr hierin das Mögliche gethan, was ein Ritter thun konnte, ohne seine Ehre zu verletzen; doch glaubet nicht, daß Ihr die Nachbaren allein um Hülfe und Beistand angegangen habet; auch der Ritter von Dyskirchen wird das Gleiche gethan haben."

„Wie? Dieser elende Bube, über dessen Haupte die Reichsacht schwebt, sollte es gewagt haben, die benachbarten Ritter zu entbieten?"

„Ohne Zweifel hat er dies gethan und sicherlich eine glücklichere Wahl als Ihr getroffen, denn er ist von einem mächtigen Rittersmanne des Beistandes nicht für unwerth erachtet worden."

„Wie? Der Dyskirchen hätte einen Bundesgenossen?"

„So sagte ich!"

„Nennet mir den Namen dieses Elenden, der es wagt, Kaiser und Reich zu trotzen!"

„Ihr seid sehr voreilig, einen Ritter mit einem so entehrenden Ausdrucke zu bezeichnen, denn bis anhero weiß noch Niemand, daß dem Ritter von Dyskirchen des Kaisers Zorn droht und die Reichsacht über ihn gefällt werden muß; er ist also in den Augen aller Uneingeweihten ein unabhängiger Edler, der nur dem Reichsoberhaupte für sein Thun und Lassen verantwortlich ist, und dem es zu jeder Zeit frei steht, sich nach Verbündeten umzusehen, um einen Rittersmann, der ihn bedroht, zu befehden."

„Man sieht ja aber doch auf den ersten Blick, daß er nur darauf ausgeht, meine Besitzthümer zu verwüsten und zu vernichten!"

„Das saget Ihr, edler Herr Ritter, in Euren Augen ist das allerdings der Fall; aber mit unpartheiischen Blicken betrachtet, stellt sich die Sache doch ganz anders dar!"

„Wer vermöchte mein gutes Recht anzuzweifeln?" fuhr Ritter Bendo von der Illingsburg unwirsch heraus.

„Nur gemächlich, und Ihr sollt Alles erfahren. Bedenket, wie sich der Streit zwischen Euch und dem Ritter von Dyskirchen entspann, waret Ihr nicht der Erste, der mit Feuer und Schwert seine Ländereien verwüstete?"

„Nein, ich war es nicht, er hat den Streit begonnen, indem er mit frevlem Muthe meinen Abgesandten fesseln und rücklings auf seinen Gaul schnüren ließ. Er war es, der das Pferd der Mähne und des Schweifes beraubte, der mich in meinem Diener beschimpfte und meine Rache herausforderte!"

„Aber Ihr," unterbrach Ritter Raimund von Overstolz, „waret es, der zuerst den rothen Hahn*) leuchten ließ, der die Unterthanen des Mündenheimers noch in später Nacht aus dem Schlummer rüttelte."

„Der Teufel gesegne ihnen auch die Ruhe jetzt und immer-

*) Der rothe Hahn, Bezeichnung für jede Feuersbrunst, welche durch Absichtlichkeit entstanden ist. Daher „den rothen Hahn auf das Dach setzen" gleichbedeutend mit einem „das Haus über dem Kopf anzünden."

bar, ich will sie lehren, einen freien Rittersmann zu beschimpfen und zu verhöhnen."

„Ich begreife Euren Zorn wohl und weiß Euren Unwillen zu würdigen, doch könnt Ihr nicht ein Gleiches von Euren Nachbarn gewärtigen, die mit den Vorgängen unbekannt sind, welche diese blutige Fehde heraufbeschworen haben. Niemand weiß es, daß Ritter von Dyskirchen den Mord an dem Junker Edgar von Pullheim verschuldet, daß ihm die Reichsacht droht, und daß er Euren Boten beschimpft hat, vielmehr mußte man Euch des Friedensbruches für schuldig erachten, da Ihr zuerst die Kriegsfackel leuchten ließet."

„Wie, soll ich nicht meine Rechte wahren, die mein frevler Nachbar so schnöde verletzt hat?"

„Gewißlich sollt Ihr das, und jeder Rittersmann wird Euch in dem Kampfe gegen Räuber und Mordbrenner unterstützen, es ist nur nöthig, daß Ihr die Euch zugefügte Unbill Jedermann kund und zu wissen thut. Dies habt Ihr bisher unterlassen, daher eilte ich heute, Euer Versehen wieder gut zu machen, und sowohl Euer Burgpfaffe, wie Schwester Benedikta, die Magister Eusebius gelehrt hat, den Federkiel, trotz eines Mönches, der in seinem Leben nichts anderes gethan hat, als Buchstaben zu kritzeln, zu führen, waren damit beschäftigt, eine Urkunde ob des Vergehens der Mündenheimer anzufertigen, welche ein reitender Bote auf allen Edelsitzen zur Umlage bringen soll. Zu diesem Entschlusse brachte mich der Fehdebrief, welchen Ritter Heribert von Falkenstein hersandte . . ."

„Ha, also dieser ist es, der mir mit seiner Feindschaft droht," unterbrach Ritter Bendo von der Illingsburg den Sprecher, „es ist kaum glaublich, denn diesen ersuchte ich gerade um seine Hülfe gegen die räuberischen Einfälle der Mündenheimer, doch," fuhr er gemäßigter fort, „wie konnte es auch anders sein, der Falkensteiner kann es mir nimmer vergessen, daß ich ihn beim Turnier zu Frankfurt am Main, unter den Augen des Kaisers und aller Edelfrauen und Jungfrauen, worunter sich seine schöne Gemahlin be-

fand, aus dem Sattel hob und in den Sand warf und ihn so um den Ehrenpreis, den er schon in Händen zu halten vermeinte, brachte."

„Ist dieser Ritter so ehrgeizig, wie er nach Eurer Erzählung zu sein scheint, so wird er alle Gemeinschaft mit dem Ritter von Dyskirchen aufheben, wenn er auch nicht mit Euch gemeinschaftliche Sache machen wird."

„Das glaube ich auch selbst nicht, denn ich kenne den Ritter Heribert von Falkenstein als einen eisenfesten Charakter, der nicht heute dem Mündenheimer seine Hülfe und seinen Beistand zusichert, um schon morgen gegen ihn das Schwert zu ziehen."

Beide Ritter gingen noch heimlich weiter plaudernd in das Wohngemach, wo die edle Frau von Dyskirchen in tiefer Betrübniß vor sich hinstarrte und nur geringes Gehör den zutraulichen und tröstenden Worten der Schwester Benedikta schenkte.

Als die Ritter eintraten, erhoben sich die Frauen von ihrem Sitze, und Schwester Benedikta kredenzte dem heimkehrenden Burgherrn einen vollen Pokal des köstlichsten Weines.

„Ich danke Euch, schönes Fräulein," entgegnete ihr der Ritter, indem er den Labetrunk aus ihren Händen empfing.

Als er getrunken hatte, fragte er:

„Wo ist mein ehelich Gemahl, warum ist sie nicht bei Euch?"

Doch ehe noch Schwester Benedikta zu antworten vermochte, wurde schon die Thür des Gemaches aufgerissen, und die edle Frau von der Illingsburg stürzte herein, indem sie an den Hals ihres Eheherrn sprang und ihn mit Innigkeit an den hochwogenden Busen und an das klopfende Herz preßte.

Thränen umflorten ihre Stimme, und ängstlich stieß sie hervor:

„Ach, wie danke ich Gott, daß ich Euch wieder habe! schon längst sah ich von der Warte herab, um Euch zu begrüßen und Euch ein freundliches Willkommen entgegen zu winken. Mir fiel nicht ein, daß Ihr schon zurückgekehrt sein konntet, deshalb befragte ich keinen der Diener, obgleich schon die Sterne am nächtlichen Himmel funkelten. Ich hörte Euer treues Roß wiehern, und da

flog ich herab, um auszuschauen, ob Ihr für mich Befehle hättet, da ich Euch mit Sehnsucht erwarte, um aus Euren muthvollen Blicken Trost zu schöpfen und mit eigenen Ohren zu hören, wie Ihr der Ankündigung der Fehde des Ritters Heribert von Falkenstein gegenüber zu treten gedenkt."

„Mein theures Weib," entgegnete Ritter Bendo von der Illingsburg zärtlich, indem er einen liebevollen Kuß auf ihre schwellenden Lippen drückte, „beunruhigt Euch darob keineswegs, denn sicher weiß ich, daß der Falkensteiner zu edel denkt und zu ritterlich gesinnt ist, um einem Mörder und Räuber seinen starken Arm zu leihen."

Die edle Frau von Dyskirchen schaute mit schmerzvollen Blicken zu den Rittern empor und fragte mit vor innerer Angst erregter Stimme, obgleich keine Thräne ihre Wangen benetzte:

„Ist keine Rettung für meinen unglücklichen Gemahl denkbar, wird er durch die Reichsacht gleichsam in den Bann gethan und von der Ritterschaft ausgestoßen?"

„Er ist unrettbar verloren, edle Frau, auch verdient er es nicht, daß Ihr um ihn trauert. Ritter Raimund von Overstolz wie ich werden Alles aufbieten, damit der Kaiser Euch die Besitzungen in den Rheinlanden belasse und Ihr nicht mit der Schmach und der Schande eines Geächteten belastet werdet."

Die Edelfrau von Dyskirchen schüttelte traurig das Haupt, dann sagte sie mit fester Stimme:

„Mag mein Gemahl so strafbar sein, als er wolle, ich werde ihn nicht verlassen und jedes Loos mit ihm theilen, mag auch das herbste Geschick meiner warten, ich werde demselben muthig in die Augen sehen."

„Was wollt Ihr thun?"

„Mit dem ersten Grauen des Morgens werde ich Euer gastliches Schloß verlassen und mich zu meinem Gemahl nach Schloß Mündenheim begeben, um ihm abzumahnen in seinem frevlen Treiben und ihm kund thun, daß die Reichsacht seiner wartet."

„Er wird Euch hohnlachend von dannen jagen," rief Ritter

Bendo von der Illingsburg, „oder Euch in dem tiefsten Kerker von Mündenheim Gelegenheit geben, über Euer eitles Beginnen nachzudenken, Eure Thorheit zu bereuen und Euren frevlen Muth zu büßen."

„Ihr werdet mich nicht zurückhalten, Herr Ritter, und zitterte ich auch vor Furcht, meine Schritte über die Schwelle von Mündenheim zu setzen und gleichsam in den Rachen des Löwen hinein zu rennen."

„Ihr werdet Euren Gemahl nicht retten," sagte auch Ritter Raimund von Overstolz, „da des Reiches Acht unvermeidlich, wodurch er für vogelfrei*) erklärt ist."

„Kann ich ihn nicht retten, so will ich mit ihm untergehen, denn ich muß ihn zu schützen versuchen, und wäre es selbst um den Preis meines eigenen Lebens."

„Ich werde Euch begleiten," sagte Ritter von Overstolz, „vielleicht gelingt es unseren Vorstellungen, Euren Gemahl zu bewegen, Schloß Mündenheim heimlich zu verlassen und in der Flucht sein Heil zu versuchen."

„Ich gebe es nicht zu, Ritter Raimund von Overstolz, daß Ihr in jene Tigerhöhle Euch hineinwagt, denn ich weiß, daß Ihr nicht wieder zurückkehren und darin umkommen werdet. Wenn Ihr auf Eurem Vorhaben bestehet, die Edelfrau Barbara von Dyskirchen zu begleiten, die gewißlich auch besser thun würde, unter dem gastlichen Dache der Illingsburg zu weilen, als dieses zu verlassen, um in Schloß Mündenheim wie ein Hund behandelt zu werden und vielleicht gar elendiglich umkommen zu müssen, so zwingt Ihr mich, meine Reisigen aufsitzen zu lassen, um mit Euch zu siegen, oder zu sterben."

„Eure edle Aufopferung thut meinem Herzen wohl," entgegnete Ritter Raimund von Overstolz, „doch nicht im ritterlichen

---

*) Vogelfrei erklären hieß: Jemandes Leib und Leben dem Belieben des Volkes anheimstellen. Jeder durfte ein solches Individuum tödten, ohne bestraft zu werden.

Schmucke gedenke ich in Schloß Mündenheim einzusprechen, sondern in dem bescheidenen Gewande eines Dieners der Kirche, das verstockte Herz des Empörers zu rühren."

„Eure Mühe wird vergebens sein, bleibt hier, jeder Versuch, den Ihr machen wollt, wird ohne Erfolg bleiben, denn wisset, daß das Herz des Ritters von Dyskirchen in unkeuscher Liebe für das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg entbrannt ist und seine Sinne von dem nichtswürdigen Claus beherrscht werden, welcher sich angemaßt hat, über das Thun und Lassen Derer in der Burg zu entscheiden."

„Es ist so, wie Ihr sagt," bekräftigte Ritter Raimund von Overstolz, „aber nichtsdestoweniger will ich es versuchen, den Starrsinn der Burginsassen zu beugen, ehe der Kaiser durch den Ausspruch der Acht jede Flucht unmöglich macht und durch die Waldboten*) die Städte der Umgegend aufbieten läßt, um bei der Vernichtung der Räuber ihm hülfreiche Hand und Beistand zu leisten."

„Bleibet," sprach Barbara von Dyskirchen, ihre Hand bittend auf den Arm des Ritters Raimund von Overstolz legend, „es würde sich für Euch nicht ziemen, ein bittend Wort zu verlieren, während ich auf den Knieen meinen Gemahl anflehen werde, meinen Worten Gehör zu schenken."

Ritter Raimund von Overstolz überlegte einen Augenblick, dann sprach er mit seiner volltönenden Stimme so mild als möglich zu Barbara von Dyskirchen:

„Ihr habt Recht, edle Frau, was meinen gebietenden Worten nicht gelingen würde, vermöchte vielleicht Eure sanfte und milde Bitte zu erreichen."

---

*) Die Waldboten, auch Wild- oder Waldgrafen genannt, und mit ansehnlichem Rang und großer Gewalt bekleidet, hatten nächst Vorsorge für Wild und Waldungen auch dafür zu sorgen, daß die Landstraßen von allem Raubgesindel befreit blieben und selbst unter Zuziehung der Reichsstädte und Ritter die Raubburgen mit bewaffneter Hand zu zerstören.

„Ich hoffe es wenigstens, Herr Ritter, und verspreche mir den besten Erfolg von diesem Gange.“

„Möge Eure Hoffnung in Erfüllung gehen, edle Frau, und Euer frommer Glaube nicht zu Schanden werden.“

„Was wollt Ihr thun?“ fragte Ritter Bendo von der Illingsburg erstaunt, als er sah, daß Ritter Raimund von Overstolz sich bei den Worten, die er an die edle Frau von Dyskirchen richtete, sich verabschiedete und das Zimmer verlassen wollte.

„Die edle Frau von Dyskirchen wird es versuchen, ihrem Eheherrn durch liebevolle Worte und rührende Bitten das eisumstarrte Herz zu erwärmen, während ich noch zur Stunde aufbrechen werde, um den Falkensteiner zu vermögen, kein Bündniß mit den Mündenheimern einzugehen.“

„Ihr habt doch an ihn die Umlage geschickt?“

„Ich habe noch mehr als das gethan, ich habe dieselbe sogar mit einem besonderen Schreiben begleitet; doch da der Falkensteiner ein mächtiger Ritter und überaus ehrgeizig ist, wie Ihr gesagt habt, so muß noch mehr geschehen, um seine Freundschaft zu erzwingen.“

„Was wollt Ihr thun?“

„Ich muß noch zur Stunde nach dem Falkenstein aufbrechen, die Nacht ist hell und klar und zu einem Ritte vortrefflich geeignet.“

„Wenn Ihr diesen Ritt durchaus unternehmen wollet, so erwartet das Anbrechen des Tages auf Eurem guten Lager in der Illingsburg. Der Falkenstein ist so nahe, daß Ihr ihn noch erreichen werdet, bevor die Sonne zu Rast geht.“

„Eine so wichtige Angelegenheit, wie die Freundschaft des Falkensteiners ist, darf auch nicht eine Sekunde lang verschoben werden, daher werde ich sofort satteln und reiten, um schon Morgen bei guter Zeit auf dem Falkenstein einzutreffen.“

Barbara von Dyskirchen wollte nun auch ihrerseits den Ritter Raimund von Overstolz vermögen, seine Abreise bis zum morgenden Tage zu verschieben, aber er blieb fest bei dem einmal gefaßten Entschlusse und verließ noch in der Nacht die Illingsburg, nur

begleitet von einem einzigen Diener, dessen Zuverlässigkeit und Treue ihm Ritter Bendo von der Illingsburg nicht genug anrühmen konnte.

Die Sonne strahlte bereits hell, als die beiden Reiter der Veste Falkenstein ansichtig wurden.

Es war ein mächtiges Bergschloß, welches ihnen vom Felsen herab entgegen glänzte, so daß es nicht unschwer zu erkennen war, daß seine Besitzer zu den reichsten und mächtigsten Rittern des Landes gehören mußten.

Das war auch wirklich der Fall.

Das alte starke Bergschloß Falkenstein war eine feste Burg, obgleich seine Bauart nur sehr einfach war, dennoch konnte es sich rühmen, noch niemals vom Feinde eingenommen worden zu sein und stets seine Jungfräulichkeit bewahrt zu haben.

Die Rückwand desselben lehnte an den Berg, der so steil und unzugänglich war, daß von dieser Seite aus keine feindliche Bestürmung des Schlosses zu befürchten war.

Die Vorderseite des Schlosses zeigte gähnende Abgründe, über welche die Zugbrücke hinwegführte. Die natürliche Festigkeit der Burg wurde noch vermehrt durch die Mauern, welche rings um dieselbe aufgeführt waren, und durch die Thürme, welche dasselbe von beiden Seiten überragten.

Von den vier Schloßthürmen hatte man eine reizende Aussicht, die weit über das flache Land hinwegging.

Vornab die zerrissenen Schluchten des Gebirges, umspült von den Gewässern, die von den Bergen herabstürzten und zu Zeiten bei einem herabstürzenden Regen einen recht bösartigen Charakter anzunehmen vermochten und dem harmlosen Wanderer sehr gefährlich wurden.

Etwas weiter ruhte das Auge auf den dunkelgrünen Wiesen, fruchtbaren Feldern und reizenden Obstgärten, die einen gar lieblichen Anblick gewährten.

In der Ferne umrahmten hohe Waldungen das liebliche Gemälde, so daß es nicht leicht eine hübschere Aussicht gab, als man von Falkenstein aus genoß.

Jedem noch so verwöhnten Auge bot der eigenthümliche Reiz der Landschaft volle Befriedigung.

Die wilde Romantik des Gebirges wechselte gar lieblich mit den freundlichen und ruhigen Bildern der Fruchtfelder, und das helle Grün der Obst- und Weingärten stach gar sonderlich ab von dem tiefen Waldesdunkel und dem von Epheu umrankten Gemäuer einer kleinen Kapelle.

Hier war es, wo Ritter Raimund von Overstolz und der Diener, welcher ihn begleitete, abstiegen und ihre Morgenandacht verrichteten.

Die Pferde hatten sie hinter dem Kirchlein angebunden und ihnen so viel Raum gelassen, daß diese das Gras abnagen konnten

Um die Mittagszeit bestiegen die Reiter wieder ihre Rosse, begaben sich schnurstracks auf den Falkenstein, woselbst sie freundlichen Willkommen fanden.

Ritter Heribert von Falkenstein war ein Mann von kräftigem Wuchse, der sich jedoch mit der stattlichen Größe des Ritters von Overstolz nicht messen konnte.

Das edle offene Antlitz des Falkensteiners flößte dem Ritter Raimund von Overstolz unbegrenztes Vertrauen ein, und als ihm dieser nach Rittersitte einen kräftigen Handschlag zum Willkommen bot, sagte Ritter Raimund von Overstolz zu ihm:

„Ich grüße Euch von ganzem Herzen, es freut mich, persönlich Euch kennen zu lernen, obgleich ich wünschte, daß ich zu dem Besuche auf Eurer gastlichen Burg eine freundlichere Veranlassung hätte.“

„Tretet nur ein und überlasset Eure Gäule meinen Knechten, die für sie sorgen werden, Euer Diener wird einen guten Imbiß finden und hat sich dieserhalb nur an den Hauswart zu wenden, der mit der nöthigen Weisung bereits versehen ist.“

„Ich danke Euch, edler Herr, und wünschte bei Gott, daß eine

angenehmere Sendung mich zu Euch führte, aber so bin ich betrübt bis in die tiefste Seele hinein, Euch gemeinschaftliche Sache mit einem Ritter machen zu sehen, dem der gerechte Unwille des Kaisers des Reiches Acht zuziehen muß."

Ritter Heribert von Falkenstein runzelte die Stirn, eine innere Wolke überschattete sein Antlitz, doch wie ein Hauch flog diese von hinnen, und mit ruhiger Stimme entgegnete er dem Ritter Raimund von Overstolz:

„Eure Beschuldigung trifft mich nicht, denn unter meinem Dache finden Verbrecher keinen Schutz und Schirm, noch nie hat der Fuß eines flüchtigen und entehrten Ritters die Schwelle des Falkensteins überschritten, und wie es meine glorreichen Ahnen gethan haben, so will ich es auch fürder halten, kein Makel darf an meinem Schilde haften und die Farben Derer von Falkenstein, die auch ich mit Stolz trage, besudeln. Für Eure Worte seid Ihr mir eine Erklärung schuldig, die ich von Euch fordere, bevor ich Euch den Becher zum Willkommen kredenze."

„Ich bin gekommen, um Euch diese Erklärung zu geben und mit meinen Worten das Schreiben, welches Euch Euer Bote, der dem Illingsburger Euren Fehdebrief überbrachte, zu ergänzen."

„Ihr kommt von dem Illingsburger, und Ihr seid ein Freund desselben?" fragte Ritter Heribert von Falkenstein, ohne sich im geringsten Mühe zu geben, das Erstaunen zu unterdrücken, welches ihm ein solcher Besuch machte.

„Ich bin nicht geradezu ein Freund des Ritters Bendo von der Illingsburg, doch für jetzt sein Waffengefährte, und dies will ich bleiben, so lange er von Mördern und Räubern bedroht ist."

Der Ritter Heribert von Falkenstein wurde kirschbraun vor Zorn im Gesicht, er zog halb sein breites Schlachtschwert aus der Scheide, doch stieß er es unwillig wieder hinein, indem er ausrief:

„Wäret Ihr nicht als Gast in meine Burg gekommen, so solltet Ihr Eure Rede mit dem Tode büßen, denn noch Niemand hat es ungestraft gewagt, einen Falkensteiner zu beleidigen."

„Nichts für ungut, Herr Ritter, Euer auflodernder Zorn ist

mir Bürge dafür, daß mein Schreiben ein geneigtes Ohr bei Euch gefunden hat und Ihr nichts sehnlicher wünschen könnt, als einen Beweis meiner Behauptungen zu erhalten."

„Ihr sprechet stets von einem Schreiben, welches Ihr meinem Boten, den ich mit dem Fehdebrief zur Illingsburg schickte, zurückgabet, der Bote ist hier, doch ein Schreiben von Euch ist mir nicht zugekommen, erlaubet Ihr, daß ich den Diener herbeirufe und ihn frage, wo er ein solches abgegeben hat."

„Ich bitte Euch sogar darum!"

Der Diener des Falkensteiners wurde herbeigerufen, und dieser erkannte sogleich in dem Manne den Ritter wieder, welcher ihm ein Schreiben für seinen Herren übergeben hatte, und nahm auch keinen Augenblick Anstand, dies zuzugestehen.

„Wo ist das Schreiben?" fragte der Burgherr unwirsch, indem er einen zornigen Blick auf den Diener warf, doch dieser sah ihm muthvoll in die Augen und antwortete, ohne zu stocken und die Blicke zu Boden zu senken:

„Einer der Ritter, welcher am gestrigen Tage von Schloß Mündenheim zu uns herüberkam, nahm mir das Schreiben ab, und da er noch an seine Gemahlin in der nahen Bergschenke einen Auftrag für mich hatte, so überließ ich ihm das Schreiben willig, welches er Euch zu überbringen versprach, zumal er mir die Versicherung gab, daß er geraden Weges hierher müsse und auf seinem flüchtigen Renner in kurzer Zeit das Ziel erreichen und Euch das Schriftstück übermitteln würde."

„Wer war es," fragte Ritter Raimund von Overstolz mit Spannung, der es wagte, ein für die Ritter der benachbarten Burgen bestimmtes Document, in welchem ich im Namen des Illingsburgers das Treiben Derer im Schlosse zu Mündenheim klar darlegte, zu unterschlagen?"

„Es war der Ritter im rothen Mantel, der, wie ich Euch schon gestern berichtete, wie ein Spürhund umherschlich, und mit Aufmerksamkeit die Mauern der Burg besichtigte."

„Ihr selbst sagtet aber, daß dies nichts zu bedeuten habe, und

da ich selbst Euren Fehdebrief dem Illingsburger zustellen mußte, so sah ich in diesem Mann Euren Waffengefährten, dem ich unbedingten Gehorsam zu leisten schuldig bin."

„Es war der Ritter mit dem abschreckenden Antlitz, dem ich, so festen Muth ich auch sonst habe, nicht ins Auge zu sehen mich unterfange."

„Wie durftet Ihr es aber wagen, ein Schreiben, welches ich Euch besonders empfahl, aus den Händen zu geben?"

„Eben diese große Eile, welche Ihr mir einschärftet und zur Nothwendigkeit bedingtet, war es gerade, die mich dem Ritter im rothen Mantel ein williges Ohr schenken ließ, als er mir auf sein Ritterwort die Versicherung gab, das Schriftstück ungesäumt meinem Herrn zuzustellen."

„Ich habe es aber bisher noch nicht empfangen," betheuerte der Ritter von Falkenstein, „und so wahr ich ein Edelmann bin, sei es geschworen, daß Jeder unnachsichtlich vor meine Klinge gefordert werden soll, der sich die Frechheit erlaubt, ein für mich bestimmtes Schriftstück zu erbrechen. Es sei Freund, oder Feind, ich werde einen solchen Frevel blutig zu strafen wissen."

Ritter Raimund von Overstolz hatte nun seinerseits die Aufgabe, den Burgherrn zu beschwichtigen und zu beruhigen, was ihm nur dadurch gelang, daß er versprach, ihm den Inhalt des Schreibens kund zu thun, und selbst den Frevler, den er mit Recht in dem Diener Claus vermuthete, zu bestrafen übernahm.

Beide Ritter traten in den großen Saal, aus welchem ihnen großer Jubel entgegenhallte, als sie die Schwelle überschritten.

Ritter von Bärenklau, welcher mit dem Diener Udo auf Falkenstein eingetroffen war, erkannte in dem Ritter Raimund von Overstolz den Pater Augustinus sofort wieder.

Er sprang auf und ergriff freudetrunken die Hände des Ritters Raimund von Overstolz, indem er zu ihm sprach:

„In dem stattlichen Rittergewande seht Ihr prächtig aus, es kleibet Euch wahrlich besser, als die härene Mönchskutte, die Eure schlanken und kräftigen Glieder ganz verhüllte; hoffentlich bleibet

Ihr nun der Ritter Raimund von Overstolz und habt den Pater Augustinus für immer abgestreift."

„Nicht das, Herr Ritter von Bärenklau, für jetzt befinde ich mich nur in der Nothwendigkeit, dem Illingsburger treuen Beistand zu leisten."

„So sind wir Feinde!" rief Ritter von Bärenklau in traurigem Tone aus, „aber wenn wir uns im Kampfe auch feindlich gegenüberstehen, so wird mich dies nicht darin behindern, Euch die hohe Achtung vor aller Welt zu bekunden, die ich für Euch empfinde."

„Von Eurer edlen Gesinnung bin ich überzeugt, Ritter von Bärenklau, und auch von der Ehrenhaftigkeit des Burgherrn, unseres so gastfreundlichen Wirthes, bin ich so völlig durchdrungen, daß ich lebhaft bedaure, daß Eure guten Schwerter nicht einer besseren Sache dienen."

„Von unserem Standpunkte aus ist die Sache des Mündenheimers so gut und so edel, als die des Illingsburgers, und an Euch ist es, Ritter von Overstolz, uns eines Anderen zu belehren."

„Das will ich thun, und eigens zu diesem Zwecke bin ich hergekommen, um Euch von der Gemeinschaft mit Mördern und Mordbrennern abzuhalten."

„Hütet Euch, Herr Ritter, Ihr sprechet eine schwere Beschuldigung gegen die Mündenheimer aus, und nehmet mir es nicht übel, Euer Ritterwort in allen Ehren, für diese Behauptung werdet Ihr noch andere Beweise herbeischaffen müssen, als uns Euer einfaches Wort zu bieten vermag."

„Ich verspreche Euch diese Beweise, und Ritter von Bärenklau wird zum Theil meine Worte bestätigen müssen, er war auf Schloß Mündenheim und wird mir bekunden und bezeugen, daß dort Ritter von Dyskirchen von der Burg zur Aar und das Edelfräulein Clotilde von der Waldportsburg die Herrschaft ausüben, und dem Diener Claus eine Stellung eingeräumt haben, die einem Herrn und unumschränkten Gebieter auf ein Haar gleichkommt.

„Diese sonderbare Stellung des Dieners Claus war es insonderheit, die mich fast ohne Abschied dem Schlosse Mündenheim

den Rücken wenden ließ. Ich vermochte es nicht, mich allsoweit zu demüthigen, beim Zechgelage den Becher mit dem Claus anklingen zu lassen, und da er förmlich darauf ausgeht, sich als Rittersmann zu gebehrden, so hatte ich wahrlich eine schwierige Stellung, um seiner Zudringlichkeit zu entgehen und nicht mit ihm anstoßen zu müssen."

Der Falkensteiner lauschte diesem Berichte des Ritters von Bärenklau mit aufmerksamen Ohr, dann stützte er sein Haupt in die Hand und versank in tiefes Nachdenken, aus dem ihn Niemand aufzustören wagte.

Endlich erhob er sich von seinem Sitze und schaute mit klarem Blicke den Ritter Raimund an, indem er zu ihm sprach:

„Es bedarf kaum eines Wortes von Eurer Seite, um mich zu überzeugen, daß auf Mündenheim eine ehrlose Rotte haust, denn der Ritter von Dyskirchen brachte mir diesen niedrig geborenen Diener als ungarischen Edelmann Baron von Urgilzy auf mein Schloß, so daß ich in argloser Weise ihm dem Becher zum Willkommen reichte und mit ihm manchen Krug des edlen Rebenblutes leerte.

„Seine Manieren waren nicht die eines deutschen Ritters, doch die Verstöße, die er gegen unsere Gebräuche machte, hielt ich seiner fremdländischen Abstammung zu gute, obgleich ich mich eines seltsamen Mißtrauens, daß mir sein unstäter Blick einflößte, nicht erwehren konnte.

„Aber sagt mir," fuhr er, plötzlich sich allein an den Ritter Raimund von Overstolz wendend, fort: „Wie kam es, daß der Illingsburger mit Feuer und Schwert die Besitzungen der Mündenheimer vernichtete, so daß die armen Bauern und Einsitzenden von Mündenheim auf meinem Gebiete Schutz und Schirm suchten und ihre geringe Habe, die sie retteten, auf meinem Grund und Boden in Sicherheit brachten?"

„Es scheint so, als ob den Illingsburger Eure Vorwürfe gerechter Weise träfen, und auch ich vermochte sein Verfahren nicht zu billigen, obgleich ich seinen gerechten Zorn nicht unterschätzte,

da man seinen Abgesandten mit Schmach und Schande beladen heimschickte.

Ritter Raimund von Overstolz machte hier eine getreuliche Schilderung von den Unbilden, die der Reisige des Illingsburgers auf Schloß Mündenheim erduldete, er schilderte mit beredten Worten das unritterliche Verfahren der Mündenheimer und hob ganz besonders hervor, daß diese das Roß des Reisigen verstümmelten, indem sie Mähne und Schweif desselben abschoren.

„Der Reisige selber wurde rücklings auf den Gaul gebunden, ihm eine brennende Fackel in die Hand gegeben, und ohne daß er vermochte, das Roß zu lenken, hinausgejagt, so daß es nur durch ein Wunder Gottes gelang, ihn vom sichern Tode zu befreien."

„Sprechet Ihr wahr?" fuhr Ritter Heribert von Falkenstein auf.

„Was ich sage, kann ich Euch mit meinem Ritterwort verbürgen, doch das ist noch nicht Alles, alle diese Dinge betreffen nur die Illingsburger selber und werden nie des Reiches Acht rechtfertigen, die über dem Haupte des Ritters von Dyskirchen schwebt, und ehe noch acht Tage vergehen, werden die Boten des Kaisers erscheinen, um alle edelgesinnten Ritter aufzufordern, das Mordnest dem Erdboden gleich zu machen."

„Was that er noch?"

Ritter Raimund von Overstolz zögerte eine Weile mit der Antwort, dann aber sagte er fest entschlossen:

„Es ist besser, Ihr erfahret aus meinem Munde, daß ein eheliches Band um ihn geschlungen ist und ihn fest an das ehemalige Edelfräulein Barbara von Kyburg knüpft, welche auf der Illingsburg weilt und den Dyskirchen jetzt zu bestimmen sucht, mit ihr weit hinweg zu fliehen, um der Reichsacht zu entgehen und das unritterliche Verhältniß, welches ihn mit der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg vereinigt, zu lösen."

Der Falkensteiner stampfte wüthend mit dem Fuße auf und den Ritter Raimund von Overstolz gewaltsam unterbrechend, rief er wild aus:

„Bedenkt, wessen Ihr den Ritter von Dyskirchen beschuldigt, und daß Ihr mit dem Schwert in der Hand jede Eurer Behauptungen verantworten müßt.“

„Ich habe dies Alles wohl bedacht und wiederhole meine Behauptungen Wort für Wort und werde dieselben sogar allen Rittern, die sie hören wollen, in das Gesicht schmettern, ja, ich füge noch mehr hinzu. Die Frevelthaten habe ich noch nicht alle aufgezählt, sein Schuldregister ist noch schwärzer, und diese Vergehen verschwinden, gegen seine Verbrechen, die er selbst ausübte und ausüben ließ.“

„Ritter Raimund von Overstolz,“ sagte Ritter Heribert von Falkenstein mit finsteren Blicken, indem er drohend seine Rechte erhob, „bedenkt wohl, daß Ihr von meinem Bundesgenossen sprechet, den ich gegen jeden feindlichen Angriff vertheidigen werde, und so muß ich denn, so leid es mir thut, von Euch die Beweise Eurer Behauptungen fordern, da Ihr es wagtet, den Ritter von Dyskirchen für ehrlos zu erklären.“

„Er ist ein ehrloser Bube, und diese Bezeichnung thue ich nicht, ob meiner Euch kund gethanen Beschuldigungen, denn diese würden ihm nicht die Acht von Kaiser und Reich zuziehen, sondern ihn nur der Verachtung seiner Grenznachbarn aussetzen, so daß Keiner von diesen mit ihm einen Becher Wein leeren, eine Lanze brechen oder ein Schwert kreuzen würde.“

„Was habt Ihr noch zu sagen?“

„Noch Schlimmeres als dieses; ich beschuldige den Ritter von Dyskirchen des Mordes, begangen an einem ihm ebenbürtigen Ritter, der noch zumal mit ihm durch die Bande des Blutes verbunden war. Hierüber ist der elende Bube bei Kaiser und Reich angeschuldigt worden und der Magister Eusebius, der dem Ritter von Bärenklau persönlich bekannt ist, hat die vollgültigsten Beweise der That bei sich und auch er kennt den ermordeten Ritter, für dessen edle Herkunft er Euch Bürge sein kann.“

„Wer ist es?“ fragten die beiden Ritter wie aus einem Munde.

„Es ist der Edeljunker Edgar von Pullheim!“

„Wie, der Neffe des Angeklagten?"

„Derselbe," entgegnete Ritter Raimund von Overstolz mit stolzer Ruhe.

„Beweiset Eure Worte und ich werde der Erste sein, der seine wuchtige Hand den Elenden fühlen lassen wird, um ihn zu strafen und zu züchtigen."

„In acht Tagen werdet Ihr spätestens die Aufforderung dazu vom Kaiser selbst erhalten. Meine Bitte an Euch geht nun dahin, den Illingsburger mit Fehde zu verschonen, bis diese Frist abgelaufen ist."

„Sie sei ihm gewährt, doch nicht eine Stunde länger will ich des Beweises der Schmach meines Bundesgenossen entbehren. Audiatur et altera pars,*) sagt mein Burgpfaffe, bei jeder Gelegenheit," rief Ritter von Bärenklau, „und noch in dieser Stunde werde ich mich nach dem Schlosse zu Mündenheim begeben, um zu erfahren, mit welchem Lichte der Ritter von Dyskirchen die Frevelthaten beleuchtet, deren Ihr ihn beschuldigt."

„Nicht Ihr, Ritter von Bärenklau, werdet nach Mündenheim aufbrechen, sondern ich selbst werde mich mit meinen eigenen Augen von dem Stande der Dinge daselbst überzeugen. Ihr seid mir ein zu partheiischer Richter, wenn ich auch nicht gerade behaupten will, daß Ihr ein Freund des Ritters von Dyskirchen seid, doch Euer Bericht dürfte wohl viel zu sehr mit den Farben der Freundschaft gemalt sein, bitte laßt mich daher lieber selbst gehen um zu schauen."

„Mag auch Ritter von Bärenklau mit den lieblichsten Farben malen, es wird ihm nie gelingen, die Verbrechen des Ritters von Dyskirchen ungeschehen zu machen."

„Nein, nein," unterbrach Ritter Heribert von Falkenstein plötzlich, „ich bin fest entschlossen nach Mündenheim aufzubrechen. Ritter Raimund von Overstolz wird Euch gewißlich gern Gesellschaft leisten und meiner harren bis ich zurückkehre."

---

*) Es soll auch der andere Theil gehört werden.

„Ich will Euch nicht widersprechen, Herr Ritter, da Ihr meinen Worten leicht eine unlautere Absicht zu Grunde legen könntet, doch rathe ich Euch, nicht mit unbewaffneter Hand in die Burg zu gehen und eine starke Begleitung mit Euch zu nehmen."

„Ihr glaubt doch nicht, daß man sich so weit vergessen könnte und Hand an mich legen?"

„So lange man in Euch den Bundesgenossen zu sehen wähnt, wird man Euch mit der Euch gebührenden Ehre willkommen heißen, doch sobald Eure Fragen dem Ritter von Dyskirchen lästig fallen und dem Claus nicht mehr behagen werden, wird man andere Saiten aufspannen, die mich selbst das Schlimmste befürchten lassen."

„Niemand wird es wagen, an einen freien Rittersmann Hand zu legen," entgegnete der Falkensteiner mit Stolz.

„Ich will es hoffen, daß Ihr Euch nicht täuscht, doch Eins müßt Ihr mir versprechen, soll ich Euch beruhigter ziehen sehen."

„Was wünscht Ihr, Herr Ritter?"

„Solltet Ihr länger als vierundzwanzig Stunden im Schlosse zu Mündenheim bleiben, so verstattet mir, Euch mit List oder Gewalt zu befreien."

„Ja," lachte Ritter Heribert von Falkenstein hell auf, „dieser Wunsch sei Euch gewährt, bin ich nicht zurückgekehrt, ehe das Morgenroth zum drittenmale die Zinnen des Falkensteins vergoldet, so werde ich gegen meinen Willen zurückgehalten oder bin nicht mehr unter den Lebenden."

„Das wolle Gott verhüten!"

„Wenn Ihr das Schlimmste befürchtet, so müßt Ihr auch darauf gefaßt sein."

„Das muß verhindert werden und es soll Euch auch noch nicht ein Haar gekrümmt werden."

„Seid ohne Sorge für mich, Ihr Herren, ich gebe Euch das Versprechen, mich nicht vorwitzig in Gefahr zu begeben und so schnell als möglich, zu Euch zurückzukehren."

„Reitet mit Gott, Herr Ritter, und vergesset Euer Versprechen

nicht, daß wenn die Sonne zum drittenmale die Burg bescheint und Ihr nicht wiedergekehrt seid, Ihr es nicht mißdeuten werdet, wenn ich mit List oder Gewalt in's Schloß Mündenheim eindringe."

„Eure Besorgniß scheint mir übertrieben, doch Ihr habt mein Wort und das werde ich Euch getreulich halten. Bin ich bei Anbruch des dritten Tages nicht bei Euch, so sollt Ihr mir auf Schloß Mündenheim als Retter erscheinen."

„Gott gebe, daß ich nicht zu spät komme und Euch noch zu helfen vermag."

„Kein Wort mehr, Herr Ritter, mein Entschluß, nach Mündheim aufzubrechen, steht unerschütterlich fest und jeder Versuch, diesen meinen Vorsatz hindern zu wollen, würde Gedanken ganz eigener Art in mir erwecken."

„Reitet, wiederhole ich Euch, doch unterlasset die Vorsicht nicht, thut keinen Schritt, ohne auf Alles Acht und Obacht zu haben. Lasset das Vertrauen auf ritterlich Wort und Thun draußen, sobald Ihr die Burg betretet. Mißtrauen durchziehe Eure Brust und in jedem noch so unschuldigen Worte wittert Arglist und Verrath."

„Das düstere Bild, das Ihr malet, möge uns den Valettrunk*) nicht verbittern; sendet einen Boten an den Illingsburger, der ihm meldet, daß Ihr auf einige Tage hier zu Gaste bleibet und ihm dann meine Freundschaft oder meine Feindschaft kund thun werdet; bis dahin möge jegliche Fehde unterbleiben, und Friede sein zwischen Denen der Illingsburg und Denen vom Falkenstein."

Ritter Raimund von Overstolz erfaßte diese Erlaubniß mit beiden Händen, und sandte den Diener, welcher ihn begleitet hatte, nach der Illingsburg zurück.

Der Falkensteiner konnte die Schreibfertigkeit des Ritters von Overstolz nicht genugsam bewundern, da die Kunst des Schreibens zumeist in den Händen der Burgpfaffen lag, und die Ritter und

*) Valettrunk, Abschiedstrunk.

Edeldamen, wenn sie sich des Schreibens überhaupt rühmen konnten, sich nur auf wenige schwerfällige Schriftzüge beschränkten.

In dem Schreiben wurde dem Illingsburger die Friedenskunde überbracht, mit dem Bemerken, daß sie der Ritter Raimund von Overstolz selbst bestätigen werde.

Er bleibe, schrieb er weiter, als Gast auf dem Falkenstein, bis sich Ritter Heribert durch den Augenschein von dem Stande der Dinge auf Schloß Mündenheim unterrichtet habe und von der Wahrheit seiner Beschuldigungen überzeugt sei.

Auf acht Tage sei der Fehdebrief seiner Kraft beraubt.

„Mein Schreiben mit der Umlage," hieß es da weiter, „welches ich an die Ritter des ganzen Gaues richtete, ist nicht in die Hände des Ritters Heribert von Falkenstein gelangt und von dem Claus, welcher sich den Namen eines ungarischen Edelmannes anmaßt, geraubt worden. Ich beschuldige die Mündenheimer somit des Urkundenraubes, und würde Euch anrathen, den Inhalt des Schreibens mit eigenen Worten kund zu thun, wenn Euch Klugheit und Nothwendigkeit nicht geböte, die Illingsburg auf keinen Augenblick zu verlassen."

Der Diener war nach der Illingsburg abgeritten; den Rittern schwanden die Stunden in fliegender Eile.

Sie zechten und plauderten bis tief in die Nacht hinein.

Es wurde mancher Krug des edelsten Rebensaftes geleert, obgleich der Burgherr schon am frühesten Morgen den Falkenstein verlassen wollte.

Bei der traulichen Unterhaltung lernte Ritter Heribert das tiefe Wissen des Ritters Raimund von Overstolz hochachten und dessen Unbefangenheit in allen Dingen schätzen, so daß er sich bewegen ließ, zwei zuverlässige Diener mit sich nach Mündenheim zu nehmen.

Als Ritter Raimund von Overstolz die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der Burgherr sich nicht allein in die Mörderhöhle begeben werde, schied er beruhigt von dannen und suchte fast vergnügt sein Ruhelager auf.

Am folgenden Tage schien die Sonne schon lange in die Fenster hinein, als das Frühmahl die Ritter von Overstolz und von Bärenklau vereinigte.

Der Burgherr selbst war mit dem Frühesten aufgebrochen und mußte nach Aussage des Burgwarts in drei bis vier Stunden die nicht sehr weit entlegene Burg von Mündenheim erreichen.

Es verging dieser Tag und der nächstfolgende, ohne daß Ritter Heribert von Falkenstein ein Lebenszeichen von sich gegeben hätte.

Am Abend des zweiten Tages suchte der alte Burgwart, der schon dem Vater des Ritters Heribert von Falkenstein treu ergeben und im Dienste auf dem Schlosse ergraut war, vergebens seine Besorgniß und Angst um seinen Gebieter zu verbergen.

Als zum dritten Male die Sonne aufging, ohne daß sein Herr zurückgekehrt wäre, verließ er seinen Wachtposten, um den Ritter Raimund von Overstolz zu eiligem Aufbruche anzuspornen.

Vielleicht war es das erste Mal in seinem langen Leben, daß er sich eines Vergehens im Dienste schuldig machte; man kann daher seinen Schrecken ermessen, als er einen Pilgrim im härenen Gewande diesseits der Burgmauer stehen sah.

Seine Kniee schlotterten, er wollte rufen, aber seine Stimme versagte ihm den Dienst; der Laut blieb ihm in der Kehle stecken.

Seine Angst wurde noch gesteigert, als er die Zugbrücke herniederrasseln hörte, auf welcher Hufschlag erdröhnte.

Tod und Leben rangen mit ihm; gewaltsam raffte er alle Kräfte zusammen; er rannte an dem Pilgrim vorüber, um in das Alarmhorn zu stoßen und durch den Ruf der Sturmglocke die Ritter und Reisigen aus dem Schlummer zu rütteln.

Der Pilgrim sah ihn blindlings auf sich zustürzen, und zwar mit einer Schnelligkeit, die er dem alten Manne nicht mehr zugetraut hätte.

„Wohin?“ rief er dem alten Burgwart zu, indem er seinen Arm umklammerte.

Dieser blieb wie angewurzelt auf dem Platze stehen und sah

den Pilger verwundert an, die Stimme kam ihm bekannt vor, und kaum erblickte er dessen Gesichtszüge, als er erleichterten Herzens ausrief:

„Ach, Ihr seid es, Ritter Raimund von Overstolz, den ich in allen Winkeln des Schlosses vergeblich gesucht habe!“

„Warum suchtet Ihr mich?“

„Um Euch zu mahnen, zeitig aufzubrechen und den edlen Ritter Heribert von Falkenstein zu erlösen, denn daß er gefangen ist und gegen seinen Willen zurückgehalten wird, ist leider nur allzu gewiß.“

„Warum ist es gewiß, Alter? Können Euch nicht alle Anzeichen trügen?“

„Nein, mein Herr Ritter, ich täusche mich nicht; mein Gebieter hat noch niemals sein Wort gebrochen, und dies Mal hätte er ganz besonders eine Ehre darin gesucht, Wort zu halten.“

„Warum gerade dies Mal?“

Der alte Burgwart stotterte, er wußte nicht, was er sagen sollte, und Ritter Raimund von Overstolz mußte seiner Verlegenheit zu Hülfe kommen, daher sagte er auch in leutseligstem Tone zu ihm:

„Ich weiß, was Ihr sagen wollt und doch nicht auszusprechen wagt, da Ihr glaubt, dadurch das Geheimniß Eures Gebieters preiszugeben.“

Der alte Burgwart schaute betroffen den Ritter von Overstolz an, der seine innersten Gedanken aussprach, denen er nicht Worte zu leihen wagte.

Der Ritter fuhr fort, und zwar in sehr ernstem Tone, indem er auf jedes Wort einen ganz besonderen Nachdruck legte:

„Der Ritter Heribert von Falkenstein, Euer wohledler Herr und Gebieter, hatte Euch beauftragt, mich mit Argusaugen zu bewachen; ich war ein Gefangener, den man es nicht wissen lassen wollte, daß er seiner Freiheit beraubt sei.“

Der Burgwart wollte sprechen, doch der Ritter winkte ihm Schweigen zu und fuhr fort:

„Entschuldigt Euch nicht, Ihr habt nur dem Befehle Eures Gebieters gehorsamt, ich zürne Euch deshalb nicht.“

Der Burgwart gab den Versuch auf, sich zu vertheidigen und antwortete kleinlaut:

„Der Ritter Heribert von Falkenstein sagte mir, daß er bis heute zurückkehren werde, um über ein Geheimniß, daß Ihr ihm anvertraut habet, zu sprechen; sollte dies aber wider sein Erwarten nicht geschehen, so müßte ihm ein Unglück widerfahren sein, wovon Ihr ihn allein zu erretten vermöchtet; daher gab er mir den Auftrag, Euch, wenn das dritte Morgenroth scheint, zu veranlassen, ihn da zu suchen, wo Ihr ihn zu finden wisset.“

„Ich hoffe ihn zu finden, doch saget mir offen, daß Ihr mich gestern ebenso zurückgehalten hättet, wie Ihr mich heute dränget, die Burg zu verlassen.“

„Ich gestehe es, Herr Ritter, doch zürnet mir darob nicht.“

„Das sei ferne von mir, daß ich einen Diener ob seiner Pflichttreue tadeln sollte; doch Ihr habt Eure Pflicht, indem Ihr sie zu erfüllen dachtet, verletzt, da Ihr Euren Posten an dem Wachtthurm verließet; und, wie Ihr sehet, hätte ich mich ohne Euren Willen aus der Burg entfernen können, denn sehet, Udo, der mich begleiten wird, hat schon die Rosse über die Zugbrücke hinweggeführt; hätte ich Euch nicht erwarten wollen, so wäre ich ungesehen von Euch längst über alle Berge, daher kann ich Euch nicht genug einschärfen: „Lasset Niemanden, der Euch die Erkennungsworte, die Euch Ritter Heribert von Falkenstein bei seinem Abgange mittheilte, nicht nennen kann, weder zur Burg ein noch aus. Ritter von Bärenklau wird, wie Euch bekannt ist, den Befehl in der Burg übernehmen, während Ihr mir nach dem Willen Eures Herrn die Loosungsworte sagen werdet; sprechet also.“

Der Burgwart schlug beschämt die Augen nieder; er war zum ersten Male in seinem Leben bei Vernachlässigung seines Amtes betroffen und zurechtgewiesen worden.

Jetzt mahnte ihn Ritter Raimund von Overstolz an die Erfüllung seiner Dienstpflicht, und scheu um sich blickend, sagte er,

indem er den Ton seiner Stimme, so viel als nur immer möglich war, mäßigte:

„Bei dem Ausgange ist das Loosungswort:

„Falkenstein",

und wenn Ihr hinein wollet:

„Mündenheim".

„Ich dachte es mir," sagte Ritter von Overstolz lächelnd leise vor sich hin, „wenn ich auch vielleicht die Worte verwechselt und das zweite zuerst und das erste zuletzt gebraucht hätte," dann fuhr er laut fort:

„Ihr werdet gut thun, wenn Ihr Diejenigen, welche Euch die Loosung sagen, scharf in's Auge fasset, wenn sie in größerer Anzahl in das Schloß eindringen wollen, und ich rathe Euch, den Loosungsworten, welche Euch Ritter Heribert von Falkenstein genannt hat, noch die Worte Clotilde und Barbara beizufügen, so daß Ihr Diejenigen, welche Euch die Loosung:

„Barbara, Mündenheim, Clotilde"

nennen, getrost einlassen möget."

„Ich werde mich danach richten, Herr Ritter, Eure Befehle sollen befolgt werden."

Der alte Burgwart stand wie auf glühendem Eisen; doch getraute er sich nicht, dem Ritter Raimund von Overstolz Eile einzuschärfen; doch dieser hatte Mitleid mit dessen sichtlicher Befangenheit, und machte dem Gespräche dadurch ein Ende, daß er sich in den Sattel schwang und dem Burgwart gnädig mit der Hand winkte.

Die Rosse trabten munter von dannen, und es sah drollig aus, wie ein Pilger in härenem Gewande auf dem Rosse eines Ritters fort sprengte; ihm zur Seite ritt Udo, der Reisige des Ritters von Schwetzungen, welcher ein Saumroß eine halbe Pferdelänge hinter sich nachschleifte.

Die Reiter waren nach wenigen Minuten dem Blicke des alten Burgwarts entschwunden, und wie durch die Entfernung des Ritters Raimund von Overstolz beruhigt, erleichterte der alte Burg-

wart sein Herz durch einen kräftigen Seufzer, der sich seiner gepreßten Brust entrang.

Die Zugbrücke wurde auf sein Geheiß in die Höhe gezogen, er ließ das Wasser in die Gräben laufen, und verschwor sich, seinen Posten unter keinen Umständen zu verlassen.

Es wurde Alles in Vertheidigungszustand gesetzt, als ob es gelte, einen Feind, der schon vor den Thoren stehe, abzuweisen.

Ritter von Bärenklau sah die Thätigkeit, die der alte Burgwart entwickelte, von einem Fenster des Rittersaales mit an, und konnte nicht umhin, in laute Beifallsrufe auszubrechen, und dem Alten seine volle Zufriedenheit in lobenden Worten zu erkennen zu geben.

Freundschaft.

Der Ritter Heribert von Falkenstein kam auf Schloß Mündenheim an, und wurde von Claus, der in ihm einen Verbündeten sah, auf das Herzlichste willkommen geheißen.

Dem scharfen Auge des Falkensteiners konnte es nicht verborgen bleiben, daß es Claus in sichtbare Verlegenheit setzte, wenn er ihn vor den Dienern und Knechten unter dem Namen und Rang als Baron von Urgilsy anredete.

Er weidete sich an dessen Verlegenheit, und je mehr Claus sich bemühte, den Ritter von Falkenstein davon abzuhalten, diesen hochtrabenden Namen eines ungarischen Edelmannes auszusprechen, desto mehr war dieser bemüht, jede Gelegenheit an den Haaren herbeizuziehen, um den Stand und Namen, unter welchem Claus ihm vorgestellt war, mit langsamer und klarer Stimme auszusprechen, so daß dieser jedem auch noch so entfernt stehenden Diener verständlich werden mußte.

Gar seltsam contrastirte das Betragen des Ritters von Falkenstein mit seinen Worten; während sich die letzteren in ritterlicher Artigkeit erschöpften, reichte ihm der Falkensteiner noch nicht einmal die Hand, um die seinige zu ergreifen, die er ihm zum Willkommen entgegenstreckte.

Der Ritter von Dyskirchen erschien ebenfalls an dem Burgthore; er war nicht so Meister in der Verstellung wie Claus, und das Erschrecken, welches ihn beim Anblicke des Falkensteiners bemeisterte, war zu auffallend, als daß es unbemerkt hätte bleiben können.

„Mein Eintreffen auf Eurer Burg Mündenheim scheint Euch nicht sonderlich zu erfreuen, Ritter von Dyskirchen. Euer Antlitz ist mit Blässe bedeckt und Ihr zeigt ein sichtliches Erschrecken ob meiner Ankunft."

Claus nahm an Stelle des verblüfft dastehenden Ritters von Dyskirchen, der nicht wußte, was er sagen sollte, das Wort und sprach:

„Nehmt es nicht übel, daß Ritter von Dyskirchen Euch nicht freudig bewillkommnet hat, aber wie Ihr sehet, ist er nicht im Stande, einen Eindruck, der ihn plötzlich überkommt, zu unterdrücken. Ein Frauenzimmer in halb geistlicher halb weltlicher Tracht ist erschienen, die behauptet, die Gemahlin des Ritters von Dyskirchen zu sein, der, wie Ihr wißt, noch unverehelicht sich befindet."

„Ich weiß es nicht, Baron von Urgilyy," erwiderte der Falkensteiner mit ironischem Lächeln, indem er den Titel, den er Claus beilegte, so absonderlich betonte, daß Ritter von Dyskirchen erstaunt aufschaute.

Der Einzige, welcher den Ton in den Worten des Falkensteiners nicht zu bemerken schien, war Claus, und ihn schnell unterbrechend, fuhr er fort:

„Ihr werdet es vergessen haben, Ritter von Falkenstein, denn ich erwähnte es nur flüchtig bei Euch. Es ist aber Thatsache, daß ein Weibsbild sich für das Ehegespons des Ritters von Dys-

kirchen ausgibt, welches sich hier befindet und wie irrsinnig tobte, bis man sie zu dem Ritter führte."

„Warum ließet Ihr sie nicht einfach von dem Thore hinwegjagen, da Euch doch unmöglich daran gelegen sein kann, einer Landstreicherin, die Euch mit einer so frechen Behauptung zu nahe tritt, ein Obdach zu gewähren."

Anstatt des Ritters von Dyskirchen, an den der Falkensteiner seine Worte ganz besonders richtete, antwortete Claus:

„Das Mitleiden des Ritters von Dyskirchen gestattete nicht, das Weibsbild ohne Erbarmen fortzuschicken."

„Ihr seid sehr bereitwillig, mir Auskunft zu geben, edler Herr Baron von Urgilsy, obgleich ich meine Frage ganz allein an den Ritter von Dyskirchen gerichtet habe."

„Ihr müßt es dem edlen Ritter von Dyskirchen schon verzeihen, daß er zerstreut ist und Eure Frage nicht beantwortete. Die Behauptung des Weibes hat den Ritter stark erschüttert, zumal er in demselben ein edles Fräulein, das einst sein Herz in heißer Liebesgluth entflammte, erkannt hat, es ist Barbara von Kyburg, welche er bei dem frommen Abte Vincentius in Köln kennen und lieben lernte."

„Ihr seid mit den edlen Geschlechtern des Rheinlandes gar vortrefflich bekannt, was Euch, als fremdländischer Edelmann, zu besonderem Ruhme gereicht."

Claus biß sich auf die Lippen, er hatte sich verrathen, doch schien es ihm am Besten, leicht über die Sache hinweg zu gehen, daher erwiderte er so unbefangen als möglich:

„Die edlen Geschlechter des Rheinlandes sind mir ziemlich bekannt geworden, und meine Unkenntniß berichtete und ergänzte der Ritter von Dyskirchen, so daß ich das Lob, welches Eure Güte mir spendet, meinem Lehrmeister und Freunde allein zuweisen muß."

„Ich danke Euch, Herr Baron von Urgilsy, für die mir ertheilte Auskunft, doch jetzt verstattet, daß ich mich mit dem Ritter von Dyskirchen entferne, ich will Euch nicht weiter bemühen."

„Keine Mühe ist es, einem Freunde seine Zeit zu widmen, und es soll mir zur besonderen Freude gereichen, Euch das Schloß vom Giebel bis zum Keller zu zeigen.“

„Ich danke Euch, Herr Baron von Urgilsy,“ entgegnete der Falkensteiner mit schlecht verhehltem ironischem Lächeln, „ich will an den Ritter von Dyskirchen eine geheime Frage richten, daher werdet Ihr wohl die Gewogenheit haben, mich einen Augenblick mit ihm allein zu lassen.“

Claus hatte es jedoch nicht im Sinne, den Falkensteiner mit dem Ritter von Dyskirchen sprechen zu lassen, ehe er dem Letzteren besondere Verhaltungsregeln zugetheilt hatte, daher sagte er in ungezwungenem und fast gleichgültigem Tone:

„Es wird sich gemüthlicher fragen lassen, wenn Ihr erst einen Becher Wein mit uns geleert habt, daher bitte ich Euch, einen Labetrunk aus meiner Hand anzunehmen.“

„Es sei,“ entgegnete Ritter Heribert von Falkenstein, „wenn Ihr mich nachher mit dem Ritter von Dyskirchen ein vertrauliches Wort sprechen lasset und für jetzt Euch damit begnügt, uns die Humpen voll zu schenken.“

Claus wurde durch diese Worte des Falkensteiners betroffen, er suchte bis auf den Grund von dessen Seele zu lesen, doch das Antlitz des Ritters blieb so ruhig, als ob es aus Marmor gemeißelt wäre.

Ritter von Dyskirchen folgte dem Falkensteiner und Claus, welche voranschritten und sich in das Schloß begaben.

Claus schenkte drei große Humpen voll Wein und wollte mit dem Ritter Heribert von Falkenstein anstoßen, doch dieser zog den Pokal, den er erhoben hatte, zurück, und that, ohne daß er die Anwesenheit der beiden Anderen beachtete, einen gewaltigen Zug, setzte dann den Pokal nieder und sagte:

„Baron von Urgilsy, Eure Gegenwart ist nun entbehrlich, Ihr würdet mich also zu großem Danke verpflichten, wenn Ihr mich mit dem Ritter von Dyskirchen allein ließet.“

Claus konnte diese so gradezu ausgesprochene Aufforderung,

sich zu entfernen, nicht unbeachtet lassen, doch lag es nicht in seiner Absicht, von dem Zwiegespräch der beiden Ritter auch nur einen Laut zu verlieren.

„Gehabt Euch wohl," rief er unwirsch, indem er nicht unterließ, mit Sporengeklirr durch den Saal zu schreiten und das Schwert, was er umgegürtet hatte, schleppend nach sich zu ziehen.

Er öffnete die Thür und warf sie klirrend in das Schloß, doch er selbst, anstatt den Saal zu verlassen, blieb innerhalb der Thür und schlüpfte, jedes Geräusch vermeidend, hinter die Vorhänge am Fenster.

Von seinem jetzigen Standpunkt aus, konnte er jedes Wort, welches die Ritter miteinander sprachen, belauschen.

„Wer ist der sogenannte Baron von Urgilsy," hub der Falkensteiner an, „denn daß dieser Mensch kein ungarischer Edelmann ist, werdet Ihr mich nie und nimmer glauben machen, zumal mein Ohr gegen Lüge und Hinterlist gefeit ist."

Der Ritter von Dyskirchen schwieg, kein Ton kam über seine Lippen und das Bewußtsein einer großen Schuld schien ihn niederzudrücken.

„Wenn Ihr nicht sprechen wollt, so will ich Euch sagen, wer der Baron von Urgilsy ist und welches Verbrechen Ihr gemeinsam mit ihm begangen habt und welche Sünden Euch an ihn fesseln."

Der Ritter von Dyskirchen erbebte vom Scheitel bis zur Zehe, doch wagte er kein Wort über die Lippen zu bringen, daher fuhr der Falkensteiner fort:

„Herr Baron von Urgilsy ist der Diener Claus, das Weib, welches Ihr hier im Schlosse versteckt habt, und das der elende Knecht für irrsinnig auszugeben wagt, ist Barbara von Kyburg, Eure rechtmäßig angetraute Gattin. Ihr schweigt, feiger Mörder, und nun rufe ich Euch zu: Auch Ihr waret es, der Euren Neffen, den Edeljunker Edgar von Pullheim, heimlicher Weise ermorden ließet. Sprechet, wenn Ihr mir ein „Nein" zu sagen wagt!"

Bei diesen Worten hatte sich der Ritter Heribert von Falkenstein erhoben und durchmaß mit großen Schritten den Saal, wo-

durch er dem Tische, an welchem der Ritter von Dyskirchen saß, den Rücken zuwenden mußte.

Einen solchen Augenblick benutzte Claus.

Hastig trat er an den eichenen Schenktisch heran und schüttete ein weißes Pülverchen, welches er in der Hand bereit hielt, in den Pokal, welcher auf dem Platze des Falkensteiners stand.

Als dieser sich umwandte, war Claus in sein Versteck zurückgeeilt.

Unwillig kehrte der Falkensteiner an die Seite des Ritters von Dyskirchen zurück, um denselben aus seiner Starrheit aufzurütteln und ihm eine Antwort abzupressen.

Claus benutzte die sich darbietende Gelegenheit, öffnete die Saalthür und warf sie krachend in das Schloß, indem er sich den Anschein gab, als ob er soeben hereinträte.

Beide Ritter fuhren erschreckt auf.

Als der Falkensteiner den Claus erkannte, wandte er sich stolz an ihn und gebot ihm, die Edelfrau Barbara von Dyskirchen herein zu führen.

„Ich kenne eine solche Dame nicht, denn erinnere ich mich recht, so sagte ich Euch auf dem Falkenstein, daß der Ritter von Dyskirchen unverehelicht sei und noch auf Freiersfüßen gehe."

„Ihr sagtet es, doch Eure Worte sind Lug und Trug, ich habe Euch erkannt und durchschaut."

„Ihr seid des Weines voll, sonst würdet Ihr in einem anderen Tone mit mir sprechen."

„Ich kenne Euch, elender Bube, der Ritter von Dyskirchen hat es mir verrathen, daß Ihr ein niedrig geborener Knecht seid."

„Der Ritter von Dyskirchen hat nicht ein Wort gesprochen, und ich kann Euch den Lügner zurück geben."

Der Falkensteiner ergrimmte ob der frechen Rede des Claus und zog sein Schwert zur Hälfte aus der Scheide, doch dieser fuhr in spöttelndem Tone fort:

„Lasset Euer Schwert stecken, ich bin nicht gesonnen, mit solchen Waffen gegen Euch zu kämpfen, zumal nehme ich mein Wort

zurück, daß Ihr des Weines voll seid, denn ich sehe, daß Ihr an dem Feuerwein kaum zu nippen wagtet."

Claus hatte den Pokal des Falkensteiners ergriffen, doch dieser fuhr, wie ein Geier auf seine Beute, auf ihn los, entriß ihm den Becher und stürzte den Wein mit einem Zuge hinunter, worauf er den nun leeren Becher weit von sich ab in das Zimmer hinein schleuderte.

Der Becher zerbrach in tausend Scherben, ohne daß auch nur ein Tröpfchen den Boden benäßte.

Ritter Heribert von Falkenstein hatte den Feuerwein bis auf die Nagelprobe getrunken.

Der höllische Plan des Claus war gelungen, und er konnte ein wahrhaft satanisches Höllengelächter nicht unterdrücken.

„Was ist Euch, Claus," donnerte ihm der Falkensteiner barsch entgegen, „daß Ihr es wagt, Eurer ausgelassenen Lustigkeit in Gegenwart von Rittern die Zügel schießen zu lassen?"

„Mir ist Nichts, edler Herr, doch ich bedaure Eure Unmäßigkeit im Trinken, die nicht ungestraft an Euch vorübergehen wird."

Der Ritter Heribert von Falkenstein wollte auf Claus eindringen, um ihn seiner frechen Rede wegen zu züchtigen, doch seine Beine versagten ihm den Dienst.

Das Schwert, welches er zum Streiche erhoben hatte, entfiel seiner kraftlosen Hand, er mußte sich zu stützen suchen, um nicht umzusinken.

Schwerfällig ließ er sich auf einen Sessel niederfallen, seine Augen verglasten, seine Kniee schlotterten, es war ihm, als ob siedendes Oel durch seine Adern raste und als ob tausend Käfer in seinen Ohren schwirrten und summten.

Claus sah mit stillem Triumph auf die Hinfälligkeit des Ritters von Falkenstein, und als dieser sein centnerschweres Haupt auf den Tisch fallen ließ, schlug er ein so dämonisches Lachen auf, daß es dem Höllenfürsten wie die lieblichste Musik in die Ohren schallen mußte.

Noch kämpfte der Falkensteiner mit der ihn bewältigenden

Mattigkeit, und, alle Kräfte, die ihm noch zu Gebote standen, zusammenraffend, lispelte er:

„Mensch, was hast Du gethan? Was war in dem Wein? Du hast mich vergiftet! Sprich, elender Bösewicht, Du hast mich ermordet!"

Ein tiefer Seufzer war das Ende dieser Worte.

Des Falkensteiners Haupt war auf seine Brust niedergesunken und lange schwere Athemzüge gaben deutlich davon Kunde, daß er in tiefen Schlaf versunken sei.

Claus rüttelte ihn heftig und überzeugte sich, daß er alles Bewußtseins bar sei, daß er von Allem, was um ihn herum vorgehe, auch nicht das Geringste mehr inne wurde.

„Der Wein hat seine Schuldigkeit gethan," sagte er frohlockend zu sich selber, „es thut mir wahrhaftig leid, daß ich einen so edlen Ritter in das Jenseits spediren muß, aber es muß sein, er weiß zu viel, und es wäre gefährlich, ihn am Leben zu lassen, er würde mich verrathen, doch der Mund eines Todten wird nicht mehr sprechen."

Bei diesen Worten näherte er sich dem Schlafenden, hob ihn auf und ließ ihn mit Gewalt auf den Boden niedersinken.

Er spannte sich, gleich einem Rosse, vor den Ritter, nahm dessen Beine unter die Arme und rannte ohne Zweck und Ziel im Saal umher, indem er den tief Schlafenden immer nach sich schleifte.

Er achtete nicht darauf, daß das Haupt des unglücklichen Opfers in steter Bewegung war, welches ab und zu hoch emporsprang, da es von dem unebenen Boden in die Höhe geschnellt wurde.

Plötzlich hielt er in seinem rasenden Laufe inne, er ließ die Beine des in Todesschlaf versunkenen Falkensteiners los und stellte sich vor den Ritter von Dyskirchen hin, der theilnahmlos vor sich hinstarrte.

Claus ergriff seinen Arm und rüttelte ihn heftig, indem er vor sich hinmurmelte:

„Es wäre schade, wollte ich dem Ritter von Dyskirchen die Theilnahme an dem Morde des Ritters Heribert von Falkenstein ersparen, er soll die Augen aufthun, ich will es", und mit donnerähnlicher Stimme schrie er dem Ritter in die Ohren:

„Man kommt, um die Hochzeitsfackeln anzuzünden und Euch in das Brautgemach zu leuchten. Seht, wie das edle Fräulein Clotilde von Waldportsburg die Arme verlangend nach Euch ausstreckt, sie will Euch in Liebe umfangen, seid Ihr nicht bereit, den Kuß feuriger Liebe auf ihre schwellenden Lippen zu drücken?

Ritter von Dyskirchen fuhr aus seiner lethargischen*) Abspannung auf, er sah um sich, und sein Blick fiel auf den bewußtlos daliegenden Falkensteiner.

„Was habt Ihr gethan Claus," fuhr er wild auf, wieder ein Mord, bedenket Ihr nicht, daß Ihr einst vor dem Richterstuhl des ewigen Gottes Rechenschaft über das meuchlings vergossene Blut ablegen müsset?"

„Was Ihr weichherzig seid," lachte Claus, „doch bedenket, daß Eure herrliche Gemahlin und dieser edle Ritter sich Eurer Liebe zu dem edlen Fräulein Clotilde von Waldportsburg entgegenstellen werden, wenn Ihr es nicht für gerathen haltet, dieselben zum ewigen Schweigen zu bringen."

„Wenn es sein muß, so schwelget in dem Blute der Unglücklichen, die in Eure Hände fallen, ermordet sie, tödtet sie, machet mit ihnen, was Ihr wollet, nur lasset es mich nicht wissen, wenn Ihr Euer grausames Handwerk ausübet."

„Ha, ha," lachte Claus, „Ihr wollt, daß ich die glühenden Kastanien für Euch aus dem Feuer hole, ohne daß Ihr Euch die Finger verbrennet, doch so haben wir nicht gewettet, Herr Ritter, Ihr sollt an Allem Euren Antheil haben."

Ritter von Dyskirchen wandte den Kopf ab, um, wie er meinte, die Leiche des Falkensteiners nicht sehen zu müssen, er schauderte

*) Lethargie, schlafartiger Zustand, aus welchem die Betroffenen nicht zum vollständigen Erwachen zu bringen sind.

zusammen und machte mit beiden Händen eine abwehrende Bewegung, die seinen Abscheu vor der gräßlichen That genugsam bekundete.

„Ihr seid ein altes Weib," rief ihm Claus zu, indem er ihn zwang, seine Augen wieder auf den Falkensteiner hinzurichten. „Saget selbst, ist es nicht seine eigene Schuld, daß er sich in Eure Angelegenheiten gemischt hat, daß er mehr weiß, als ihm zu wissen gut thut?"

„Aber ein Mord, ein Mord!" stöhnte Ritter von Dyskirchen; „müßt Ihr denn immer Blut vergießen?"

„Das Blut des Falkensteiners klebt nicht an meinen Händen, überzeuget Euch selbst, daß das Blut des edlen Ritters, welcher so muthvoll in die Höhle des Raubthieres eindrang, noch nicht verspritzt wurde."

Der Ritter von Dyskirchen neigte sich froh überrascht gegen den bewußtlos Daliegenden und sprach: „Dann soll er am Leben bleiben!"

„Er soll noch leben, denn ich morde nicht ohne Euer besonderes Geheiß, obgleich ich es Euch anrathen würde, diesen lästigen Freund auf ewig verstummen zu machen."

„Nein, nein, er soll leben, ich mag nicht seinen Tod auf mein Gewissen laden."

Claus grinzte höhnisch, so daß die Narbe, welche sein Gesicht verunstaltete, wie ein weißer Streifen erschien, während der ganze übrige Theil seines Antlitzes in dunkler Röthe strahlte und seine Augen wie mit Blut unterlaufen waren.

„Auch ich", flüsterte er leise vor sich hin, doch laut genug, um von dem Ritter von Dyskirchen verstanden zu werden, „würde Eurer Frau Gemahlin eine Gesellschaft in dem Ritter von Falkenstein gönnen, wodurch er gleich Gelegenheit hätte, das Schloß in seinen Grundvesten zu erspähen, und Euer zartes Gewissen, denn ich spreche nur allein von Eurem Gewissen, würde verschont bleiben von der tiefen Trauer, die Euch ein Mord aufbürden müßte."

Ritter von Dyskirchen glotzte den Sprecher an, er wußte nicht,

ob er dessen Worte für baare Münze nehmen, oder für Spiegelfechterei halten sollte, deswegen sah er Claus mit verwunderten Blicken an, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben.

Claus fuhr also fort:

„Entscheidet Euch schnell, Ritter von Dyskirchen, ob wir dem edlen Ritter von Falkenstein ein hänfernes Halsband umlegen sollen, das ihm die Luft für immer benehmen wird, oder ob ihr den Betäubten Eurer Frau Gemahlin zur Gesellschaft zuweisen wollt, eines von Beiden verlange ich von Euch, um unserer Sicherheit willen."

Ritter von Dyskirchen kämpfte sichtlich mit sich selber, doch da er zu keinem Entschluß kommen konnte, so fuhr Claus fort:

„Einen Mord wollt Ihr nicht, Herr Ritter, ich wähle also für Euch und verhänge über den Falkensteiner eine strenge Gefangenschaft, zumal ich weiß, daß Ihr für Euer Eheweib nicht so viel Liebe hegt, um Eure Eifersucht zu entflammen."

Dem Ritter von Dyskirchen sei es zum Ruhme nachgesagt, daß er weder den Tod, noch die harte Gefangenschaft, die dem Ritter Heribert von Falkenstein eine noch größere Pein, als der Tod selber verursachen mußte, über ihn verhängen wollte, doch Claus sagte in entschiedenem Tone zu ihm:

„Entweder muß er seinen Vorwitz büßen, oder wir haben uns darauf gefaßt zu machen, den Tod durch Henkershand zu erleiden. Entweder er, oder wir, ein Drittes gibt es nicht."

Ritter von Dyskirchen konnte sich dieser Ueberzeugung nicht verschließen, daher seufzte er tief auf und flüsterte mit vor Schmerz befangener Stimme:

„Wenn es denn sein muß, so mag er in den Kerker wandern, es giebt eine Thür, die ihn wieder zum Leben heraufführen kann, aber haben wir seinen Geist gemordet, so wird er uns immer fluchen, und wir können uns nicht rühmen, seiner für immer enthoben zu sein. Sein Geist wird umgehen und die Mörder mit Schreckbildern verfolgen."

„Ihr seid ein altes Weib, Ritter von Dyskirchen, nehmt es

mir nicht übel, daß ich Euch die Wahrheit sage, Ihr werdet mit Eurer Gespensterfurcht Euch noch zu Tode peinigen."

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des Ritters von Dyskirchen, welcher in seinen schlafähnlichen Zustand zurückzufallen drohte.

Dem Claus lag es jedoch sehr fern, den Ritter wieder in die lethargischen Träumereien versinken zu lassen, deswegen sprach er in drohendem Tone:

„Ihr wißt, daß mein Mittelchen nur ein halbes Stündchen in seiner Unfehlbarkeit anhält und uns der lästigen Mühe überhebt, den Falkensteiner zu fesseln. Lasset uns also die Zeit wohlweislich benutzen, damit wir nicht gezwungen werden, Gewalt anzuwenden und dem Falkensteiner einen Knebel in den Mund legen zu müssen."

„Einen Knebel!" wiederholte der Ritter wie abwesend.

„Ja, einen Knebel," rief Claus unwillig, „denn Ihr werdet nicht wollen, daß der Vogel durch seinen Gesang und Geschrei uns unberufene Zuschauer auf den Hals ladet, wenn wir ihn in den Käfig einsetzen. Vorwärts," rief jetzt Claus ungeduldig, „fasset den Falkensteiner unter die Arme und folget mir!"

Der Ritter von Dyskirchen that, wie unbewußt, wie ihm Claus geheißen, er beugte sich zur Erde nieder, hob den betäubten Ritter Heribert von Falkenstein auf und folgte dem voraufschreitenden Claus nach, welcher die Beine des Unglücklichen unter die Arme genommen hatte, die Thüre des Saales öffnete und die Stufen der Treppe hinabpolterte.

Der unheimliche Zug bewegte sich bis in den Keller hinunter, doch Claus hatte dafür gesorgt, daß ihm die Hände frei geblieben waren.

Als sie in die Dunkelheit gelangten, ergriff Claus eine Fackel zündete sie an und nahm in die andere Hand einen großen Schlüsselbund, womit er zwei oder drei mit Eisen beschlagene Thüren öffnete.

Bis zur letzten schleppte er den Körper des Unglücklichen, hie

ließ er ihn fallen und befahl dem Ritter von Dyskirchen ein Gleiches zu thun.

Mechanisch befolgte der Ritter die Worte des Claus und es schien wahrhaftig, als hätten die Beiden die Rollen gewechselt und wäre der Ritter zum Diener und der Diener zum Ritter geworden.

Claus öffnete die Fallthüre, schob den bewußtlosen Ritter Heribert von Falkenstein hindurch und schloß die Thüre hinter dem Unglücklichen zu, ganz unbekümmert darum, was nun aus ihm werden solle.

Der Ritter von Dyskirchen taumelte wie trunken hin und her, doch als er sich zufällig der Thür, welche zu dem Gefängnisse des Falkensteiners führte, näherte, vernahm er ein dumpfes Gepolter, als ob ein schwerer Körper eine lange Treppe hinunter fiel und alle Furcht und Schrecken des bösen Gewissens bemächtigten sich seiner.

Die Haare sträubten sich ihm auf dem Kopfe in die Höhe, und wie von den Furien der Hölle gepeischt, lief er schnell von dannen.

Claus sah ihm spöttisch lächelnd nach.

Mit lässigen gravitätischen Schritten stieg auch Claus aus den Kellergewölben herauf und begab sich in den Rittersaal, wo er den Ritter von Dyskirchen bereits antraf und staunend bemerkte, wie er einen Humpen Wein nach dem anderen mit hastiger Gier hinunterstürzte.

„Aber, du gerechter Himmel, Herr Ritter, Ihr trinkt ja, als ob Ihr noch in Eurem ganzen Leben keinen Wein gesehen hättet. Ehe zehn Minuten vergehen, werdet Ihr unter dem Tische liegen, wenn Ihr so fortmacht, nehmt Euch doch Zeit und trinkt mit Gemüthsruhe, wie ich es thun werde."

Ritter von Dyskirchen achtete nicht auf das, was ihm Claus sagte, unbekümmert um Alles, was um ihn herum vorging, trank er weiter, und es war, als ob der Feuerwein keine Kraft auf ihn ausüben konnte, so wurden seine Nerven mit wunderbarer Stärke

gestählt; er stand stolz aufrecht, ohne auch nur im Geringsten zu wanken.

Als Claus ihn so dastehen sah, grinste er ihn freundlich an, indem er zu ihm sprach:

„So gefallt Ihr mir, Herr Ritter, und ich bedaure lebhaft, daß Eure edle Frau Gemahlin Euch nicht so, wie ich, in Eurem vollen Glanze sehen kann."

Claus hob bei diesen Worten seinen Pokal in die Höhe und rief mit lauter Stimme, daß es aus allen Ecken des Saales widerhallte:

„Sie soll leben! Hoch lebe die edle Frau von Dyskirchen!"

Ehe noch das Echo verhallt war, ergriff Ritter von Dyskirchen seinen schweren zinnernen Humpen und schleuderte denselben mit voller Gewalt auf Claus zu, daß derselbe sicherlich nicht ohne eine schwere Verletzung davon gekommen wäre, hätte der Humpen sein Ziel erreicht, so aber sauste der Becher hart an seinem Kopfe vorbei und fuhr durch das offenstehende Fenster in den Burghof hinab, wo er in tausend Scherben zersplitterte.

Der Ritter von Dyskirchen wartete den Erfolg seines Wurfes nicht ab. Als würde er von den höllischen Klauen des Teufels verfolgt, stürmte er aus dem Saale hinaus.

Er hätte nicht schneller und hastiger die Treppe hinabeilen können, wenn sein ganzes Lebensglück als Endziel auf dem Spiele gestanden hätte; ohne zu wissen wohin, lief er über den Burghof hin und trabte im Schloßgarten umher, bis er endlich auf den Stufen einer kleinen Kapelle erschöpft niedersank.

Sein Wahnsinn war zu Ende, seine Betäubung war gewichen und nur die Ermattung und Kraftlosigkeit seiner Glieder war zurückgeblieben.

Als er sich ein wenig erholt hatte und bemerkte, daß er sich auf einem Platze befand, den er sonst sorglich zu vermeiden pflegte, überdachte er das Geschehene, was ihm jetzt mit wunderbarer Schärfe und Klarheit vor Augen stand. Er konnte sich genau erinnern, daß er dem Claus hülfreiche Hand geleistet hatte, um

den Ritter Heribert von Falkenstein in das Verließ zu werfen. Doch wie er jetzt auf diesen Platz, an den Eingang der kleinen Kapelle hingekommen war, blieb ihm wie ein Räthsel, und gewaltsam raffte er sich empor und verließ schnellen Schrittes den Schloßgarten, um sich in sein Zimmer zurückzuziehen und sein Lager aufzusuchen.

Claus hohnlachte hinter dem Ritter von Dyskirchen her, als dieser wie ein Pfeil die Schloßtreppe hinabschoß und murmelte vor sich hin:

„Den Ritter von Dyskirchen plagt der leibhaftige Satan, ich wette darauf, daß sein Wahnsinn ihn noch in's Tollhaus bringen wird, wenn nicht eine mitleidige Seele sich vorher finden sollte, die ihn in das Jenseits befördert. Nun, das mag er halten, wie er will, ich werde mein Haar weder darob ergrauen lassen, noch meine Kleider, wie die Kinder Israels, zerreißen. Ein Jeder mag thun, wie es ihm gut dünkt."

Als wäre nicht das Geringste vorgefallen, was ihn einigermaßen berühren könnte, schritt er über den Burghof, um nach den Reisigen und Dienern zu sehen und sich selbst zu überzeugen, daß Alle auf ihrem Posten seien und das Schloß wohl bewacht würde.

Hierauf begab er sich zu der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg, welcher er mit ruhigem Blute und ohne auch nur eine Miene zu verziehen, Bericht erstattete, wie es dem Ritter Heribert von Falkenstein ergangen und wie die Gastfreundschaft desselben vergolten sei.

Die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg hatte ein starkes Gemüth, so daß Claus nicht befürchten mußte, ihr durch seine Erzählung eine so große Aufregung zu verursachen, daß ihre langsam fortschreitende Genesung unterbrochen worden wäre, vielmehr schmeckte ihr das Mittagsmahl ausgezeichneter denn je.

Sie nickte Claus mehrmals bei der Schilderung der Ereignisse freundlich zu und drückte ihm am Schlusse seiner Worte anerkennend die Hand, indem sie mit volltönender Stimme zu ihm sprach:

„Ihr seid kein so erbärmlicher Feigling, wie der Ritter von Dyskirchen, dem die Kniee schlottern und das Herz im Leibe zittert, wenn es gilt, eine entschlossene That zu vollführen. Der Falkensteiner hätte besser gethan, auf seinem Felsenneste zu bleiben, als hierher zu kommen, um unsere Kriegslist, die so trefflich gelungen zu sein schien, auf die Probe zu stellen und sich selbst überzeugen zu wollen, wie stark unsere Liebe und Freundschaft für ihn erglüht, jetzt ist nun Alles verloren."

„Noch nichts ist verloren, edles Fräulein, sogar hoffe ich, daß wir in vorliegendem Falle mehr denn je auf die Hülfe seiner Mannen rechnen dürfen."

„Ihr seid wohl toll, Claus, wie wäre das möglich, während der Falkensteiner in unserm Burgverließe schmachtet?"

„Eine jede Burg hat einen festen Kerker und warum muß es denn grade Schloß Mündenheim sein, wo Ritter Heribert von Falkenstein gefangen gehalten wird. Gewißlich hat er bei seinem Ausritte Niemanden davon in Kenntniß gesetzt, daß er vorwitzige Forschungen machen will, und nichts wird den Falkensteinern natürlicher erscheinen, als daß ihr Herr in die Gefangenschaft des Illingsburgers, dem er ja die Fehde ankündigte, gerathen ist, zumal ich dafür sorgen werde, daß noch in der heutigen Nacht eine kleine Streiferei um die Illingsburg herum gemacht werde, wobei ein Ritter den Helm und das Schwert des Falkensteiners einbüßen wird. Ich werde dafür Sorge tragen, daß beide Waffenstücke von dem Knechte des Falkensteiners gefunden werden, der noch auf dem Schlosse hierselbst weilt und sich sorgsam vor den Augen seines Herrn verbarg, da er bei dem Weinkruge mit unseren Reisigen so viel gezecht hatte, daß er mit Recht einen Verweis fürchtete, wenn er dem Ritter Heribert von Falkenstein sein weinglühendes Antlitz zeigte. Helm und Schwert habe ich bei Seite geschafft und ein langer Reitermantel wird dem Reisigen des Falkensteiners meine Gestalt verhüllen, so daß er nicht vermuthen kann, daß ein Anderer, als sein Herr, die nächtliche Streiferei gegen die Illingsburg begleitet."

„Euer Plan ist recht schlau und ich wünsche Euch alles Gelingen.“

Die Sonne war nahe daran zu Rüste zu gehen.

Claus erhob sich, nahm von dem Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg Abschied und rief die Reisigen zu den Waffen.

Die Pferde wurden aus dem Stalle gezogen und bald verließen zehn wohl gewappnete Reiter Schloß Mündenheim.

Der Ritter von Dyskirchen war ebenfalls in den Burghof gekommen und Claus konnte ihn nur mit Mühe bestimmen, dem nächtlichen Streifzuge fern zu bleiben, was ihm nur dadurch gelang, daß er ihm die Nothwendigkeit vor Augen stellte, die Burg nicht ohne Schirmherrn zu lassen.

Ritter von Dyskirchen machte große Augen, als Claus den Helm des Falkensteiners auf sein Haupt stülpte und selbst noch eine Lederkappe mit sich nahm, doch es beburfte nur weniger Worte, um ihn von der Absicht zu unterrichten, daß Claus für den Falkensteiner gelten wolle.

Ritter von Dyskirchen war nicht auf den Kopf gefallen, er durchschaute den Plan des Claus, und als die Reisigen über die Zugbrücke des Schlosses hinwegritten, befand er sich mit dem Knappen des Falkensteiners ganz in der Nähe derselben, so das der Reisige den Abritt seines Herrn mit eigenen Augen mit ansehen und späterhin bezeugen konnte.

Mit lauter Stimme rief er den Abziehenden zu:

„Glück zu, zeiget Euch muthig und tapfer, daß der Ritter Heribert von Falkenstein Freude an Euch habe.“

Zum Danke für die freundlichen Abschiedsworte, die ihnen Ritter von Dyskirchen nachrief, erhob der Rottmeister, welcher das Panier *) derer von Mündenheim vorauftrug, sein Fähnlein grüßend,

*) Panier ist gleichbedeutend mit Banner, Hauptfahne, welche dem Heere voraufgetragen wurde. Neben dem Banner führte der Rottmeister eine kleine Sturmfahne, die am Schafte der Lanze befestigt und mit großer Leichtigkeit zu handhaben war.

während die Reisigen ihre Lanzen und Schwerter aneinander klirren ließen und ein freudiges Geschrei erhoben.

„Mag der Zug, den Euer Herr und Gebieter jetzt noch unternimmt, von dem besten Erfolge gekrönt sein und dieser Handstreich so vortrefflich gelingen, daß uns dadurch ein blutiger Kampf erspart bleibe.“

„Es lebe der Ritter Heribert von Falkenstein,“ rief der Reisige begeistert aus, doch dem sich entfernenden Zuge, schaute er mit so gleichgültigen Blicken nach, daß es auffallen mußte.

Es schien, als hätte der Kriegsknecht erkannt, daß nicht sein Gebieter den nächtlichen Streifzug leitete, obgleich der Ritter, der dem Zuge voraufritt, mit dem Helm des Falkensteiners geschmückt war. Und so war es auch in der That, denn er murmelte vor sich hin:

„Ich will die ewige Seligkeit verlieren, wenn der Reiter, der voraufreitet und in den Farben des Falkensteiners prangt, mein Herr ist. Man will mich betrügen und mich glauben machen, mein Herr habe das Schloß verlassen. Hier waltet ein Verbrechen ob, das ich aufdecken werde, so fein auch der Baron von Urgiljy seine Ränke zu verstecken gewohnt ist.“

Nachdem die Zugbrücke wieder aufgezogen worden war, begab sich der Ritter von Dyskirchen in das Schloß zurück und auch der Falkensteiner gab sich den Anschein, als suche er sein Lager im Stalle wieder auf.

In seinem Herzen war das Mißtrauen rege geworden, doch das harmlose Geplauder der Diener und Kriegsknechte überzeugte ihn bald, daß diese ganz schuldlos seien, wenn ein Verrath an Ritter Heribert von Falkenstein verübt worden sei.

Von seinen trüben Gedanken konnte er nicht loskommen und mißmuthig verließ er den Kreis seiner Zechgenossen, um planlos auf dem Burghofe umher zu schweifen.

Ein schrecklicher Aufenthalt.

Der Ritter Heribert von Falkenstein befand sich in einer elendiglichen Lage. Im seiner tiefen Betäubung war er bis in den Keller hinuntergefallen, so daß ihn alle Glieder schmerzten, als er allmälig aus seinem todesähnlichen Schlafe erwachte.

Er vermochte sich nicht zu enträthseln, wie er in diese trostlose Lage gerathen sei. Doch bald stand es ihm klar vor Augen, daß der Ritter von Dyskirchen und der Baron von Urgiljy, die ihm Freundschaft heuchelten und denen er so schonungslos die Maske abriß und ihnen kund und zu wissen that, daß er sie durchschaut habe, seine Peiniger sein mußten.

Mühsam richtete er sich auf und tastete an allen Orten umher. Das schwache Licht, das durch ein schmales Loch des vergitterten Fensterchens eindrang, setzte ihn in den Stand, sein Gefängniß zu erkennen und genau zu untersuchen.

Die Mauern waren von der herabtriefenden Feuchtigkeit mit fingerdickem Schimmel überzogen, und auf dem Boden stand das faule stinkige Wasser mindestens eine halbe Hand hoch.

Das Stroh, welches dem bedauernswerthen Gefangenen zum Ruhelager dienen sollte, war feucht und zum Theil in Fäulniß übergegangen.

Der Ritter würde sich hierauf nicht nieder gelassen haben, um auszuruhen, denn diese Lagerstätte bot zu gleicher Zeit einen unreinen und unsanften Ruheplatz dar.

Einige leere Fässer standen in dem Keller umher und beengten den ohnehin nicht großen Raum noch mehr.

Auf einem dieser Fässer nahm Ritter Heribert von Falkenstein Platz, um über den Grund seiner Gefangenschaft nachzudenken.

Kein Beweggrund schien ihm triftig genug zu sein, um ihn hier gefangen zu halten; wollte man ihn ermorden, warum reichte man ihm nicht in dem Weine, anstatt des Betäubungsmittels, ein sicher tödtendes Gift?

Er konnte sich keinen Grund denken, um für diese grausame Barmherzigkeit eine Erklärung zu finden.

In der heftigsten Unruhe brachte er den Rest des Tages zu, und als es Abend wurde und immer dunkler und dunkler geworden war, störte ihn ein fremdartiges Gefühl aus seiner Abgespanntheit auf und es war ihm, als ob sich auf seiner Hand etwas hin und her bewegte.

Der Körper, oder der fremdartige Gegenstand, mit dem seine Hand in Berührung kam, war kalt und schlängelte hin und her. Ein Schauer überlief ihn, als er mit der andern Hand danach faßte und eine große Ratte ergriff, die die Verwegenheit und Frechheit so weit getrieben hatte, sich neben ihn zu setzen. Als er nach diesem Thiere griff, sprang es mit ekelhaftem Gequieke davon und durchschwirrte so schnell wie ein Pfeil die Luft, indem sie unter seiner Hand durchglitt und nach wenigen Secunden spurlos verschwand.

Ritter Heribert von Falkenstein empfand einen unwiderstehlichen Ekel gegen dieses Ungeziefer, von welchem der Keller förmlich wimmelte.

Was wollte der arme Gefangene nun machen? Er sah nichts mehr, denn die Nacht brach herein und die Ratten, deren unfreiwilliger Gast er war, wurden von Minute zu Minute frecher und zudringlicher.

Er flüchtete die Treppenstufen hinauf und versuchte es die Thür des Kerkers aufzustoßen.

Seine Anstrengungen waren aber vergeblich und der nutzlosen Bemühungen überdrüssig, beschloß er, die Nacht auf der steilen Treppe hinzubringen.

Er verlebte eine entsetzliche Nacht und erst gegen Morgen machte die Natur ihre Rechte geltend und er verfiel in einen unruhigen und unerquicklichen Schlummer.

Trotz alle dem mußte er eine geraume Zeit geschlafen haben, denn die Sonne ließ bereits ein schwaches Licht durch das vergitterte Kellerfensterchen fallen, als er erwachte.

Vielleicht hätte er noch länger geschlafen, wenn nicht ein polterndes Geräusch über seinem Kopfe ihn vollends ermuntert hätte.

Er erkannte die Stimme des Ritters von Dyskirchen und die des Claus oder des sogenannten Barons von Urgilsy, welcher letztere inzwischen von seinem Streifzuge zurückgekommen war.

Beide waren in lebhaften Wortwechsel gerathen, da hörte er, wie eine Frauenstimme dem Streite ein Ende machte und in befehlendem Tone sprach:

„Der Reisige des Falkensteiners weigert sich, das Schloß zu verlassen, indem er vorgiebt, weder gehen, noch ein Pferd besteigen zu können, und droht so, dem fein angelegten Plane des Claus einen Strich durch die Rechnung zu machen, ich vermuthe aber, daß sein Leiden eine leere Verstellung ist und werde ihn beobachten lassen. Betreffe ich diesen ungefügigen Reisigen des Falkensteiners auf verdächtiger Fährte, so lasse ich ihn am ersten besten Nagel im Burghofe aufknüpfen, seiet versichert, daß ich mit Jedem, wer es auch sein möge, den ich des beabsichtigten Verrathes des Schlosses überführen kann, wenig Umstände mache."

„Was soll aber aus unseren Gefangenen werden?"

„Das Gerathenste und Vortrefflichste wäre es wohl, wenn wir den Worten des Claus Gehör schenkten und sie ein für alle Mal durch einen gewuchtigen Schwertstreich zum ewigen Schweigen brächten."

„Mord und immer Mord," seufzte Ritter von Dyskirchen, indem er sich dick hervorperlende Schweißtropfen von der Stirne wischte.

Claus lächelte höhnisch, und in spöttischem Tone sich an den Ritter wendend, sagte er:

„Es thut mir wahrhaftig leid, Eure Seelenangst zu sehen, und ich bedaure diese Energielosigkeit als ein Zeichen des heranrückenden Alters betrachten zu müssen, denn in Eurer Jugend waret Ihr doch sonst nicht so empfindlich, wenn es galt, ein Bischen Menschenblut zu vergießen."

Ritter von Dyskirchen antwortete nicht, an seiner Statt nahm

die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg das Wort und sprach in entschiedenem Tone:

„Wenn der Ritter von Dyskirchen zu alt wird, um selbst energisch zu handeln, so muß ein anderer Geist für ihn denken und seine Handlungen bestimmen."

„Dieser Geist will ich sein, obgleich ich alle Rücksicht auf seine Wünsche nehmen und sein zartes Herz nicht mit einem Morde belästigen werde, wenn sich eine solche Blutthat umgehen läßt, ohne unsere Sicherheit zu gefährden.

„O, edles Fräulein, denket nicht, daß ich so blutdürstig bin, um zu morden, nur damit ich meinen Blick an dem verspritzenden Herzblut des Opfers erlabe, und ein Tigerherz in mir berge, auch ich habe Mitleiden und Erbarmen mit dem Ritter von Dyskirchen, ich weiß, welche zarte Rücksichten ihn bestimmen müssen, das Leben unserer Gefangenen zu schonen, denn es wäre nicht edel von dem Ritter von Dyskirchen gehandelt, wollte er die Gastfreundschaft, die uns Ritter Heribert von Falkenstein auf seinem Schlosse angedeihen ließ, nicht ebenso vergelten."

„Schweigt," gebot der Ritter, „denn aus Euren Worten spricht eine so elende Spottsucht, daß ich mich leicht vergessen, und Euch mit eigener Hand in das Verließ zu dem Ritter Heribert von Falkenstein hinunterwerfen könnte, damit Ihr an seinem Mahl dort unten nach Gefallen Theil nehmet und die Gastfreundschaft auf diesem Schlosse, die ihm zu Theil wird, aus eigener Anschauung und Ueberzeugung rühmen möget."

Claus verlachte den Zorn des Ritters und in seiner alten Spottsucht fuhr er fort:

„Ritter Heribert von Falkenstein wird sich allerdings nicht eines so weichen Ruhelagers hier auf dem Schlosse erfreuen, als er für uns auf seiner Burg herrichten ließ, doch wenn Ihr seinen Aufenthalt mit dem Eurer edlen Frau Gemahlin vergleichet, so werdet Ihr doch zugeben müssen, daß sich in seinem Gemache ein gewisser Luxus geltend macht, der nicht überall zu finden ist."

„Wovon sprecht Ihr," fragte das Edelfräulein Clotilde von

Waldportsburg, indem sie mit unverholenem Erstaunen dem Claus in's Gesicht blickte, der vollkommen ernsthaft blieb und auch nicht eine Miene verzog, die darauf hindeuten konnte, daß er nicht im völligen Ernste sprach.

„Wovon ich spreche," fragt Ihr edles Fräulein, „und solltet Euch doch daran erinnern, daß ich Euch berichtete, wie in diesem Keller leere Fässer aufgespeichert seien, und sich an der Wand desselben ein Strohlager befinde, welches dem Falkensteiner zum Ruhelager dienen kann."

„Aber die Fässer sind leer, und das Stroh ist, wie Ihr mir sagtet, verfault."

„So sagte ich Euch allerdings, doch die göttliche Vorsehung waltet oft gar wunderbarlich, und wie Ihr wisset, ist der göttlichen Allmacht kein Ding unmöglich, sie hat diesen sonst nur von Ratten bevölkerten Keller in ein Rittergemach verwandelt, vielleicht, daß sie auch die leeren Fässer wieder mit köstlichem Weine füllte, und das erbärmliche Strohlager in ein üppiges Ruhebett umschuf."

Unwillig wandte sich der Ritter von Dyskirchen von Claus ab, während das Edelfräulein ihren Finger drohend erhob, und zu dem Spötter sagte:

„Hütet Euch, Claus, daß Ihr nicht dieses Rittergemach beziehen müsset, dessen Vorzüge Ihr also preiset."

„Ich hüte mich, edles Fräulein, und werde meinen Kopf nicht ohne große Noth in die Schlinge stecken, sogar habe ich dafür gesorgt, daß ich dem Falkensteiner sein prunkendes Rittermahl reichen kann, ohne sein kostbares Gemach zu betreten."

Bei diesen Worten schob er ein Brett zur Seite, und rief in die sich nun zeigende Oeffnung hinunter:

„Kommet herauf, edler Ritter Heribert von Falkenstein, und ergreifet den Steinkrug, den ich Euch reichen werde, doch hütet Euch, daß Ihr den köstlichen Nektar, der sich darin befindet, nicht verschüttet, denn es ist kein Deckel auf dem Kruge, und nur Euer herrliches Brod liegt als Verschluß auf demselben, doch das rathe ich Euch, schwelget nicht zu unvernünftig in Speise und

Trank, denn es könnte leicht sein, daß Ihr Euch bis zum nächstfolgenden Tage mit Eurer Mahlzeit behelfen müßtet, da Euer Küchenmeister nur alle vierundzwanzig Stunden seine Vorräthe für Euch erschließt."

Mechanisch that Ritter Heribert von Falkenstein wie ihm Claus hieß, er empfing aus seinen Händen den Wasserkrug und nachdem er das Brod, welches über demselben lag, unter den Arm genommen hatte, damit die Ratten, welche gierig darauf lossprangen, es ihm nicht entreißen konnten, rief er, so laut er vermochte:

„Ihr werdet es bitter bereuen, wenn Ihr mich in so grausamer Gefangenschaft haltet, und obendrein in ein so abscheuliches Loch stecket, worin ich in wenigen Tagen elendiglich umkommen muß.

Lasset mich frei, ich werde Euch ein gutes Lösegeld zahlen, und Euch zugleich auf Ritterwort die unverbrüchlichste Verschwiegenheit geloben."

„Nein, rief Claus wieder hinunter, Ihr bleibet wo Ihr seid, und wenn Ihr sterbet, bevor wir Euch die Freiheit wieder schenken können, so ist das lediglich Eure Schuld, und Euer Blut kann nicht auf das Haupt des Ritters von Dyskirchen fallen, und sein zartes Gewissen bedrücken."

„Aber was habt Ihr mit mir vor, wann soll ich meine Freiheit wieder bekommen."

„Das kann ich Euch so genau nicht sagen, und hängt ganz von den Umständen ab, und ist eine Frage, die Ihr an das Glück unserer Waffen richten müßt, aber wenn Ihr wolltet, so wäret Ihr im Stande, Eure Haft wesentlich abzukürzen."

„Was muß ich thun, um frei zu werden?"

„Schreibet nur Euren Namen unter ein Blatt Pergament, welches ich Euch herabreichen werde."

„Was steht darauf?"

„Nichts, Herr Ritter, gar Nichts, Ihr könnt ohne Sorge und versichert sein, daß ich Euch nicht mit dem Durchlesen einer weitläufigen Abhandlung ermüden werde.'

Während Claus also sprach, griff er in sein Wams und holte aus der weiten Tasche desselben ein zusammengerolltes Pergament hervor, das er dem begierig danach greifenden Ritter von Falkenstein hinabreichte.

„Wartet," gebot er ihm, und mit schnellen Schritten eilte er in das Schloß, von wo er nach kurzer Frist mit einer großen Schreibfeder und einem riesigen Tintenfasse in der Hand zurückkehrte.

Er ergriff eine am Boden stehende Laterne, zündete ein kurzes Lichtstümpfchen an und reichte diese mit dem Schreibmaterial dem Falkensteiner zu.

Dieser entrollte das Pergament, doch kaum traute er seinen Augen, als er ein völlig leeres Blatt erblickte.

„Das Blatt ist leer, was soll ich darauf schreiben?"

„Nichts, Herr Ritter, gar Nichts, es genügt mir schon, wenn Ihr unten in der Ecke oder auch in der Mitte des unteren Randes, wenn Euch dies mehr belieben sollte, Euren Namen hin schreibet."

„Wie? Ihr wollt mir also wirklich nicht angeben, was ich schreiben soll?"

„Nein, Herr Ritter, zumal ich nicht weiß, in welcher Weise ich das Document, daß ich bei Bedarf selbst ausfertigen will, benutzen werde."

„Ich werde nicht schreiben," rief der Falkensteiner entschieden, „wenn Ihr mir nicht sagen wollt, was Ihr von mir begehret und verlanget."

„So schreibet nicht," entgegnete ihm Claus spöttisch, „es sei ferne von mir, Euch zu Eurem eigenen Heile treiben zu wollen. Lasset nur vierundzwanzig Stunden weiter in das Meer der Ewigkeit entronnen sein und ich wette mit Euch, daß Ihr gefügiger sein werdet."

Claus gab sich nicht die Mühe, das Loch, durch welches ein Mann hindurch kriechen konnte, wieder zu verschließen, sondern wandte sich zu seinen Begleitern, dem Ritter von Dyskirchen und

der edlen Jungfrau Clotilde von Waldportsburg, und sagte in fast gleichgültigem Tone:

„Ueberlassen wir den Ritter Heribert von Falkenstein seinem Schicksale und kehren wir in das Schloß zurück, wo unserer ein guter Imbiß wartet.“

„Ihr vergesset, daß wir die edle Frau von Dyskirchen besuchen müssen.“

„Eure Worte erinnern mich daran, edles Fräulein, daß ich zu verschwenderisch mit meinem Lebensmittelvorrathe umgegangen bin, und daß ich das Ganze dem edlen Ritter Heribert von Falkenstein gegeben habe, der nur die Hälfte bekommen sollte. Die edle Frau von Dyskirchen wird sich nun schon noch einige Stunden gedulden müssen, ehe sie sich der Schwelgerei überlassen kann, denn es ist doch zu unwahrscheinlich, daß ich mich ihretwegen mit meiner Mahlzeit beeilen oder mir den Schlaf nach Tische abbrechen werde.“

„Ich werde selbst gehen und der armen Barbara den Kerker öffnen, ich erkenne überhaupt Euren Grund nicht an, den Ihr nennet um sie gefangen zu halten.“

„Ihr würdet sehr übel daran thun, edles Fräulein, wolltet Ihr der Edeldame die Freiheit geben, so lange Magister Eusebius uns durch den Illingsburger auf den Hals sitzen läßt, wobei ich noch der Gefahr keine Erwähnung thue, der Ihr Euch selber aussetzt, wenn Ihr uns dieser kostbaren Geißel beraubt. Die Edelfrau ist die angetraute Gemahlin des Ritters von Dyskirchen, und ihre Anwesenheit auf dem Schlosse zu Mündenheim wird eine wichtige Anklage unserer Feinde zu Nichte machen, die behaupten, der Ritter von Dyskirchen lebe in wilder Ehe auf dem Schlosse. Barbara von Kyburg ist die angetraute und durch das Sacrament der Ehe mit dem Ritter von Dyskirchen verbundene Gemahlin. Niemand wird diese Thatsache, der alle Welt beiwohnte und die zu Ulm vor sich ging, ableugnen können, oder es wagen, die Gesetzmäßigkeit dieser Ehe anzuzweifeln.“

„Ich leugne es,“ rief der Ritter von Dyskirchen, der bis jetzt

kein Wort gesprochen hatte, und der gleich einem seelenlosen Automaten*) bei allen Dingen einen stummen Zuschauer abgegeben hatte.

„Ihr könnt es nicht leugnen,“ rief ihm die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg entgegen, „wenn man Euch auch dabei einen argen Betrug spielte.“

„So mag sie sterben, und der Tod dieses mir so lästige Band zerreißen.“

Bei diesen Worten stampfte Ritter von Dyskirchen ingrimmig mit dem Fuße, so daß Claus lächelnd auf ihn zeigte und der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg zuflüsterte:

„Ritter von Dyskirchen ist um seine Gattin nicht sonderlich besorgt, und es wird ihm keine Schmerzen machen, wenn ich ihr zur Feier des heutigen Tages einen Fasttag zuerkenne.“

„Laßt sie verhungern, mir ist es gleich, wenn ich nur von dem lästigen Bande, welches, wie auch Ihr behauptet, edles Fräulein, mich an sie fesselt, befreit werde.“

„Sie soll aber nicht darben, ich will es nicht,“ nahm die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg das Wort, und sah Claus dabei so drohend an, daß dieser erbebte, und vor dem befehlenden Tone kleinlaut stillschwieg.

Nach einer Weile sprach er so bescheiden, als er nur vermochte:

„Ich will sogleich für die Edelfrau ein gebührliches Zimmer herrichten lassen, da Ihr es so befehlet.“

„Ich habe einen solchen Befehl nicht ausgesprochen, sie mag in Gefangenschaft bleiben, doch will ich nicht, daß sie darbe und Hunger leide.“

„So lasset uns gehen, damit ich für eine Mahlzeit besorgt sein kann.“

Die Drei verließen das Gemach, was jedoch der Reisige des

*) Automat, eine Maschine, die selbsthandelnd aufzutreten scheint, aber nur sinnlos nach bestimmten Gesetzen sich bewegen muß.

Falkensteiners, der ihnen unbemerkt nachgeschlichen war, allsogleich bemerkte.

Kaum hatten sie den düsteren Vorkeller verlassen, als dieser Reisige eintrat, sich umschaute und alsbald die Oeffnung in dem Fußboden gewahrte, aus welcher ein schwacher Lichtschimmer hervordämmerte.

Auf diesen Lichtschein eilte er zu, und rief in die Oeffnung hinein:

„Wer ist da unten?"

Auf seinen ersten Ruf bekam er keinen Bescheid, und erst als er denselben zum zweiten Male und in stärkerem Tone wiederholte, schallte es von unten herauf:

„Wer fragt, sind meine Peiniger denn nicht gegenwärtig um Auskunft zu geben?"

„Ach, Ihr seid es, edler Herr, wie sehr beklage ich Euch, daß Ihr in die Hände dieser Räuber und Mörder gerathen seid, doch vertrauet auf Gott, da er mich zu seinem Werkzeuge ausersehen zu haben scheint, daß ich Euch rette."

Der Reisige ließ sich auf die Kniee nieder und versuchte es, die Thür, in welcher das Loch sich befand, zu öffnen, doch scheiterten alle seine desfalsigen Versuche.

Er fand einen Strick und ließ diesen in die Oeffnung hinunter, doch derselbe konnte ihm zu nichts nutzen, da es ganz unmöglich war, den Ritter durch die Oeffnung hindurch zu ziehen.

„Es wird gelingen, wenn Ihr mir die Hände reichen könnt, rief ihm der Falkensteiner zu."

„Ich will es versuchen," war die Antwort, und nur von dem Wunsche beseelt, seinen Herrn zu retten, ließ sich der Reisige von jeder Vorsicht abhalten und steckte seinen Kopf durch die Oeffnung, um sich von der Lage seines Herrn ein klares Bild zu verschaffen.

In diesem Augenblicke kehrte Claus in den Keller zurück; er trug in der einen Hand einen Laib Brod und in der anderen eine schwere zinnerne Kanne, die ihm die edle Jungfrau Clotilde von

Waldportsburg aufgebürdet hatte und welche einen köstlichen Wein enthielt.

Er hatte es gern übernommen, der edlen Frau von Dyskirchen diesen Labetrunk zu überbringen; doch da er für ihre Gesundheit besorgt war, so hatte er den Wein zum größten Theile in seine eigene Kehle hinabfließen lassen, und die Kanne wieder mit dem klarsten Wasser aufgefüllt.

Er wußte es wohl, daß die aufwallende Theilnahme der edlen Jungfrau Clotilde von Waldportsburg verraucht sei, und sie nimmer daran denken würde, an die Frau von Dyskirchen die Frage zu richten, von welcher Güte der Wein gewesen sei.

Auf dem Wege zu dem Gefängnisse der Edeldame mußte er den Keller passiren, den er vor Kurzem verlassen hatte; es ist daher leicht seine Verwunderung zu ermessen, als er den Reisigen des Falkensteiners, der zu krank zu sein vorgab, um ein Roß zu besteigen, auf der platten Erde liegen und den Kopf in die Oeffnung in der Fallthür stecken sah, um sich mit seinem Herrn zu unterhalten.

Claus war schnell entschlossen; er setzte die in Händen habende Kanne zur Erde, legte das Brod auf dieselbe und schlich so leise als möglich hinter den an nichts Böses denkenden Reisigen des Falkensteiners, ergriff ihn bei den Beinen und stürzte ihn in den Keller hinunter, indem er ein höllisches Lachen aufschlug.

Mit einem Fußtritt schob er das Brett wieder vor die Oeffnung der Fallthüre, legte einen starken eisernen Riegel darüber und nahm kaltblütig Brod und Wein wieder auf, um sich in das Gefängniß zu Barbara von Dyskirchen zu begeben.

Die Unglückliche empfing durch ein Gitter ihre Nahrung, welche sie mit Heißhunger verschlang, so daß Claus ihr größere Mäßigkeit im Essen und Trinken anbefahl.

Vor Durst lechzend, setzte sie die zinnerne Kanne mit Wein oder vielmehr mit Wasser, welches durch einige Tropfen Wein gefärbt worden war, an den trocknen Mund und trank in hastigen Zügen.

Nachdem die Gefangene ihre karge Mahlzeit beendet, verabschiedete sich Claus, auf dem Rückwege vor sich hin sprechend:

„Möge er den Hals gebrochen haben und so den Lohn seines unzeitgemäßen Diensteifers ernten.“

Dieser unchristliche Wunsch von Claus wäre beinahe in Erfüllung gegangen, denn der Strick, welchen der Diener hinabgelassen hatte, um den Ritter Heribert von Falkenstein daran heraufzuziehen, verwickelte sich um seinen Hals, so daß er ihm schier die Kehle zugeschnürt hätte.

Sicherlich hätte der Diener die Absicht, seinem Herrn Beistand leisten zu wollen, mit dem Leben bezahlen müssen, wenn ihm dieser nun nicht selbst zu Hülfe gekommen wäre.

Bei dem schwachen Schimmer des erlöschenden Lichtes erkannte der Falkensteiner sofort die drohende Gefahr, in welcher der Kriegsknecht schwebte, und schnell entschlossen zog er das scharfe Dolchmesser, welches er immer bei sich zu tragen pflegte, da er als leidenschaftlicher Jäger stets bereit war, ein erlegtes Stück Wild selbst auszuweiden, und zerschnitt den Strick, welcher sich um den Hals des Dieners gelegt hatte.

Der Zufall hätte die Aufgabe des Henkers bald nicht kunstgerechter lösen können, als dieser selber, denn schon drang das Todesröcheln von den Lippen des unglücklichen Dieners.

Einige Secunden Zeitverlust wären genügend gewesen, den Diener ausathmen und ein Opfer seiner Diensttreue werden zu lassen.

Der gewuchtige Körper des Reisigen fiel schwer und gleich einer leblosen Masse in den Keller hinunter; es verging eine geraume Weile, ehe er ein Lebenszeichen von sich gab.

Endlich schlug er die Augen auf und schaute forschend umher; er konnte vorerst kaum die Hand vor den Augen erkennen, denn das wenige Licht, welches durch das vergitterte Fensterchen fiel, vermochte nur nothdürftig die Gegenstände in der nächsten Nähe zu beleuchten.

Als der Ritter Heribert von Falkenstein sah, daß sein Diener

wieder zu sich kam, nahm er dessen erstarrte Hand in die seinige und redete ihn in liebevollem Tone an:

„Wie seid Ihr hierher gekommen, und nicht, wie ich Euch geheißen habe, von der Illingsburg allsogleich auf Schloß Falkenstein zurückgekehrt?"

Der Diener machte nun seinem Herrn eine ausführliche Schilderung von den Ereignissen und den Umständen, die ihn hierher nach dem Schlosse zu Mündenheim geführt hätten, und wo er bis jetzt zurückgehalten wurde.

Heute in aller Frühe sollte er abreiten, doch da er in der Eilfertigkeit des Claus einen Verrath zu wittern wähnte, weigerte er sich, ein Pferd zu besteigen; und wie er jetzt deutlich vor Augen sah, war seine Vermuthung nicht unbegründet, denn der Ritter von Dyskirchen zeigte ihm in der vergangenen Nacht einen Ritter, den er für Heribert von Falkenstein ausgab.

Herr und Diener tauschten nun gegenseitig die Schilderungen ihrer Erlebnisse der beiden letztvergangenen Tage aus und fluchten den Mündenheimern, die sie auf so listige Weise in ihre Gewalt zu bekommen wußten.

Ritter Heribert von Falkenstein erschöpfte sich in Vermuthungen, warum man ihn in einem so scheußlichen Kerker gefangen hielt, und es nicht vorzog, ihm einfach den Schädel zu zerschmettern, zumal man dies ja leicht und ohne Gefahr thun konnte, da er in seinem bewußtlosen Zustande auch nicht die geringste Gegenwehr entgegenzusetzen vermocht hätte.

Der Diener durchspähte jeden Winkel im Gefängniß, und sagte, nachdem er seine Wanderung beendet hatte, zu seinem Gebieter:

„Der Keller muß nothwendig noch einen anderen Ausgang haben, denn einzelne dieser Fässer, die hier umher liegen, sind zu groß, als daß es möglich gewesen wäre, sie durch die kleine Oeffnung, oder auch selbst dann, wenn die Fallthür geöffnet ist, durchzubringen."

Um diesen zweiten Ausgang aufzufinden, betastete er ringsum die Wände, und überzeugte sich, daß die eine Wand als Halbscheid

des Kellers diente, denn sie war nur von dünnem Holze und konnte zusammengeklappt und ganz fortgenommen werden.

Als er den Ritter von Falkenstein mit seiner Entdeckung bekannt gemacht hatte, verwünschte dieser die grabesähnliche Dunkelheit, die ihn leider daran verhinderte, die Wand genau zu untersuchen.

„Erzürnet Euch nicht," entgegnete der Reisige, „ich bin ein rechter Thor, daß ich Euch so lange in der Finsterniß lasse, während ich diesen Fall vorgesehen und mich reichlich mit Kerzen versehen habe."

Bei diesen Worten zog der Reisige ein Bündel kleiner Lichtstümpfchen aus der Tasche, von denen er sogleich einige anzündete.

Eine matte Helligkeit durchdrang die Finsterniß und verscheuchte die Ratten, welche sich ängstlich unter die Fässer verbargen und in alle Winkel und Spalten hineinkrochen.

Die hölzerne Scheidewand ward leicht beseitigt und der Weg in einen Keller gefunden, aus dem ihnen neben dem eklen Geruche des schlammigen, fauligen Wassers ein pestilenzialischer Gestank entgegenduftete.

An der einen Wand stand eine sargförmige Kiste, von deren Umgebung die Ratten nicht weichen wollten, obgleich ihnen der Kerzenschein dicht vor Augen strahlte.

Von dieser Kiste ging unverkennbar der entsetzliche Gestank aus, und Ritter Heribert von Falkenstein beschloß, dieselbe von der Wand abzurücken, um sie von allen Seiten genau untersuchen zu können.

Er gebot seinem Knecht, ihm hierbei hülfreiche Hand zu leisten.

Beide befestigten ihre Lichtstümpfchen auf dem Kistendeckel, um die Hände frei zu haben.

Auf ein Zeichen des Ritters von Falkenstein hoben sie die Kiste in die Höhe, doch dieselbe hielt nicht mehr Stand, da der ganze Boden ausgefault war.

Die Kiste brach zusammen; die Kerzen, die auf dem Deckel derselben brannten, stürzten herab und verlöschten.

Eine undurchdringliche Finsterniß herrschte in dem unheimlichen, widerlichen Raume; doch der Reisige des Ritters von Falkenstein verlor die Geistesgegenwart nicht, mit schneller Entschlossenheit rief er dem Ritter zu:

„Geduldet Euch einen Augenblick, edler Herr, sogleich kehre ich mit der Leuchte, die in dem anderen Raume zurückgeblieben ist, wieder."

Ohne eine Antwort abzuwarten, huschte er in den Keller, der ihnen bisher zum Gefängniß gedient hatte, zurück. Hier schlug er Feuer, und bald war ein kleines Stückchen Kerze, welches er noch in seinem Gewande verborgen hatte, angezündet.

Die Laterne, welche Claus herabgereicht hatte, damit der Ritter von Falkenstein beim Schreiben seines Namens sehen konnte, war bald gefunden, und das Lichtchen in dasselbe hineingestellt, von wo aus es einen kleinen Kreis mit seinem Scheine erhellte.

Der Reisige kehrte zu seinem Herrn zurück; dieser nahm ihm die Laterne aus der Hand und beleuchtete den Gegenstand, welcher ihm bei dem Zusammenbrechen der Kiste vor die Füße gerollt war.

Fast ließ er das Licht vor Entsetzen fallen, denn er sah eine bis zur Unkenntlichkeit verunstaltete Leiche vor sich.

Das faulige Wasser und die von den Wänden herabtriefende Feuchtigkeit hatte zur Verwesung der Leiche wesentlich beigetragen.

Die Ratten hatten die Ohren, die Nase, die Lippen und das Kinn abgenagt und die Augen förmlich ausgefressen, aus deren Höhlen bei dem Lichtscheine ein ekliges Gewürm heraushuschte, welches jedoch weder der Ritter von Falkenstein, noch sein Diener zu erkennen vermochte.

„Wer mag dieser Unglückliche sein?" fragte der Diener seinen Herrn, doch dieser war des Entsetzens zu voll, um an fremdes Leid denken zu können, deshalb winkte er dem Diener schweigend zu und sprach:

„Wir müssen an unsere Rettung denken und ein Loch zu erspähen suchen, wodurch wir zu entschlüpfen vermögen, wenn es uns

nicht ebenso wie diesem Unglücklichen ergehen soll, der gewiß noch harmloser als wir in diese Mörderhöhle gerathen ist."

Hier und da klopfte der Ritter an die Wand.

Plötzlich stand er stille, er hörte ein schwaches Gewimmer, welches von einer Frau auszugehen schien, und folgte diesen Tönen.

Als er seinen Diener zu sich heranrief und ihn auf diese Laute aufmerksam machte, hörte auch dieser die wimmernde Stimme und sagte:

„Wir sind nicht die einzigen Gefangenen, die in diesen scheußlichen Kerkern schmachten, ich will darauf schwören, daß auch ein Weib so unglücklich gewesen ist, diesen Mordgesellen in die Hände zu fallen und ihren Zorn zu erregen, wir müssen der Unglücklichen Hülfe bringen."

„Aber wie soll das geschehen?"

„Nehmet die Leuchte, Herr Ritter, und lasset mich diesen Jammertönen, die über unserem Kopfe zu sein scheinen, nachgehen."

Der Ritter that, wie ihm geheißen, und der Diener fand eine breite Treppe von wenigen Stufen, die in die Höhe führte.

Die eichene Thür war nur angelehnt und ließ sich mit leichter Mühe öffnen.

Man war zwar noch immer in den Kellern, obgleich diese doch wesentlich höher lagen, als das Gefängniß, aus dem sie entwischt waren, und im Vergleiche zu diesem hell genannt werden konnten.

Ihre an die Dunkelheit gewöhnten Augen fanden sich leicht zu recht, und auch als sie das Licht in der Laterne ausbliesen, konnten sie deutlich sehen und jeden Gegenstand in dem weiten Raum erkennen.

Ein Theil desselben war durch ein Eisengitter abgeschlagen, durch welches eine Frau ihren Kopf hindurch gezwängt hatte, und nun weder vor- noch rückwärts zu kommen vermochte.

In dieser unerquicklichen Lage stieß sie die Jammertöne aus, welche den Ritter Heribert von Falkenstein und dessen Diener hierher gelockt hatten.

Der Kerker dieser Unglücklichen war nur durch einen eisernen Haken verschlossen, und sobald dieser hinweggezogen war, ließ sich die Gitterthür leicht öffnen.

Ritter Heribert von Falkenstein ging hinein, und seinen Bemühungen, unterstützt von dem Reisigen, der die Eisenstäbe zurückbog, gelang es ihm, die Unglückliche aus ihrer peinlichen Lage zu befreien.

Ohnmächtig stürzte sie zusammen, während Ritter Heribert von Falkenstein den noch über halbvollen Wasserkrug ergriff und ihre Stirne und Schläfen benetzte.

Die Rechte der Natur machten sich bei Herr und Diener geltend.

Mit Wollust fielen sie über den Wasserkrug her und thaten aus demselben einen kräftigen Zug, so daß der Ritter von Falkenstein denselben seinem Diener aus der Hand nehmen mußte, wenn er nicht sich der Gefahr aussetzen wollte, daß dieser den Krug bis auf den letzten Tropfen leerte.

Ein Stück Brod, welches am Boden des Gefängnisses lag, und von einer nichts weniger als angenehmen Kruste überzogen war, mundete ihnen besser, als die feinsten Leckerbissen auf ritterlicher Tafel.

Ritter Heribert von Falkenstein schnitt mit seinem Waidmesser ein tüchtiges Stück herunter, welches der Reisige so gierig verschlang, als hätte er seit vierundzwanzig Stunden nichts mehr gegessen.

Während Herr und Diener das mehr als einfache Mahl beendigten, erholte sich die unglückliche Frau von ihrer Ohnmacht, sie schlug die Augen auf, und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust und bekundete, daß sie zum Leben wieder erwacht sei

Das erste Wort, welches über ihre Lippen kam, war: „Wasser, ich verschmachte!"

Ritter Heribert von Falkenstein reichte ihr den Wasserkrug, was sein Diener mit scheelen Augen mit ansah.

Mit gierigen Zügen schlürfte sie den kühlenden Trank in sich

hinein, wenn ihr der Ritter nicht ein gebieterisches „Halt" zugerufen und den Krug entzogen hätte.

Die unglückliche Gefangene gehorchte nur mit sichtbarer Ueberwindung, und die schmerzvollen Blicke, die sie auf den Ritter Heribert von Falkenstein richtete, bekundeten deutlich, wie schwer es ihr wurde, den Krug aus den Händen zu geben.

„Wer seid Ihr?" fragte sie mit bebender Stimme; „will Claus seine schreckliche Drohung wahr machen und Hand an mein Leben legen? Ist dies der Fall, so bezeuge ich in meinem letzten Augenblicke noch, daß nur er die Schuld an allen verübten Greueln und Schandthaten trägt, die hier vorfielen. Er ist es nur allein, der die Befehle Clotildes von Waldportsburg vollstreckt, und nicht der Ritter von Dyskirchen, unter dessen Schild alles Böse ausgeführt wird, wofür er dereinst zur Rechenschaft gezogen und bestraft werden soll, während die wahrhaft Schuldigen leer ausgehen werden."

„Niemand wird der verdienten Strafe entgehen, doch warum gestattet der Ritter von Dyskirchen einen solchen Frevel?"

„Der Ritter von Dyskirchen ist in Liebe zur Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg entbrannt, um deren Zuneigung zu erhalten er schwach genug sein würde, jede Unthat auf sich zu nehmen. Er ist lüstern nach ihr, und um ein Lächeln der Zufriedenheit zu erhalten, würde er selbst vor keinem Verbrechen zurückbeben."

„Man sagt, daß den Ritter von Dyskirchen das heilige Band der Ehe fesselt, daß er verheirathet ist."

„So ist es."

„Wer seid Ihr, daß Ihr dies mit einer solchen Bestimmtheit sagen könnt?"

„Ich bin sein angetrautes Eheweib, die unglückliche Barbara von Kyburg."

Der Reisige des Falkensteiners hatte bisher schweigend dem Zwiegespräche gelauscht, doch als die Gefangene die Behauptung aufstellte, sie sei die angetraute Gemahlin des Ritters von Dyskirchen, mußte er laut auflachen.

Er zog seinen Herrn am Aermel des Wamses, und als dieser sich zu ihm umwandte, deutete er bezeichnend auf die Stirn und sprach:

„Sie ist wahnsinnig."

Ritter Heribert von Falkenstein schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete:

„Sie ist sehr unglücklich, aber nicht irrsinnig."

Zum Erstaunen des Dieners fuhr der Ritter, sich in ehrerbietigem Tone an die Gefangene wendend, fort:

„Ich konnte allerdings nicht vermuthen, daß der Ritter von Dyskirchen sich so weit vergessen werde, seine Gemahlin in einen so abscheulichen Kerker zu verbannen, doch seiet getrosten Muthes, die Stunde der Freiheit wird bald schlagen, und ich schwöre es Euch zu, edle Frau, ich werde Euch zu rächen und die Schmach, die Euch so unverdienter Weise widerfahren ist, zu bestrafen wissen."

„Wer seid Ihr?" fragte nun Barbara von Dyskirchen ihrerseits den Ritter, dessen beschmutzte Kleidung es deutlich bezeugte, daß er selbst ein Gefangener sei.

„Ich bin der Ritter Heribert von Falkenstein und wähnte Euch sicher auf der Illingsburg geborgen."

„Ach, Ihr seid es, der dem Ritter Bendo von der Illingsburg den Fehdebrief zusandte, und ihm Feindschaft ankündigte, in Folge dessen ich mich aufmachte, um meinen Gemahl zu bewegen, die Feindschaft mit dem Illingsburger zu hintertreiben und sich nicht auch noch dadurch den Haß der benachbarten Ritter aufzuladen und den Zorn des Kaisers zu reizen."

„Ihr habt ein schlechtes Mittel gewählt, edle Frau, denn wie Ihr zu Eurem eigenen Nachtheil inne wurdet, hat man Euch nicht gut empfangen und Eure Warnung in den Wind geschlagen."

„Aber auch Ihr, Herr Ritter, befindet Euch in gleicher Lage wie ich, und Ihr sprechet von Freiheit. Man hat Euch, wie ich sehe, ebenfalls eingekerkert, obgleich der schändliche Claus mit dem Bündnisse prahlte, was mit Euch geschlossen sei, um dem Illings-

burger auf den Leib zu rücken und ihn zu vernichten. Der schändliche Bube soll sich mit meiner Freundschaft nicht mehr brüsten können, denn der Ritter von Overstolz oder Pater Augustinus, wenn Ihr lieber wollt, kam von der Illingsburg herüber und machte mich mit dem heillosen Zustande, der hier auf dem Schlosse zu Mündenheim waltet, bekannt. Ich glaubte ihm nicht und wollte mich selbst mit eigenen Augen von dem Leben und Treiben auf diesem Schlosse überzeugen. Leider finde ich nun seine Behauptungen alle bestätigt, und seine Worte mehr als wahr."

Das scharfe Ohr des Dieners hörte nahende Schritte, und schnell entschlossen beschwor er seinen Herrn, in den Keller wieder hinabzusteigen, da es noch nicht Zeit sei, hervorzubrechen.

Die Edelfrau gab ihre Zustimmung durch ein Kopfnicken zu erkennen und trat in ihr Gefängniß zurück, dessen Thür der Diener des Falkensteiners mit gewandter Hand zuwarf und durch den Haken verschloß.

Seinen Herrn zur Eile antreibend, raffte er die Laterne auf, schlug Feuer und zündete die Kerze an.

Herr und Diener eilten die Stiege herab und waren kaum in ihr Gefängniß zurückgekehrt, als sie die Stimme des Claus oben an der Luke ihres ursprünglichen Gefängnisses vernahmen, der hinabrief:

„Ritter Heribert von Falkenstein, antwortet, wenn Euch nicht etwa gar der Teufel geholt hat; hoffentlich habt Ihr Eure Zeit gut angewendet, da Euch Euer Diener Gesellschaft leistet!"

„Was wollt Ihr," rief ihm Ritter Heribert von Falkenstein entgegen, „habt Ihr noch nicht genug an dem Treubruch, den Ihr an mir begangen? Steiget herab und helfet mir und meinem unglücklichen Reisigen, der mit zerbrochenen Gliedern hier unten liegt."

„Daß ich ein Thor wäre", lachte Claus höhnisch, „und zu Euch hinabstiege, damit Ihr mich in Gemeinschaft Eures Dieners erwürget; haltet mich nicht für so einfältig, Euren Worten Glauben zu schenken. Meine Absicht ist nur, Euch zu fragen, ob Ihr ge-

willt seid, das Pergament zu unterzeichnen, wodurch Ihr allein zur Wiedererlangung Eurer Freiheit beitragen könnet."

Ritter Heribert von Falkenstein zögerte mit der Antwort so lange, daß Claus ungeduldig wurde und ihm abermals zurief:

„Die Zeit zur Ueberlegung, die ich Euch vergönnte, ist abgelaufen, entweder Ihr unterzeichnet und erleichtert Euch Euer Schicksal, oder aber Ihr seht mich nie wieder, und ich verschließe die Thür zu Eurem Gefängnisse für ewige Zeiten, so daß Ihr eines elendiglichen Hungertodes sterben müsset."

„Ich werde schreiben, lasset mir ein Licht herab, damit ich sehen kann, denn es herrscht hier unten eine so abscheuliche Dunkelheit, daß ich nicht vermag, die Hand vor den Augen zu erkennen."

„Ihr habt eine Leuchte gehabt, doch ich will mitleidig mit Euch sein und Euch abermals eine Laterne hinablassen, damit Ihr unterschreiben und Eurem Geschicke eine behglichere Wendung geben könnet."

Claus war die geborne Vorsicht zu nennen, er trug zwei Laternen in den Händen, setzte dieselben am Fußboden nieder und verschloß die Thür, ehe er die Luke öffnete.

Dank dieser großen Vorsichtigkeit fanden Ritter Heribert von Falkenstein und dessen Diener eben Zeit genug, in ihren Kerker zurückzukehren.

Als Claus die Laterne hinunterließ, nahm Ritter von Falkenstein das Pergament, welches noch unversehrt auf einer Stufe der schmalen Holztreppe lag, zur Hand und schrieb darauf:

„Den Mündenheimern sei hiermit blutige Fehde angesagt,
„ich fordere sie hierdurch heraus auf Tod und Leben.
„Auf Ihr Haupt komme alles Verderben, ihre Waffen
„mögen im Streite wie Glas zerbrechen.
„Fluch und Wehe über ihnen.
„Wehe, Wehe, Wehe!
„Ritter Heribert von Falkenstein."

„Was habt Ihr so lange Zeit nöthig, um Euren Namen zu

unterschreiben!" rief Claus nach geraumer Weile ungeduldig hinunter.

„Ich bin sogleich fertig," entgegnete der Falkensteiner mit höhnender Stimme.

„Machet geschwind, Herr Ritter, ich habe nur wenige Minuten Zeit für Euch, denn die Illingsburger umlagern in bedenklicher Weise das Schloß, so daß ich Auge und Ohr offen halten muß, um einer etwaigen Ueberrumpelung vorzubeugen."

„Gott segne es Ihnen," sagte der Falkensteiner so laut, daß Claus deutlich die Worte des Ritters vernehmen konnte."

„Behaltet Eure Wünsche für Euch," rief er unwirsch hinunter, „oder ich verschließe die Luke wieder, ohne Euch einen Tropfen Wein und einen Bissen Brod hinunter zu reichen."

„Ich danke Euch für Beides, doch jetzt bin ich mit Schreiben fertig, und wenn Ihr das Seilchen wieder an Euch zieht, werdet Ihr meine Willensmeinung alsbald erkennen."

Claus war ob der Worte des Ritters Heribert von Falkenstein die in drohendem Tone gesprochen wurden, nicht wenig erstaunt, noch mehr aber, als er des Schreibens ansichtig wurde, welches an dem Schnürchen hing, das er herabgelassen hatte und mit dessen unterem Ende die Pergamentrolle umwickelt war.

Anstatt eines Siegels hing an der Schnur eine todte Ratte, die der Ritter kunstgerecht daran befestigt hatte.

Kaum traute Claus seinen Augen, als er den Inhalt des Schreibens durchflogen hatte.

Die todte Ratte, die zum Siegel diente, verkündete ihm schon nichts Gutes, doch ein solcher Hohn und Spott war ihm unerhört, eine solche Frechheit konnte er sich nicht erklären, und es schien ihm unglaublich, daß ein Gefangener es wagen konnte, einen Fehdebrief seinem Kerkermeister, in dessen voller Gewalt er sich befand, in das Gesicht zu schleudern.

Die nicht abzuleugnende Thatsache lag jedoch vor Augen, er hielt den Fehdebrief des Ritters Heribert von Falkenstein in seinen Händen und konnte sich nach Belieben überzeugen, daß diese

Kriegserklärung keine Ausgeburt seiner erregten Phantasie, sondern nackte Wirklichkeit war.

Nochmals durchlas er die Worte, die wie spitzige Stacheln in sein Herz hineinfuhren, sein Zorn und seine Wuth kannten keine Grenzen, wie ein Unsinniger tobte er im Gemache umher, dann rief er plötzlich aus:

„Das sollt Ihr mir büßen, Ritter von Falkenstein, ich will Euch elendiglich verschmachten lassen, und wenn der Hunger Euch so arg zusetzt, daß Ihr fühlet, wie der Tod sich Eurer bemächtigt und gierig die Knochenarme nach Euch ausstreckt, dann bedenket, daß Ihr durch Eure Herausforderung Euch einen unerbittlichen Feind auf den Hals gebunden habt. Jedes Wort Eures Schreibens möge alsdann mit blutiger Schrift vor Eurem Gehirn erscheinen und die tiefste Reue in Eure Seele brennen."

Auf diese Drohung diente dem Claus nur ein spöttisches Gelächter zur Antwort, dessen Töne seinen Zorn und seine Wuth noch steigerten.

In einem Anfall wilder Raserei warf er das Brod, den Wasserkrug und die Kanne mit Wein, die er für die edle Frau von Dyskirchen bestimmt hatte, in den Kerker des Falkensteiners.

Der Diener des Ritters Heribert von Falkenstein fing den Wasserkrug auf und zwar mit einer solchen Geschicklichkeit, daß auch nicht ein einziger Tropfen von dem für die Gefangenen so köstlichen Inhalt verloren ging.

Die Kanne mit Wein hatte nicht ein ebenso glückliches Schicksal, wie der Wasserkrug; sie zerschellte zwar nicht, doch es ging beinahe die Hälfte ihres köstlichen Inhalts verloren, indem sie über den schlammigen Boden des Kellers hinrollte.

Claus zerriß das Pergament mit den Zähnen, er schnaubte wie ein wildes Thier, warf einen eisernen Riegel über die Fallthür und öffnete das Thor, welches er vorhin so sorgfältig verschlossen hatte, mit einer solchen Gewalt, daß der Schlüssel im Schlosse zerbrach, so daß er die Pforte nicht wieder zu schließen vermochte.

Was kümmerte ihn aber in diesem Augenblicke der unaussprechlichsten Wuth eine offenstehende Thür?

Er stürzte hinaus, immer mit sich selber sprechend und vor sich hin alle nur erdenklichen Verwünschungen ausstoßend.

Sein Zorn war so sichtlich auf seinem Antlitze ausgeprägt, daß das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg die seltsame Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, sofort bemerkte und ihn anreden wollte, doch Claus hörte und sah nichts, und sicherlich wäre er bei ihr vorbeigestürmt, wenn er nicht an den Ritter von Dyskirchen mit furchtbarer Gewalt anrannte, welcher dem Edelfräulein wie ihr eigener Schatten nachfolgte.

„Könnt Ihr nicht sehen," rief der Ritter von Dyskirchen unwirsch aus, indem er sich seine Stirne rieb, die aller Wahrscheinlichkeit nach blaue Flecken, als Zeugniß dieses unliebsamen Zusammenstoßes, davontragen mußte.

Claus war aber nicht in der Stimmung, jetzt Vorwürfe irgend welcher Art geduldig über sich ergehen zu lassen, daher antwortete er ebenso gereizt als unehrerbietig:

„Sperrt auch Ihr die Augen auf, Ritter von Dyskirchen, und stellt Euch nicht wie ein Pfeiler mitten in den Weg, um Leute aufzuhalten, die mehr zu thun haben, als am Zechtische zu sitzen und auf der faulen Bärenhaut zu liegen.

Der Streit drohte heftig zu werden.

Ritter von Dyskirchen hatte sein Schwert gezogen und wollte es dem frechen Buben, der es wagte, ihn also zu beleidigen, in die Brust stoßen, als die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg beschwichtigend zwischen die Streitenden trat und zu ihnen sprach:

„Haltet ein, es muß dem Claus etwas ganz Ungewöhnliches zugestoßen sein, denn sehet, Herr Ritter, sein Antlitz ist so blaß, wie das einer Leiche, während die Adern hoch aufgeschwollen sind und das Blut förmlich in ihnen kocht."

Die Worte des Edelfräuleins gaben Claus Besinnung und Sprache wieder.

„Ungewöhnliches, sagt Ihr, edles Fräulein? Das Wort ist zu schwach, um das Unerhörte zu bezeichnen, um die Schmach zu benennen, die mir widerfahren ist.“

„Was ist denn so Außerordentliches geschehen?“

„Man hat es gewagt, uns Alle zu beschimpfen, man hat die große Frechheit gehabt, uns einen Fehdebrief in das Gesicht zu schleudern.“

„Sprechet deutlicher, wenn Ihr wollt, daß ich Euch verstehen soll, vor allen Dingen nennet mir den Namen dessen, der es wagt, uns zu bedrohen.“

„Der Elende ist der Ritter Heribert von Falkenstein?“

„Der Falkensteiner, unser Verbündeter?“

„Ja, unser Verbündeter und unser Gefangener zugleich. Hier leset selbst.“

Bei diesen Worten reichte Claus dem edlen Fräulein Clotilde von Waldportsburg das Stück Pergament, welches ihm der Ritter von Falkenstein aus dem Kerker herauf gesandt und er vor Zorn und Wuth bebend, in vier Stücke zerrissen hatte.

Das Edelfräulein richtete ihre Blicke mit halber Verwunderung auf die Stücke des Pergaments, welche die deutlichsten Spuren von den Zähnen des Claus trugen. Sorgfältig fügte sie die Stücke aneinander und überlas den uns bekannten Fehdebrief des Ritters Heribert von Falkenstein.

Claus sah mit Erstaunen auf die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg, welche kein Zeichen der Ueberraschung von sich gab, viel weniger, wie er vermuthen konnte, vor Entrüstung erbebte.

„Was ist's mit diesem Schreiben?“ sagte sie, ruhig ihre Augen auf den noch immer wüthend mit den Zähnen fletschenden Claus richtend.

„Wie, Ihr könnt noch fragen, edles Fräulein?“

„Ja, ich frage, denn ich sehe nichts Besonderes darin, was uns mit Besorgniß erfüllen könnte.“

„Ein Gefangener wagt es, uns mit Fehde zu drohen und dem

Fluch des Himmels auf uns herab zu beschwören und Ihr bleibt gleichgültig bei der Sache?"

Das Edelfräulein reichte die Pergamentstücke dem Claus zurück und sprach, indem sie verächtlich mit den Achseln zuckte:

„Ich begreife nicht, wie Euch der Ausbruch der Verzweiflung eines Gefangenen so in Zorn und Wuth versetzen kann, daß Ihr Eurer selbst vergesset."

„Soll ich mich nicht erboßen, wenn ein Ritter, der so ganz in meine Gewalt gegeben ist, wie der Falkensteiner, es wagt, mir Hohn zu sprechen und mit Vernichtung und Tod zu drohen?"

„Nein, das sollt Ihr nicht, denn wie ich Euch kenne, werdet Ihr keine Gelegenheit verabsäumen, Euch zu rächen."

Claus lachte wahrhaft teuflisch vor sich hin und sah mit höhnischen Blicken der Sprecherin in das Auge, indem er die Hand wie zum Schwur gen Himmel erhob und ausrief:

„Meine Rache wird furchtbar sein und ist dem Ritter Heribert von Falkenstein so grausenerregend in Mark und Gebein gefahren, wie es seine höhnende Herausforderung bei mir gethan hat. Ich schwöre es, er wird noch die Stunde verfluchen, in der er die frechen Worte hinwarf; aber ungehört werden seine Flüche verhallen und nur die dumpfen Kerkerwände werden in schauerlichem Echo seine Jammertöne zurückwerfen."

„Was wollt Ihr thun?" fragte der Ritter von Dyskirchen, der bisher ein stummer Zuschauer geblieben war.

Claus grinste ihn an und es dauerte eine ganze Weile, ehe er sich bereit finden ließ, zu antworten, da er es für gerathen hielt, über sein Thun und Lassen, in Betreff des Falkensteiners, Stillschweigen zu beobachten. Doch als auch die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg ihn fragend anschaute, antwortete er mit schnarrender und mit vor mühsam verhaltener Wuth keuchender Stimme:

„Nichts! Ich habe beschlossen, den Kerker des Falkensteiners nicht mehr zu betreten und jeden Anderen, der es thun wollte, daran zu verhindern."

„So muß der Ritter Heribert von Falkenstein ja elendiglich umkommen und Hungers sterben!"

„Das soll er!" rief Claus mit furchtbarer Stimme, die wie das Gebrüll eines wilden Thieres klang und den Ritter von Dyskirchen mit Schauder und Entsetzen erfüllte, während das Edelfräulein bei diesem erneuten Ausbruche seiner Wuth verächtlich mit den Achseln zuckte und in eisigem Tone zu ihm sprach, ohne daß sich auch nur eine Muskel in ihrem marmorgleichen Antlitz geregt hätte:

„An Eurer Rache erkenne ich Euren Charakter. Ihr lechzt nach dem Blute Eurer Feinde, ohne daß Ihr es wagt, ihnen muthig die Stirn zu bieten. Ihr seid feige und hinterlistig, wie die Hyäne, ohne den Stolz des Löwen zu besitzen, der in seiner Rache nie den Edelsinn und die Großmuth verleugnet, aber Euch sind die Tugenden des Königs der Wälder so fremd, daß Ihr in Eurer Grausamkeit vergesset, daß Ihr mit dem Ritter Heribert von Falkenstein auch das Dasein der ehelichen Gemahlin des wohledlen Ritters von Dyskirchen vernichtet."

Die letzten Worte wurden in einem so eigenthümlichen Tone gesprochen, daß es unmöglich war, zu bestimmen, ob dieselben ernst gemeint seien, oder einen boshaften Scherz vorstellen sollten.

Claus sah das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg forschend an, doch sie bemeisterte ihre Gefühle so vollkommen, daß auch nicht eine Spur von innerer Erregung auf ihrem Antlitze zu lesen war und er in gänzlichem Zweifel blieb, ob sie wirklich eine Theilnahme für das Schicksal der Edelfrau Barbara von Dyskirchen hegte.

Er wollte weiter fragen, doch seine Worte wurden jäh abgeschnitten, da der Burgwart in das Alarmhorn stieß und sowohl Claus, als auch den Ritter von Dyskirchen unter die Waffen rief.

Beide zögerten, obwohl aus ganz verschiedenen Gründen, und wollten sich nicht entfernen, doch ein Blick aus den sprechenden Augen des Edelfräulein genügte, sie an ihre Pflicht zu mahnen.

Der Alarmruf ertönte zum zweiten Male.

Ritter von Dyskirchen stürmte auf den Burghof. Claus folgte, indem er sich noch einmal umwandte und dem Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg zurief:

„Wenn es Euch genehm ist, so entlasset die Edelfrau Barbara von Dyskirchen ihrer Haft, die Thür zu den Kellergewölben steht offen."

„Geht und thut Eure Pflicht!"

Claus ließ sich aber durch diese Worte nicht abschrecken, sondern fuhr unbeirrt fort:

„Das Schloß der Thür ist, wie gesagt, zerbrochen, öffnet den Riegel an dem Käfige, in welchem die edle Gemahlin des Ritters von Dyskirchen sitzt, und sie ist frei."

„Gehet!" wiederholte das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg in stolzem Tone, in welchem ebensoviel Verachtung, als kalter Spott ausgedrückt war, „ich bedarf Eurer Erlaubniß nicht, wenn es mir belieben sollte, der Edelfrau von Dyskirchen die Freiheit zu schenken."

Claus stand noch einen Augenblick stille, es schien, als ob er sprechen wolle, doch ein gebieterischer Wink des Edelfräuleins verschloß ihm den Mund und eine stolze Handbewegung derselben hieß ihn gehen.

Die Besatzung des Schlosses Mündenheim war zwar zahlreich, doch wurde sie während der Nacht immer auf den Beinen gehalten, da der alte Burgwart keine fünf Minuten verstreichen ließ, ohne in das Alarmhorn zu stoßen.

Er selbst wurde in steter Aufregung gehalten, bald wurde ein Feuerbrand bis an den Burggraben geschleudert, bald beunruhigten ihn Feuer, die in weiter Ferne in allen vier Himmelsgegenden empor leuchteten, bald waren es dunkle Reitertrupps, die heran nahten und die Burg zu umzingeln schienen.

Immer wurde seine Aufmerksamkeit wachgerufen, desto unwirscher und mürrischer war er, als ihn Ritter von Dyskirchen einen alten Geisterseher hieß, der durch seine ewigen Alarmirungen die Kraft der Reisigen schwäche, die, wie er selber, es müde seien,

nutzlos, den Gestalten nachzujagen, die in seinem erregten tollen Gehirne spukten.

Der alte Burgwart wollte den Unmuth, den die Worte des Ritters von Dyskirchen in ihm hervorriefen, gewaltsam unterdrücken, doch vermochte er es nicht und that seinen Aerger dadurch kund, daß er zu dem Ritter sagte:

„Kommt selbst herauf und überzeugt Euch doch, daß die Geister, die, wie Ihr behauptet, in meinem Gehirne spuken, rings umher und an allen Orten in leibhaftiger Gestalt auftauchen. Die Feinde sind überall, wenn Ihr sie auch nirgends zu packen wißt."

„Ihr seid ein Thor, Alter, den die Geisterfurcht betrügt."

„Kommt herauf, Ritter von Dyskirchen, steiget selbst auf den Ausguck und überzeugt Euch, daß rings herum Feuerfunken sprühen und oft schwarze Gestalten vorüberhuschen, die auf ein Haar feindlichen Rittern und Reisigen gleichen, die die Burg spähend umlungern."

Ritter von Dyskirchen stieg auf den Wartthurm und erklimmte den Ausguck, doch so weit er auch blickte und mit welcher Sorgfalt er um sich lugte, er konnte nichts Verdächtiges erblicken. Es schien wahrhaftig, als hätte der alte Burgwart nur geträumt und die Gefahren, die er zu sehen vermeinte, seien nur eine Ausgeburt seiner Phantasie gewesen.

Er kam selbst zu dem Ritter von Dyskirchen hinauf und schaute umher, doch wie sehr er auch seine Augen anstrengen mochte, er sah nichts Verdächtiges und wüthend darüber, verließ er den Thurm.

„Bleibt auf Eurem Posten," gebot Ritter von Dyskirchen, doch alles Rufen war vergebens, der Alte hatte sich schon in sein Gemach begeben, auf sein Lager niedergeworfen und eine wollene Decke über sich genommen, um nichts mehr zu hören und zu sehen.

Wohl oder übel mußte sich Ritter von Dyskirchen nun bequemen, auf dem Wachtthurme zu bleiben, wenn er nicht wollte, daß die Burg ganz unbewacht bleiben sollte.

So weit er auch spähen mochte, es zeigte sich keine Spur von

einem Feinde, und schon dämmerte das Morgenroth im Osten auf und machte jede feindliche Ueberrumpelung unmöglich.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Ritter von Dyskirchen von seinem Wächteramte durch den alten Burgwart wieder erlöst ward, den er kräftig ausschalt, daß er ihn gewissermaßen auf einer einem Rittersmanne ganz unwürdigen Stelle belassen hatte.

Kaum war der Ritter von Dyskirchen hinabgestiegen und der alte Burgwart hatte seine Stelle auf dem Ausguck wieder eingenommen, als sich die Gebilde seiner Phantasie, wie Ritter von Dyskirchen die Gefahren, die ihm vor Augen schwebten, zu bezeichnen beliebte, von Neuem belebten.

Ueberall zeigten sich feindliche Trupps, die im Strahle der Sonne sich deutlich als die Reisigen des Ritters Bendo von der Illingsburg erkennen ließen.

Seine Pflicht gebot ihm, ins Horn zu stoßen, um die Besatzung des Schlosses Mündenheim auf der Hut sein zu lassen, doch er wagte es nicht, da er sich vor den Spottreden des Ritters von Dyskirchen fürchtete, wenn sich die Gefahr, die er prophezeite, nicht bewahrheiten sollte.

Endlich vermochte er dem Drange seiner Pflicht nicht mehr zu widerstehen, da er sah, daß ein Reiter mit verhängtem Zügel direkt auf das Burgthor lossprengte, er stieß ins Horn, und bei dem dröhnenden Schalle desselben, waren alle Mannen auf den Beinen.

„Der Alte sieht wieder Gespenster," murmelte Ritter von Dyskirchen, indem er sich unwillig erhob.

Nichtsdestoweniger machte er aber gute Miene zum bösen Spiel, indem er sich von dem Reisigen, der herbeieilte um ihn zu wappnen, willig die Rüstung anlegen ließ.

Dieses Mal war es jedoch kein blinder Lärm, der ihn von seinem Lager auftrieb, denn nach kurzer Zeit stand der Reisige vor ihm, der auf das Burgthor zugesprengt war.

Dieser Reisige hatte verlangt, ungesäumt zu dem Ritter von

Dyskirchen geführt zu werden, und seiner Bitte wurde auch sofort entsprochen.

Er war der Reisige des Ritters von Schwetzungen, der den Ritter von Bärenklau begleitet hatte, und Allen auf der Burg gar wohl bekannt war.

„Wo kommt Ihr her?“ fragte der Ritter von Dyskirchen, „ich wähnte Euch auf Burg Falkenstein sicher geborgen, und wo befindet sich Euer jetziger Gebieter, der Ritter von Bärenklau?“

„Er ist noch auf dem Falkenstein zurückgeblieben und hat mich ausgesandt, um nach dem Verbleiben des Ritters Heribert von Falkenstein zu forschen, der schon zu lange weilt, um nicht an einen Unfall, der denselben betroffen haben muß, glauben zu assen.“

„Welcher Unfall sollte dem Ritter Heribert von Falkenstein wohl begegnen?“ fragte der Ritter von Dyskirchen mit heuchlerischer Miene, indem er augenscheinlich eine tiefe Trauer an den Tag zu legen schien.

Der Reisige Udo berichtete nun umständlich die Besorgniß, die Allen das merkwürdige Verschwinden des Ritters Heribert von Falkenstein einflößte, welcher schon vor drei Tagen nach Schloß Mündenheim aufgebrochen, aber bis zur Stunde noch nicht zurückgekehrt sei.

„Der Falkensteiner ist hier gewesen, aber schon längst mit seinem Diener abgeritten. Er unternahm mit den Unserigen eine Streiferei gegen Ritter Bendo von der Illingsburg, in der Nacht von vorgestern auf gestern, und ich glaubte sicherlich, daß er mit seinem Diener nach Schloß Falkenstein abgebogen sei.“

„Der Ritter Heribert von Falkenstein ist noch nicht zu den Seinen zurückgekehrt; deshalb befindet sich Alles auf dem Falkenstein in großer Aufregung und Besorgniß. Der Ritter von Bärenklau hat mich schon gestern abgesandt, doch da ich in jüngstvergangener Nacht die Illingsburger umherstreifen sah, und es ohne die Gefahr, in ihre Hände zu fallen, nicht möglich war, Eure Burg zu erreichen, so hielt ich es für gerathener, mich im Waldes-

dickicht zu verbergen, und erst jetzt bei Anbruch des Tages meinen Weg fortzusetzen."

„So hat der alte Burgwart doch Recht gehabt," murmelte Ritter von Dyskirchen in den Bart, „und ich habe ihn mit Unrecht der Gespensterfurcht beschuldigt und einen Geisterseher genannt."

Claus hatte dem Zwiegespräch zwischen dem Ritter von Dyskirchen und dem Reisigen Udo beigewohnt, ohne daß diese seine Gegenwart bemerkt hätten; Beide waren daher nicht wenig erstaunt, als Claus wider alles Erwarten herzutrat und mit lauter Stimme sagte:

„Leider bin ich im Stande, Euch über den Verbleib des Ritters Heribert von Falkenstein genauen Bericht zu geben, denn ich war in seiner unmittelbaren Nähe, als eine Abtheilung Reisiger des Illingsburgers sich zwischen uns drängten und von einander brachten. Erst heute fand ich beim Durchsuchen des Kampfplatzes den Helm des Ritters Heribert von Falkenstein, und wollte diese traurige Mähr Euch, Ritter von Dyskirchen, überbringen, als ich inne wurde, daß ein Reiter vor mir her trabte, in dem ich den Ritter Bendo von der Illingsburg selbst erkannte, so daß ich einen Umweg machen mußte, um hierher zu gelangen."

Der Ritter von Dyskirchen sah ob dieser frechen Lüge verwundert den Claus an, von dem er genau wußte, daß er in der vergangenen Nacht das Schloß gar nicht verlassen hatte; doch dieser fuhr ruhig fort:

„Die Illingsburger haben sicherlich sich des Ritters Heribert von Falkenstein bemächtigt, und wer weiß, in welchem finsteren Verließ der Illingsburg er jetzt schmachtet, und der Freiheit mit Bangen entgegensieht. Wir müssen ihn befreien, koste es, was es wolle."

„Der Meinung bin ich auch," sagte Udo entschieden. „Doch wie ist dies mit Sicherheit zu bewerkstelligen?"

„Ich habe schon darüber nachgedacht; wir müssen die Illingsburg mit stürmender Hand nehmen, und gerade jetzt ist die beste

Zeit dafür, denn die Besatzung ist zu schwach, um unseren vereinten Anstrengungen widerstehen zu können."

„Wie viel Helme stehen Euch zu Gebote?"

Claus überlegte einen Augenblick, dann wandte er sich an den Reisigen Udo, und sprach mit zu sichtlichem Interesse, als daß dieser nicht die Absichtlichkeit seiner Worte bemerkt haben sollte:

„Wir können hier an fünfzig streitbare Mannen wohl entbehren, ohne unsere Burg von aller Vertheidigung zu entblößen, und da die Falkensteiner wohl eine gleiche Anzahl Streiter uns als Verbündete zuführen können, so wird es uns gelingen, mit einer ansehnlichen Heeresmacht die Illingsburger zu bezwingen."

„Nun gut," antwortete Udo, „ich werde sogleich umkehren und wieder heimreiten, um die verlangten Mannen her zu bescheiden," doch lag es seiner Absicht fern, die Burg Mündenheim zu verlassen, fest entschlossen, irgend welche Ausrede zu erfinden, um hier zu bleiben.

Claus kam seinen Wünschen zuvor, indem sein Mißtrauen, das ihm angeboren war, erwachte, und er schnell zu ihm sprach:

„Nein, nein, Ihr seid zu ermüdet, um wieder den Weg zum Falkenstein zurück zu reiten, und ich werde sogleich einen Diener absenden, um die Reisigen vom Schlosse Falkenstein aufbieten zu lassen."

Der Rottmeister der Reisigen der Mündenheimer stand ganz in der Nähe, er wurde herbeigerufen und ihm der Auftrag ertheilt, einen zuverlässigen Diener zum Schlosse Falkenstein ungesäumt aufbrechen zu lassen, um dort für heute Nacht einen Angriff auf die Illingsburg in Aussicht zu stellen.

Der vorsichtige Claus hatte Alles bedacht, und nicht, wie der Reisige Udo es erhofft hatte, ließ er die Kriegsknechte in die Burg Mündenheim entbieten, sondern er bezeichnete die Herberge an der Landstraße beiden Trupps, sowohl Denen von Falkenstein, als Denen von Mündenheim, zur Vereinigung.

Von hier aus sollte der Angriff auf die Illingsburg stattfinden.

Udo machte einige Einwendungen, doch um nicht das so leicht erregbare Mißtrauen des Claus hervorzurufen, fügte er sich anscheinend gelassen den Anordnungen, die getroffen wurden, obgleich ihm der Boden unter den Füßen brannte.

Er hätte, der Himmel weiß was, darum gegeben, wenn er sich einen Augenblick aus dem Schlosse zu Mündenheim entfernen könnte, ohne befürchten zu müssen, als Verdächtiger gefangen gesetzt zu werden; doch Claus ließ ihn nicht aus den Augen, und obgleich man alle Gastfreundschaft gegen ihn erheuchelte, so fühlte er nur zu wohl, daß er auf Schritt und Tritt mit Argusaugen bewacht wurde.

Ein Reisiger und ein Diener, der sonst nicht dazu bestimmt war, Waffen zu tragen, ritten nach kurzer Weile über die Zugbrücke von Schloß Mündenheim und schlugen den Weg nach dem Falkensteine ein.

Udo mußte sich mit der furchtbarsten Unruhe im Herzen den Anschein völligster Sorglosigkeit geben.

Claus wollte den Reisigen Udo nicht einen Augenblick außer Acht lassen und ihn unter dem Anschein von außerordentlicher Ehrenbezeigung an der Rittertafel bewirthen; doch hiergegen sträubte sich der Ritter von Dyskirchen ganz entschieden, da er keinen Bissen zu essen und keinen Tropfen Wein zu trinken vermochte, wenn ein niedriggeborener Knecht mit am Tische saß.

Das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg lächelte über die Bedenklichkeiten des Ritters von Dyskirchen; doch, um seiner Eitelkeit zu schmeicheln, oder vielleicht auch deshalb, weil auch sie nicht frei von den Vorurtheilen des Standes war und die Vorzüge und Rechte der edlen Geburt für ein besonderes Verdienst achtete, trat sie auf seine Seite, und Claus mußte, um nicht einen lauten Zwist hervorzurufen, seine ursprüngliche Absicht, den Reisigen Udo an der Rittertafel zu bewillkommnen, aufgeben.

Das Edelfräulein Clotilde konnte sich bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, auch über die niedere Geburt des Claus eine spöttische Bemerkung zu machen, und murmelte so leise vor sich hin,

daß nur der Ritter von Dyskirchen ihre Worte zu verstehen vermochte:

„Claus hat den Ritterschlag, so viel ich auch sinnen mag, nicht erhalten, und doch habt Ihr Euch herbeigelassen, nicht nur an einer Tafel mit demselben zu sitzen, sondern Eure Höflichkeit so weit getrieben, ihn bei dem edlen Ritter von Falkenstein als Baron von Urgilsy, einem ungarischen Edelmanne von altem, berühmtem Geschlechte, einzuführen."

Der Ritter von Dyskirchen antwortete nicht, deswegen fuhr das Edelfräulein in ihrer Rede fort, indem sie sich an das Ohr des Ritters von Dyskirchen neigte, so daß auch Claus ihre Worte nicht vernehmen konnte:

„Der Baron von Urgilsy, dessen edle Abstammung Ihr dem Falkensteiner nicht genug rühmen konntet, hat den Adelsbrief doch nur von Euch erhalten, und ist, streng genommen, nicht würdiger als der Reisige Udo, den man jetzt zu uns sendet."

Der Ritter von Dyskirchen wurde unwillig, und in schlecht verhaltenem Zorne sprach er mit so lauter Stimme, daß selbst der Reisige seine Worte vernehmen konnte:

„Waret Ihr nicht die Anstifterin dieses Planes? Mußte ich Euch nicht als willenloses Werkzeug dienen, und diesen Claus, den ich im Grunde meiner Seele verabscheue, meinen Freund nennen?"

„O, Ihr entsprachet meinen Wünschen, ich leugne es nicht und sage Euch meinen Dank dafür; ja, Ihr thatet mehr, als ich verlangte, und ich mußte Euer jugendliches Feuer bewundern, als Ihr die ruhmreichen Thaten Derer von Urgilsy schildertet. Ich bedauerte aufrichtig, mich nicht so hoch emporschwingen zu können, um Euch auf den Flügeln Eurer Phantasie zu folgen; fürwahr, es hörte sich vortrefflich an, den Ritter von Dyskirchen das Loblied Derer von Urgilsy singen zu hören, unter deren Ahnen sich Männer von kühnem Muthe und glänzender Thatkraft befanden, die als die Ersten die Mauern Jerusalems bestiegen, weswegen ihnen der Kaiser aus besonderer Huld verstattete, einen Halbmon in ihrem Wappen zu führen."

„Ihr wolltet es so, und ich mußte den Diener mit einer so glänzenden Hülle umgeben, daß Ritter Heribert von Falkenstein es nicht wagte, sein durchdringendes Auge auf der ihm vorgezauberten Puppe ruhen zu lassen."

„Ha, ha," lachte das Edelfräulein, „jetzt erkenne ich einen Scharfsinn in Euch, den ich mir niemals träumen ließ. Ihr wolltet dem Ritter Heribert von Falkenstein glauben machen, daß er sich selbst täusche, wenn er einen Fleck an der Lichtgestalt des Claus wahrnehmen würde."

„So ist es," entgegnete Ritter von Dyskirchen zustimmend, „ich wollte die Krähe mit so glänzenden Federn ausschmücken, daß sie selbst dem geübtesten Auge unter den Pfauen verborgen bleiben müßte."

„Eure Vorsicht war auch nur allzu gerechtfertigt, denn um ein Haar wäre es dem scharfen Blicke des Ritters Heribert von Falkenstein dennoch nicht entgangen, den untergeschobenen Vogel an den Federn zu erkennen."

„Es möchte so scheinen, daß es mir gelungen wäre, den Falkensteiner hinters Licht zu führen, doch ich glaube es nicht, da er es sich angelegen sein ließ, den Baron von Urgilsy in Betreff ritterlicher Sitte und Landesgebräuche auszuforschen, der aber nicht einmal im Stande war, irgend welche Nachrichten zu erdichten, und sich bald durch seine Bekanntschaft mit den rheinischen Geschlechtern verrathen hätte."

„Ritter Heribert von Falkenstein glaubte seinem Wort, daß er nur durch Zufall mit den Häusern, die mit Euch verwandt seien, bekannt geworden sei."

„So schien es wenigstens," entgegnete Ritter von Dyskirchen in einem Tone, der seine Gereiztheit deutlich bekundete, dann fuhr er fort:

„Wenigstens war Ritter von Falkenstein so höflich, mich nicht in seinem Schlosse einer Lüge zu zeihen, doch als er hier ohne Gefolge eintraf, war ich überzeugt, daß er nicht mehr an die Ritterbürtigkeit des Barons von Urgilsy glaubte. Es war kein

Mißtrauen mehr, welches in ihm herrschte, sondern mit klaren und deutlichen Worten sagte er mir ins Gesicht, daß ich ein Lügner sei. Nun, er wird uns keinen Schaden mehr thun, denn es ist dem Claus gelungen, ihn unschädlich zu machen."

In Folge dieses Gesprächs wurde es dem Claus nun klar, daß er für den Diener Udo, den er so gern an die ritterliche Tafel gezogen hätte, es nicht mehr wagen durfte, einen Platz zu erhalten, doch keineswegs war er gewillt, denselben außer Acht zu lassen, daher verzichtete er auch für seinen Theil, auf die ihm als Mitbesitzer der Burg zukommende Ehre, an der Rittertafel zu speisen, und begab sich mit ihm in das Häuschen im Schloßgarten, wo auf seinen Befehl eine Tafel mit köstlichem Wildbraten und herrlichen Weinen aufgestellt wurde.

Der Reisige Udo hatte das leise Gespräch des Ritters von Dyskirchen und der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg mit argwöhnischen Augen angesehen, sein Mißtrauen war erregt, und nur äußerst vorsichtig nahm er von den ihm dargebotenen Speisen, und genoß die herrlichen Weine, immer die Vorsicht gebrauchend, daß auch Claus etwas davon für sich behalte.

Dieser wurde nach geraumer Zeit von einem Diener abgerufen, der die Meldung brachte, daß zwei geharnischte Ritter eingetroffen, die ihr Wappen mit Trauerflor behangen hatten und sich weigerten, in die Burg einzureiten, und den Besitzer derselben sprechen wollten.

Beim Ritter von Dyskirchen ward der Diener abgewiesen, da dieser sich nie dazu verstand, die Freuden der Tafel zu unterbrechen, wenn nicht das Sturmhorn des Burgwartes ihn gebieterisch auf die Wälle des Schlosses beorderte.

Claus mußte sich also entschließen, wohl oder übel dem Diener zu folgen, und den Reisigen Udo allein zu lassen. Dieser Umstand sollte für die Bewohner verderblich werden, denn Udo benutzte die Gelegenheit hinauszugehen, und gar bald hatte er die offen stehende Thüre, die zu den Burgverließen führte, gewahrt, er trat ein und wie vom Blitze getroffen stand er sprachlos stille, denn er hörte die Stimme des Ritters Heribert von Falkenstein,

der sich bemühte, einer Frau die Nothwendigkeit begreiflich zu machen, das Gefängniß zu verlassen, um in der Flucht Heil und Erlösung zu suchen.

Rasch entschlossen folgte er den Lauten, öffnete eine Thür, und sah hier, wie der Ritter von Falkenstein sich bemühte, eine halb weltlich, halb geistlich gekleidete Edelfrau zum Verlassen ihres Kerkers zu zwingen.

Sein Erscheinen gab den Ausschlag, der Ritter von Falkenstein, fest entschlossen, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, zog einen scharf geschliffenen Dolch, um sich gegen alle Angriffe zu vertheidigen. Er wollte sich mit dem Ausrufe:

„Lebend bekommt Ihr mich nicht wieder in Eure Gewalt, Ihr elenden Verräther", auf Udo stürzen, doch dieser kreuzte seine Arme über die Brust und verneigte sich ehrerbietig vor dem Ritter von Falkenstein und sprach mit gedämpfter Stimme:

„Ueberlaßt Euch nicht dem Zorn, edler Herr, und seiet versichert, daß Eure Freunde über Euch wachen."

„Wer seid Ihr?"

„Es ist Udo, der Reisige des Ritters von Schwetzungen, der mit dem Ritter von Bärenklau auf Schloß Falkenstein einsprach, und sich Eurer besonderen Freundschaft erfreute."

Ritter Heribert von Falkenstein fuhr sich mit der Hand über die Stirne, als ob er die düsteren Gedanken, die sich seiner bemächtigt hatten, hinwegwischen wollte, dann sprach er:

„Es ist wahr, ich erkenne jetzt den Diener des Ritters von Bärenklau, der mir die Treue und den ehrenhaften Charakter gerade dieses Reisigen nicht genug empfehlen konnte, dennoch wundert es mich, daß er mir gerade jetzt in der Höhle dieser Raub- und Mordgesellen begegnet."

„Fraget ihn doch, Herr Ritter, sicherlich wird er Euch darüber die beste Auskunft geben können."

Ritter Heribert von Falkenstein wollte gerade dieses einfachste aller Auskunftsmittel in Anwendung bringen, als der Reisige ihm zuvorkam, und mit kurzen Worten ihm einen getreuen Bericht gab,

wie Alles auf Schloß Falkenstein um ihn besorgt sei, und Pater Augustinus mit ihm aufgebrochen sei, um eine gute Gelegenheit zu erspähen, die Mündenheimer zu züchtigen, wenn sie den Ritter von Falkenstein seiner Freiheit beraubt hätten.

Als er seine Mittheilungen beendet, und von dem Ritter von Falkenstein erfahren, auf wie treulose Weise man ihn in das Gefängniß gesetzt habe, beschwor er denselben, noch einige Stunden darin auszuharren, denn es hätte allen Anschein, als ob die Mündenheimer gewillt wären, noch in der heutigen Nacht einen Ausfall zu machen, um die Illingsburger anzugreifen.

Der Ritter von Falkenstein ließ sich auch hierzu bereit finden, da er den Plan Udos durchschaute, um sich durch List in den Besitz der Burg zu setzen.

Udo versprach, für Waffen besorgt zu sein, auch würde er, wenn ihm dies nur irgend möglich werden sollte, Speise und Trank herbeischaffen, damit sich die Gefangenen die Zeit verkürzen und zum bevorstehenden Kampfe kräftigen könnten.

Wie Udo gekommen, so verschwand er wieder. Er kehrte in das Landhaus zurück, und da noch Niemand ihn vermißt hatte, und ein ganz eigenartiger Tumult im Schlosse herrschte, hielt er die Zeit zu seinem Vorhaben am günstigsten und passendsten und belud sich mit einigen Krügen Wein, einigen Portionen Fleisch und einem Laib Brod und kehrte darauf so schnell als möglich in den Kerker zurück.

Das Herz der Gefangenen ging ordentlich vor Freude auf, als sie diese langentbehrten Speisen und Getränke vor sich sahen, und kaum schenkten sie dem Udo Gehör, als er ihnen von dem seltsamen Aufruhr im Schlosse berichtete.

„Erspähet den Grund und kehret sobald als möglich mit Waffen zurück, denn fürwahr, es drängt mich danach, dem falschen Baron von Urgiljy seine Heimtücke zu vergelten, und ihm seine Falschheit und Treulosigkeit mit reichlichen Zinsen wieder heimzuzahlen."

Udo ließ sich nicht zum zweiten Male auffordern, den Kerker

zu verlassen, denn er wußte wohl, daß es gelte, von der jetzigen so kostbaren Zeit auch nicht einen Augenblick zu verlieren.

Er kehrte zu dem so reichlichen Mahle, welches Claus aufgetischt hatte, zurück und sah mit Freuden, daß er noch immer allein blieb und seine Abwesenheit nicht bemerkt worden war. Er goß noch einen Krug Wein, der noch über die Hälfte gefüllt war, mit sichtlicher Behaglichkeit in seine Kehle hinab und ging alsdann in den Burghof, um sich von dem Grunde der Aufregung, die im Schlosse herrschte, Kenntniß zu verschaffen.

Der Geächtete.

Udo schlenderte, ohne einen besonderen Weg zu verfolgen, in dem Burghofe umher, als ihm verschiedene Reisige in den Weg kamen, welche unter sich in heftigem Streite zu sein schienen.

Er trat näher, und hörte nun deutlich, wie die Reisigen sich stritten und einige lebhaft darauf bestanden, die Burg zu verlassen, wenn der Ritter von Dyskirchen nicht hinausgejagt würde.

Sie blieben bei ihrem Entschlusse, wenn auch die Anderen ihnen in beredten Worten die Vortheile ausmalten, die ihnen zugeflossen, so lange der Ritter von Dyskirchen die Zügel des Regiments in Händen hatte.

Udo schlich an den Streitenden vorbei, doch ein noch größerer Haufe, der sich unaufhaltsam der Zugbrücke zudrängte, gab ihm Aufschluß, was der Lärmen zu bedeuten habe.

Die schwarz geharnischten Ritter, die den Besitzer der Burg sprechen wollten und sich, da Ritter von Dyskirchen nicht kam, an der Gegenwart des Claus Genüge sein lassen mußten, übergaben demselben ein Document, in welchem der Kaiser die Acht über den Ritter von Dyskirchen aussprach.

Unter dem Trompetengeschmetter eines Heroldes verkündeten sie von der Zugbrücke herab den Inhalt der Schrift, welche also lautete:

„Im Namen des Reiches
und der gesammten Fürsten und Ritter wird hiermit Schloß Mündenheim in die Acht erklärt.

Diese Erklärung entbindet alle Mannen ihres Eides, sie haben ohne Verzug die Burg zu verlassen, welche der Erde gleich gemacht werden soll, so daß auch nicht ein Stein auf dem andern bleiben wird.

Alle getreuen Unterthanen des Kaisers werden aufgefordert, dem Geächteten nicht nur den Gehorsam zu verweigern, sondern denselben, wo sie ihn auch immerhin betreffen mögen, todt oder lebendig in ihre Gewalt zu bringen.

Der Ritter von Dyskirchen wird hiermit ausgestoßen aus dem Bunde der ehrsamen Ritter, er wird aller Würden und Ehren für verlustig erklärt und Alle, die ihm anhängen und nicht, wie wir es im Namen des Kaisers befehlen und anordnen handeln, sind, wie er, für vogelfrei erklärt.

Wir geben eine vierundzwanzigstündige Frist, in welcher von den Reisigen und Dienern das Schloß Mündenheim verlassen werden mag, wer sich nach Ablauf dieser Zeit noch darin betreffen läßt, wird mit dem Tode bestraft und hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn ihm ein gleiches Geschick wie dem Geächteten zu Theil wird."

Als einer der Ritter diese Urkunde verlesen hatte, stieß der Herold abermals in das Horn und wie auf Flügeln des Windes eilten die Ritter von dannen.

Die Veste Mündenheim war in voller Aufregung.

Der Ausspruch der Reichsacht zündete wie ein Blitzstrahl und selbst die verhärtetsten Gemüther erzitterten bei Verkündigung derselben.

Claus war betroffen, doch wohl der Erste, welcher sich wieder von dem Schrecken erholte, der den Ritter von Dyskirchen betäubte und wie von Sinnen machte.

Essen und Trinken verging ihm und das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg sah mit verächtlichem Lächeln auf das Bild des Jammers herab, das der Ritter von Dyskirchen augenblicklich ihr darbot.

In spöttischem Tone sagte sie zu ihm:

„Jeder, der Euch so sähe, müßte glauben, daß Ihr Furcht habet, und nicht der tapfere Mann seid, für den Ihr so gern gehalten sein wollt."

„Euren Hohn und Spott verdiene ich wahrhaftig nicht, denn schon oft, edles Fräulein, seid Ihr Zeugin davon gewesen, daß ich dem Tode kühn in's Angesicht geschaut habe!"

„Nun zittert Ihr aber wie Espenlaub und bebet wie eine feige Memme an allen Gliedern; oder glaubtet Ihr, daß der Kaiser ob Eures Thun und Treibens so entzückt sein müsse, um Euch ein güldenes Ehrenkettlein anzuhängen?"

„Haltet ein mit Eurem Spotte, ich ertrage ihn nicht, und habe ihn um Euch am allerwenigsten verdient!"

„Eure Verdienste um meine Person werde ich niemals in Abrede stellen, oder gar ableugnen; doch nehmet es nicht für ungut, Herr Ritter, daß ich Euch in's Gesicht sage, daß Ihr nie ohne Selbstsucht gehandelt habet, und oft Thaten beginget, die ich im Grunde meines Herzens nicht billigen konnte, und die, offen sei es gestanden, nicht ritterlich waren und den Zorn des Kaisers heraufbeschwören mußten."

„Alles, was ich that, geschah nur aus Liebe zu Euch!"

„Ihr verwechselt die Begriffe, Herr Ritter, und nennet Eure Lüsternheit und blinde Eifersucht Liebe zu mir, während ich Euch oft genug abrieth, Eurer ungezähmten Leidenschaft nicht nach Willkür die Zügel schießen zu lassen, sondern die Folgen Eurer Thaten zu bedenken."

„Wie? Noch Vorwürfe von Euch, der zu Liebe ich meine

Burg zur Aar verließ, um dieselbe vielleicht nimmer wieder zu sehen?“

„Was würde es nützen, Euch Vorwürfe machen zu wollen, da Ihr nur in Eurer sträflichen Minne zu mir den Beweggrund zu allen Euren Thaten sucht, obgleich gerade die Verbrechen, um derentwillen Ihr in die Reichsacht gethan worden seid, auf nichts weniger als meinen Wunsch geschehen sind.“

Der Ritter von Dyskirchen wollte heftige und ungestüme Worte entgegnen, doch das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg legte ihm sofort Schweigen auf, und fuhr im gelassensten und ruhigsten Tone fort:

„Vergesset nicht, daß der Junker Edgar von Pullheim ohne mein Geheiß, ja selbst gegen meinen Willen ermordet wurde; vergesset nicht, daß Ihr Eure angetraute Gemahlin in ein Verließ des Schlosses werfen ließet, und ich es war, die Euch von einer solchen Gewaltthätigkeit abrieth, aber alle meine Vorstellungen fanden bei Euch kein Gehör, meine Bitten waren umsonst und alle meine Worte vergebens.“

„Lasset uns jetzt nicht darob streiten, welche Gründe den Ritter von Dyskirchen bei seinen Handlungen bestimmten,“ nahm Claus das Wort, „jetzt gilt es, den Kopf oben zu behalten, und uns so schlau wie möglich aus der Schlinge zu ziehen, denn wir können nicht hoffen, gegen die Macht des Kaisers zu siegen, der alle Ritter und die Macht der Reichsstädte aufgeboten haben wird, um gegen den geächteten Ritter von Dyskirchen zu Felde zu ziehen.“

Das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg machte den Vorschlag, dem Claus die ganze Leitung der Dinge zu überlassen, da er am unpartheiischsten sei und Muth und Klugheit mit einander verbinde.

Ritter von Dyskirchen stimmte diesem Vorschlage bei, nicht aber weil Claus sich durch Muth und Klugheit auszeichne, sondern weil er List und Verschlagenheit genug besitze, um den Häschern eine Nase zu drehen, und selbst vor keinem Verbrechen zurückbeben würde, welches zum Ziele führen könnte.

„Ihr habt Recht, Herr Ritter," entgegnete Claus, „da außerordentliche Zufälle auch außerordentliche Mittel erfordern, um ihnen entgegenzutreten."

Claus begab sich nun sofort in den Burghof hinunter, wo die Reisigen zum größten Theile ihre Habseligkeiten zusammengerafft hatten und die Burg des Geächteten verlassen wollten.

Die Reichsacht lastete mit schwerer Hand auf dem Haupte des Geächteten, und betraf einen Rittersmann so hart, wie der Bannstrahl des Papstes eine ganze Gegend heimsuchte.

Alle Knechte und Reisigen waren verbunden, ihren Gehorsam gegen den geächteten Ritter aufzuheben.

Der Befehl des Kaisers entband sie ihres Eides, dem Ritter Treue zu bewahren und Gehorsam zu leisten; ja sie konnten selbst ihre Waffen gegen den bisherigen Herrn kehren, und diesen ungestraft befehden und ermorden.

Als Claus sich zeigte, wurde ein allgemeines Gemurmel des Unwillens laut; doch er war nicht der Mann, sich durch die Aeußerungen der Unzufriedenen zurückschrecken zu lassen, vielmehr trat er mit fester Entschlossenheit, die ihn schon oft aus bedenklicher Lage errettet hatte, unter die Kriegsknechte, und sprach mit lauter Stimme:

„Der Ritter von Dyskirchen wird das über ihn verhängte Schicksal allein zu tragen wissen, und erbittet von Euch nur noch den unbedingtesten Gehorsam für diese Nacht, wofür er Euch den Sold eines ganzen Monats auszahlen wird; wer aber darauf besteht, die Burg zu verlassen, mag es thun, aber nicht über die Zugbrücke hinweg, damit nicht von Allen und Jedem gesehen werde, daß die Streitkräfte des Schlosses geschwächt werden, vielmehr will ich Euch selbst durch die hintere Ausfallpforte, die nur Wenigen von Euch bekannt sein mag, entlassen. Der alte Burgwart, auf dessen Verbleib der Ritter von Dyskirchen ohnedies nicht erpicht ist, da er dessen Zuverlässigkeit und Treue in Zweifel zieht, soll Euch den Weg zeigen; er mag sich zu meiner Linken stellen, und wer zu ihm halten will, mag zu ihm hintreten, während sich die

muthigen Männer, welche für eine einzige Nacht der Treue und des Gehorsams einen vollen Monatssold erwerben wollen, sich um mich schaaren mögen."

Diese Worte des Claus wirkten auf die habsüchtigen Herzen der rohen Kriegsknechte bezaubernd ein, da sie alle auf leichte Weise Schätze sammeln wollten, und wenig danach fragten, ob dieselben auf eine rechtmäßige oder unrechtmäßige Weise zusammengescharrt worden.

Udo hörte diese Worte und sah mit Erstaunen, wie schnell dieselben in den Herzen der Reisigen Wurzel faßten.

Der alte Burgwart blieb fast allein, da sich nur drei oder vier Mannen zu ihm gesellten, alle Uebrigen jedoch auf die Seite des Claus traten, der alsbald Jedem der Seinigen ein blankes Goldstück reichte.

Der Anblick des Goldes bethörte noch zwei Mannen, die sich auf die Seite des alten Burgwarts gestellt hatten, zu Claus überzutreten und ihm zu geloben, daß sie dem Ritter von Dyskirchen für diese Nacht mit Leib und Seele angehören wollten, wenn er sie unter den Seinigen aufnehmen wolle.

Claus bedachte sich ein Weilchen, doch dann gab er den Wünschen der Reisigen nach und reichte ihnen wie den Anderen den versprochenen Lohn.

Die Glocke im Schlosse verkündete die siebente Abendstunde.

„Rüstet Euch zum Aufbruche, Ihr Ungetreuen," fuhr er den alten Burgwart an, „denn solltet Ihr Euch in einer Stunde noch im Bereiche meines Armes befinden, so schwöre ich Euch zu, daß ich Euch mit eigener Hand an den ersten besten Pfosten der Zugbrücke aufhängen werde, damit Euer verzerrtes Antlitz den Verbündeten des Illingsburgers, oder den Vollstreckern des kaiserlichen Befehles ein freundliches Willkommen entgegen grinsen kann."

„Ich werde nicht zögern," erwiderte der alte Burgwart, „und noch ehe die Hälfte der uns gestellten Frist abgelaufen ist, werden wir dieses Raubschloß auf immer verlassen haben."

Unterdessen war Udo, der Knecht des Falkensteiners, spurlos

verschwunden; auch dachte Claus zu spät daran, sich seiner zu versichern, und ihn unschädlich zu machen.

Er war in die Burgverließe gegangen, hatte den Ritter Heribert von Falkenstein und dessen Diener mit Waffen versehen und gewappnet.

Der alte Burgwart und die beiden Mannen, welche erklärt hatten, ihn begleiten zu wollen, mußten die Burg verlassen, ohne das Geringste mitnehmen oder ein Roß besteigen zu dürfen.

Claus gestattete ihnen nicht einmal, einen Krug Wein mit sich zu nehmen, und selbst ihre Kopfbedeckung und den Mantel, den sie um ihre Schultern geworfen hatten, um sich vor dem Nachtfrost zu schützen, mußten sie zurücklassen.

Nur mit dem Nothdürftigsten bekleidet, traten sie ihre Fußwanderung an, doch sollten sie nicht weit kommen, denn Claus, der dem Ritter von Dyskirchen die Wacht über das Schloß anbefohlen hatte, eilte über die Zugbrücke und nahm an der kleinen Ausfallpforte, welche die Ausgestoßenen passiren mußten, hinter einem Dickicht Platz.

Der ab und zu hinter dem düsteren Gewölk hervortretende Mond beleuchtete den Schauplatz, welchen sich Claus zu seiner hinterlistigen That auserwählt hatte; auch sollte er nicht allzulange auf seine Opfer warten müssen.

Der alte Burgwart und seine Gefährten hatten Jeder sich mit einem alten Futtersacke versehen, welche ihnen der wachthabende Stallknecht großmüthig überließ, indem er die Augen wegwandte, als sie sich derer bemächtigten.

Auf eine desfallsige Frage, die der alte Burgwart an ihn richtete, gab er keine Antwort, und nur die unwirsche Aeußerung desselben, daß er über die Dinge, die er nicht wisse, keine Rechenschaft abzulegen hätte, indem er unwillig dabei fortging, ermuthigte die Reisigen, die alten Säcke ohne besondere Erlaubniß sich anzueignen.

Von der ihnen verwilligten Stunde war noch nicht der vierte Theil verflossen, als die Männer in etwas gedrückter Stimmung

und mit einem nicht zu verkennendem Unmuthe das Schloß verließen.

Der alte Burgwart führte sie nach der Ausfallpforte, welche so schmal war, daß nicht zwei Männer neben einander ins Freie gelangen konnten.

Der alte Mann, welcher die Heimtücke des Claus kannte, konnte sich keine Rechenschaft davon geben, daß er und die beiden Reisigen die Burg durch die Ausfallpforte verlassen mußten, und nicht, wie es allgemein Sitte war, den Weg über die Zugbrücke hinweg ins Freie nehmen durften; daher blieb er einen Augenblick stehen, um zu überlegen, was dies zu bedeuten haben möchte, doch wohl oder übel mußte er sich entschließen, weiter zu gehen.

Er steckte den Kopf vor und lauschte, doch Alles war still; kein Lüftchen rührte sich, nichts Verdächtiges war in weiter Runde zu erspähen.

Er that einen Schritt ins Freie hinaus, doch dieser sollte auch der letzte in diesem Leben sein, denn ohne auch nur einen Seufzer auszustoßen, endete er unter dem Dolchstoße, den Claus mit fester und geübter Hand auf sein Herz führte.

Die beiden Reisigen, welche ihm nacheinander folgten, theilten mit ihm das gleiche Schicksal.

Ein Lächeln sichtlicher Befriedigung spielte um seine Lippen, als er das Gelingen seines Anschlages sah.

Mit seltener Kraft schleuderte er die Leichname, einen nach dem anderen, in den Burggraben hinunter.

Ein höhnischer Blick war die einzige Begleitung, welche er den Ermordeten nachsandte, und mit einem teuflischen Grinsen trat er durch die Ausfallpforte in die Burg ein, deren Thüre er hinter sich zuwarf, und den Riegel, welcher sie verschloß, von innen zuschob.

Das Gartenhaus lag gerade vor ihm, und erst jetzt fiel es ihm bei, nach dem Reisigen des Ritters von Schwetzungen sehen zu wollen; doch wie erstaunte er, als er statt dessen die Edelfrau Barbara von Dyskirchen auf dem Ruhebette erblickte.

Ein wilder Fluch entfuhr seinen Lippen, und gewaltsam rüttelte er die edle Frau am Arme, welche statt in Worten sich nur in Thränen ergießen konnte.

Sie weinte bitterlich und vergoß Thränen der Angst und Verzweiflung.

„Er ist geächtet!“ rief sie endlich aus, „die strafende Hand wird ihn ereilen und ihn züchtigen, und ich armes Weib bin zu schwach, ihn zu schützen. Aber was auch kommen möge, ich will ihn nicht verlassen, und jedes Schicksal, und wenn es auch der Tod sein sollte, mit ihm theilen!“

Es wäre zu viel gesagt, wollten wir behaupten, daß ein menschliches Rühren die Brust des Claus bewegte, aber er fühlte etwas wie Mitleiden für die Rittersfrau, daher sprach er in so liebevollem Tone zu ihr, als es ihm eben möglich war, einen solchen anzunehmen:

„Ich will Euch zu Eurem Ehegemahl führen, wenn Ihr mir offen bekennet, auf welche Weise Ihr hierher gelangtet, was ich in des Teufels Namen nicht begreife, denn obwohl ich die Thüre zu dem Kerker nicht wieder verschloß, so erinnere ich mich doch deutlich, daß ein gewaltiger Haken Euren Käfig versperrte, den Ihr doch nun und nimmermehr von innen öffnen konntet.

„Ohne fremde Hülfe hätte ich auch verschmachten und elendiglich umkommen müssen, aber so sandte mir Gott einen Engel in der Gestalt des Ritters Heribert von Falkenstein und seines Dieners.“

„Wie,“ rief Claus, indem er mit dem Fuße aufstampfte und seine Augen wild umherrollen ließ, „Ihr sagt, Ritter Heribert von Falkenstein hat Euch befreit?“

„Ja,“ wiederholte die Edelfrau schüchtern, „er war es, der mich aus meinem Kerker erlöste.“

„Wo weilt er jetzt, sagt es mir, damit ich mich seiner auf's Neue annehme?“

„Ich weiß es nicht,“ flüsterte die Edelfrau Barbara von Dyskirchen, „denn Udo, der Reisige des Ritters von Schwetzungen,

war es, der die Waffen für den Ritter und dessen Diener herbeischleppte. Er war es, der uns die Schreckensnachricht überbrachte, daß mein Gemahl in die Acht gethan sei, er war es, der uns gebot, das Schloß stehenden Fußes zu verlassen."

„Also nur Ihr seid zurückgeblieben, der Ritter und die Reisigen haben die Burg verlassen."

„Ja," lispelte die Edelfrau, „ich wünsche es und hoffe, daß sie in dieser Nacht nicht wiederkommen mögen, damit ich Zeit gewinne, um meinen Gemahl zu erretten."

„Wohin haben sie sich gewandt?"

„Nach Schloß Falkenstein."

„Sind sie beritten?"

„Die Pferde standen an der Ausfallpforte bereit, die beiden Diener sprangen in den Sattel und Ritter Heribert von Falkenstein wollte mich auf ein stattliches Roß heben, daß, wie der Reisige Udo bekundete, dem Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg zugehörte, als ich den günstigen Augenblick wahrnahm, durch die Ausfallspforte zurückschlüpfte, diese hinter mir zuzog und einen gewaltigen Riegel vorschob, so daß alle Anstrengungen nutzlos waren, die der Ritter Heribert von Falkenstein machte, um die Thüre aufzustoßen."

„Ohne Eure vermaledeite Vorsicht wären Ritter und Knechte in meine Hände gefallen."

„Das wolle Gott verhüten," seufzte die Edelfrau.

Dieser Seufzer war wohl nicht für das Ohr des Claus bestimmt und mehr ein lauter Gedanke zu nennen, doch in der gereizten Stimmung, in welcher er sich befand, entging ihm auch nicht der leiseste Ton. Er stampfte bei den Worten der Edelfrau wild mit dem Fuße, und [illegible] mit vor Wuth und Zorn keuchender Stimme:

„Fluch über Euch und Gott bewahre uns davor, daß Euer frevler Wunsch in Erfüllung gehe."

Seiner nicht mächtig, war er von seinem Sitze aufgesprungen, bog die Edelfrau Barbara von Doskirchen hintenüber, und versetzte

ihr mit der geballten Faust einen so heftigen Schlag in das Gesicht, daß ihr das Blut aus Nase und Mund hervorquoll und in einem Augenblicke das ganze Antlitz überströmte.

Die Unglückliche brach bewußtlos zusammen, sie stürzte ohnmächtig von ihrem Sessel herab, und warf einen so matten Blick auf Claus, daß derselbe glaubte, er habe sie erschlagen.

Wie von den Furien der Hölle gepeitscht, ergriff er die Laterne, die auf dem Tische stand und stürzte mit derselben auf den Burghof hinaus.

Hier angekommen, blieb er einen Augenblick stehen, dann begab er sich in den Kerker, wo Ritter Heribert von Falkenstein mit seinem Diener geschmachtet hatten, und überzeugte sich mit eigenen Augen, daß die Gefangenen entflohen seien, wodurch er gleichzeitig die niederschmetternde Ueberzeugung gewann, daß Ritter Heribert von Falkenstein die verstümmelte Leiche des Edeljunkers Edgar von Pullheim gesehen hatte.

Es wurde ihm die Gewißheit, daß er nun auch seinerseits auf keine Gnade mehr zu rechnen hatte, jetzt galt es, auf Leben und Tod zu kämpfen, denn ihm stand die Gewißheit vor Augen, daß, sobald er seinen Feinden lebend in die Hände gerieth, diese ihm einen martervollen Tod bereiten würden.

Von den Kerkern zurückkommend, überschritt er abermals den Burghof, und begab sich in den Stall, wo er zu seinem Entsetzen gewahr wurde, daß die Pferde sammt und sonders hinweggeführt worden seien.

Der Wächter der Rosse lag gefesselt am Boden, ihm waren die Arme auf dem Rücken zusammengeschnürt, und ein Knebel, der seine Kinnbacken auseinanderpreßte, verhinderte ihn, einen Laut von sich zu geben.

Claus löste seine Fessel, doch als er ihm den Knebel aus dem Munde nahm, griff der Wächter entsetzt um sich und wollte seinen Befreier von sich abwehren, indem er ausrief:

„Was wollt Ihr noch von mir, wenn Ihr mich ermorden

wolltet, so hättet Ihr mich nicht vorerst peinigen sollen, an Euren Händen klebt Blut, wen habt Ihr ermordet?"

Claus sah nun auf seine Hände herab und wurde inne, daß das Blut der Edelfrau Barbara von Dyskirchen seine Hände überströmt und seine Kleider beschmutzt hatte.

„Ich thue Euch nichts zu Leide, denn Eure Feinde sind auch die meinigen, ich gehöre nicht allein zu der Besatzung der Burg, sondern es liegt mir ganz besonders daran, dieselbe zu beschützen, und nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen. Sollte ich es einsehen, daß wir der Ueberzahl der Feinde nicht gewachsen wären, so wollen wir die Burg verlassen, aber dafür Sorge tragen, daß wir nicht lebendig in die Hände der Feinde fallen. Zu diesem Zwecke beabsichtigte ich eine Streiferei in der Runde. Hierzu wären vor allen Dingen die Pferde von Nöthen und diese sind uns nun geraubt worden. Berichtet mir nun die Thatsache mit kurzen Worten und erzählet mir, wie man sich Eurer bemächtigen konnte, ohne daß es Euch gelungen ist, um Hülfe zu rufen."

„Ich erkenne Euch, gnädiger Herr," erwiderte der Stallknecht, der den Claus, welchen man allgemein mit diesem Titel benannte, seitdem Ritter Walther von Mündenheim umgekommen war, scharf in's Auge faßte, dann hub er an:

„Ich lag bei den Pferden und überdachte alle Dinge, die da kommen könnten, und was Ihr beschlossen haben möchtet, und wofür Ihr allen Denen, die noch in der heutigen Nacht in Schloß Mündenheim bleiben möchten, einen so reichlichen Lohn zahltet, als Udo, der Reisige des Ritters von Schwetzungen, harmlos zu mir in den Stall trat und gemüthlich plaudernd auf und nieder ging. Seine Hand streichelte die Mähnen der Pferde, wobei er, ohne daß ich es bemerkte, die Stricke zu lösen wußte, mit welchen sie angebunden waren. Ich achtete nicht sonderlich auf ihn, da ich mich keines feindlichen Angriffes von ihm versah, und so kam es, daß ich ihm, als ich ein Geräusch an der Stallthür vernahm, achtlos den Rücken wandte. Der Reisige des Falkensteiners er-

schien in diesem Augenblicke in der Thür, als ich mich plötzlich von hinten umschlungen fühlte und zu Boden geworfen wurde. „Stoßet keinen Laut aus, oder Ihr seid des Todes," zischelte mir Udo in das Ohr, indem er mir einen scharfgeschliffenen Dolch dabei auf die Brust setzte. Mit den Stricken, welche Udo von den Pferden abgelöst hatte, wurde ich an Händen und Füßen gefesselt; ein Knebel wurde mir in den Mund gepreßt, so daß ich schweigend zusehen mußte, wie die Pferde aus dem Stalle geführt wurden. Als ich so hülflos dalag, trat Ritter Heribert von Falkenstein dicht zu mir heran und sprach: Saget dem Ritter von Dyskirchen, daß ich mich des ihm gegebenen Versprechens für entbunden erachte, und nicht allein nicht mehr sein Bundesgenosse sei, um dem Befehle des Kaisers zu gehorsamen, sondern ihn auch züchtigen werde, um die Schmach zu rächen, die er an mir verübte; saget ihm, daß ich noch in der heutigen Nacht danach trachten werde, dieses Raubschloß der Erde gleich zu machen, und daß ich ihn mit einem so schimpflichen Tode bestrafen werde, als dieser nur dem niedrigsten Diener gebührt."

Claus entfernte sich mit finsteren Falten auf der Stirne und begab sich zu dem Ritter von Dyskirchen, welcher seine ganze Thatkraft wiedergewonnen hatte, und mit festem Muthe und ruhiger Ueberlegung alle Anordnungen traf, die zur Vertheidigung der Burg dienen konnten.

Er war ganz sich selber wiedergegeben, so daß Claus erstaunt war, ihn in so muthiger und entschlossener Haltung zu treffen.

„Ihr seid so froh, Herr Ritter, als ob Ihr nicht wüßtet, welche Gefahr Euch droht; Ihr seid in die Acht gethan und habt das ganze Reich zum Feinde, und Jedem steht es frei, Hand an Euch zu legen, ohne befürchten zu müssen, bestraft zu werden."

„Ich weiß es, und deswegen soll mich ein Jeder, und wer es auch immer sein möge, bereit finden, mit ihm zu kämpfen, um mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen."

„Euer Muth steht Euch gut, und es ist wahrlich schade, daß Ihr so wenig Aussicht habet, Eure Feinde zu besiegen, da ich Euch

leider berichten muß, daß Ritter Heribert von Falkenstein, sein Diener, und Udo, der Reisige des Ritters von Schwetzungen, die Burg heimlich verlassen und sämmtliche Pferde mit sich fortgeführt haben. Unsere Ställe sind leer, jede Möglichkeit der Flucht ist uns genommen, wir sind verrathen und verkauft."

Claus erwartete, daß seine Worte auf den Ritter von Dyskirchen einen erschütternden Eindruck machen würden, doch dies war keineswegs der Fall, denn im Gegentheil umspielte ein stolzes Lächeln die Lippen des Ritters.

Kühn hob er sein Haupt empor und mit innerer Genugthuung sprach er die Worte:

„Die Reisigen werden also wohl oder übel gezwungen sein, zu mir zu halten, um entweder mit mir zu siegen, oder mit mir zu sterben!"

„Lasset jetzt die Wälle besetzen, verdoppelt die Wachen, und vertausendfacht Eure eigenen Augen, damit Ihr die Feinde erspähet, wenn sie die Burg umzingeln."

„Mögen sie wie Spreu aus der Erde wachsen und in überlegener Zahl andringen, so sollen sie es gewahr werden, was es heißt, Männer zur Verzweiflung zu bringen, die entschlossen sind, ihr Leben in die Schanze zu schlagen und bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen!"

Der Ritter von Dyskirchen überließ bei diesen Worten den Ausguck dem Claus, welcher dem Ritter nicht zu widersprechen wagte und ihm schweigend gehorchte.

Eine Stunde der Nacht verging nach der anderen, und so mochte Mitternacht schon längst vorüber sein, ohne daß Claus irgend etwas Verdächtiges bemerkte.

Er war nahe daran, in seiner Aufmerksamkeit nachzulassen, als er im Walde einen leuchtenden Punkt bemerkte, der unruhig auf und nieder flimmerte.

Von Minute zu Minute wurde dieser Punkt größer und nahm eine bestimmte Gestalt an, so daß Claus endlich ein Signalfeuer erkannte.

Ab und zu schien es zu verlöschen, dann aber loderte es heller auf als je zuvor, und er erkannte deutlich, wie sich Reiterhaufen vom Walde ablösten und auf die Burg zusprengten.

Er ließ das Allarmhorn ertönen, und bald verkündete der dumpfe Ton der Sturmglocke, daß sich die Stunde des Kampfes nähere.

Die Kämpfer eilten auf ihren Platz und erwarteten kampfgerüstet den andringenden Feind.

Als die furchtbaren Zeichen des Kampfes sich immer mehr näherten, da schaarte der Ritter von Dyskirchen seine Getreuen um sich.

Pechkränze, Fackeln, brennende Strohbündel erhellten die Nacht, und ließen die kräftigen Gestalten der Krieger, welche heranrückten, deutlich erkennen.

Ritter von Dyskirchen überblickte seine wenigen Krieger, doch ließ er den Muth nicht sinken.

Er feuerte sie an und verhieß ihnen nach errungenem Siege jeden Schwertstreich mit Gold zu bezahlen.

Nichtsdestoweniger erlahmte die Kraft der Vertheidiger nach und nach, und bald sah sich Ritter von Dyskirchen von allen Seiten von Feinden bedrängt.

„Schließet Euch dicht an mich an, Freunde, und sorget dafür, daß wir keinen Schritt weiter zurückgedrängt werden!“

Der ihm zunächst stehende Angreifer wurde von einem so tüchtigen Hiebe seines Schwertes getroffen, daß er taumelnd in den Burggraben hinabstürzte und im Falle noch Andere seiner Genossen mit zu Boden riß, die ihm ein unfreiwilliges Geleit geben mußten.

Ein anderer Streiter des Falkensteiners, der sich dem Ritter von Dyskirchen näherte, hatte ein gleiches Schicksal wie sein Waffengenosse, er stürzte mit gespaltenem Schädel zusammen, und eben wollte er dessen leblosen Körper durch einen kräftigen Fußtritt in die Tiefe schleudern, als der Ruf erscholl:

„Wir sind verrathen, die Feinde sind bereits im Schlosse!“

Dieser verhängnißvolle Ruf hemmte für einen Augenblick seine Thatkraft; er schaute düster um sich her, und sah sich und die Seinigen bald auf einen kleinen Fleck zusammengedrängt, wo es ihnen nur mit äußerster Mühe gelang, die Feinde von sich abzuhalten.

„Wir sind verrathen!“ tönte es abermals schrillend durch die Luft; „es brennt im Schlosse!“

Dieser Schreckensbotschaft folgte alsbald ein allgemeines Entsetzen.

Aus dem Schlosse stieg ein dichter, schwarzer Rauch empor, die Flammen schlugen an vielen Stellen zu den Fenstern heraus und züngelten an dem Gemäuer hinauf.

Es war ein furchtbar-schöner Anblick, die Veste in einem Feuermeere schimmern zu sehen; die Flammen erleuchteten die Nacht und beschienen mit ihrer düsterrothen Gluth den Kampfplatz.

Freund und Feind ließen einen Augenblick die Schwerter sinken, um diesem großartigen Schauspiele zuzuschauen, doch nach kurzer Rast wurde der Kampf mit erneuter Erbitterung wieder aufgenommen.

„Hierher gesehen!“ rief plötzlich eine durchdringende Stimme dem Ritter von Dyskirchen zu, „wenn Ihr nicht wollt, daß ich Euch wie einen tollen Hund niederstechen soll!“

Der Ritter von Dyskirchen erkannte den Ritter Heribert von Falkenstein, welcher mit gewaltigem Sprunge über die Brustwehr gesetzt und seinen Gefährten vorausgeeilt war.

„Hierher!“ rief er abermals mit donnernder Stimme, und erhob sein Schwert, um dem Ritter von Dyskirchen den Todesstreich zu versetzen.

Es war ein hehrer Anblick, diese beiden Männer bei dem wilden Scheine und der düsterrothen Gluth der Feuersbrunst todesmuthig einander gegenüber stehen zu sehen.

Es entspann sich ein Zweikampf, der, wie es wohl ein Jeder der Kämpfenden fühlte, mit dem Tode des Unterliegenden endigen mußte.

Hieb folgte auf Hieb, Stoß auf Stoß, ohne daß die beiden Ritter im Kampfe ermüdeten.

Ritter Heribert von Falkenstein wurde immer hitziger und tollkühner, von Minute zu Minute steigerte sich sein Zorn und seine Wuth.

Mit Ungestüm und mit zunehmender Heftigkeit drang er auf den Ritter von Dyskirchen ein, während dieser mit kalter Ruhe und Gelassenheit Hieb und Stich von sich abwendete.

Es schien, als ob Ritter von Dyskirchen diesen Kampf auf Tod und Leben wie ein bloßes Waffenspiel betrachte; mit kalter Todesverachtung parirte er die furchtbaren Streiche und Stöße seines Gegners.

Er beobachtete alle Regeln der Fechtkunst mit sorgsamer, fast peinlicher Gewissenhaftigkeit, als ob er auf einem Turnierplatze stände.

Dieser stoischen Ruhe sollte er sein Leben verdanken.

Der Ritter Heribert von Falkenstein holte zu einem gewaltigen Streiche aus, der ohne Zweifel dem Ritter von Dyskirchen das Haupt von oben bis unten gespalten hätte, wenn er sein Ziel erreichte; so aber ging er fehl.

Ritter von Dyskirchen war auf seiner Hut; mit Gewandtheit und Behendigkeit wich er dem Streiche aus; gleichzeitig ersah er seinen Vortheil und schlug mit solcher Heftigkeit und Sicherheit sein breites Schlachtschwert auf den Helm des Falkensteiners, daß dieser taumelnd und ohne das geringste Lebenszeichen von sich zu geben, von diesem furchtbaren Hiebe zusammenbrach.

Der Ritter von Bärenklau erschien auf dem Walle; er kam gerade noch zu rechter Zeit, um die Vernichtung seines Gastfreundes zu vernehmen.

Einen Augenblick stockte der Kampf.

Die Reisigen des Falkensteiners stutzten, als sie ihren geliebten Herrn, den sie für unüberwindlich hielten, blutend zusammensinken sahen.

Von allen Seiten drangen nun die Reisigen auf den Ritter

von Dyskirchen ein, und dieser sah mehr denn zwanzig Schwerter auf seine Brust gezückt.

„Fangt ihn lebendig! Kein Haar werde auf dem Haupte des Geächteten gekrümmt!" übertönte mächtig eine laut rufende Stimme das Kampfgetümmel.

Dieser Ruf ging von dem Ritter von Bärenklau aus, welcher sich gewaltsam Bahn brach, wodurch der Ritter von Dyskirchen einen Augenblick Luft bekam.

Er benutzte die Zeit vortrefflich, wand sich wie ein Aal durch den Kreis der ihn umzingelnden Kriegsknechte hindurch und flüchtete in den Thurm des Schlosses, welcher noch gänzlich vom Feuer verschont geblieben war.

Hierselbst traf er Claus und das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg, welche sich hier versammelt hatten, um Raths zu pflegen, was fernerhin zu thun sei, da sie sich der Ueberzeugung nicht länger verschließen konnten, daß die Veste nicht fürder zu halten sei.

„Noch sind wir die Herren des Schlosses," brüllte Ritter von Dyskirchen, „und da ich nicht gesonnen bin, mich den Feinden lebendig zu ergeben, so sollen sie Stufe für Stufe der Treppe erkämpfen und mir jedes Glied meines Körpers mit Leichnamen bezahlen."

Als er noch so sprach, sprang eine Diele mitten im Fußboden in die Höhe. Das bleiche Antlitz einer Frau wurde sichtbar und Alle erkannten in derselben die edle Frau Barbara von Dyskirchen, welche wie eine Erscheinung der Hölle, mit einer Pechfackel in jeder Hand, aus dem unterirdischen Raume hervortrat.

Entsetzt wichen Alle zurück, doch Ritter von Dyskirchen war der Erste, welcher seine Fassung wieder erlangte.

Muthig trat er der Erscheinung entgegen und sprach in herrischem Tone zu ihr:

„Ist es Euer Geist, Barbara, der aus dem Grabe aufersteht, oder seid Ihr es wirklich?"

„Nicht mein Geist ist es, sondern ich bin selbst gekommen, um

Euch zu retten, meine Pflicht gebeut mir, Euch selbst im Tode nicht zu verlassen. Ihr seid geächtet und ausgestoßen aus dem Ritterverbande, Ihr seid krank und vogelfrei, und es wäre jedem Unterthanen des Kaisers ein Verdienst, Euch zu tödten; aber ich will Euch den Weg zur Rettung zeigen, wenn Ihr," fuhr sie, indem sie auf das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg zeigte, flüsternd fort, „mir geloben wollt, jenes Weibsbild zu verlassen und von nun an den Weg der Tugend zu wandeln."

Ritter von Dyskirchen sah seine Gemahlin spöttisch an, dann fuhr er laut lachend auf:

„Es steht Euch schlecht an, mir in diesem Augenblicke eine Gardinenpredigt halten zu wollen. Entweder Ihr rettet uns alle drei, das edle Fräulein Clotilde von Waldportsburg und auch den Claus, oder aber ich erdolche Euch mit eigener Hand und werfe Euren Leichnam den Feinden vor die Füße."

Barbara von Dyskirchen seufzte. Sie war einen Augenblick lang unentschlossen, sie wußte nicht was sie thun sollte, für so verdorben hatte sie ihren Gemahl nicht gehalten, doch das drohende Rollen der Augen in seinem Kopfe und das düstere Zusammenziehen der Stirne, ließ sie nicht im Zweifel, daß er seine Worte wahr machen würde.

Sie richtete einen mitleidsvollen Blick auf ihren Gemahl, dann sprach sie mit wehmuthsvoller Stimme zu ihm:

„Ich zittere nicht vor dem Todesstoße, ja, es wäre mir selbst ein erhebendes Gefühl der innersten Genugthuung, von Eurer Hand zu sterben, jedoch ich will nicht, daß Ihr Euer Gewissen noch mit dem Morde der Gattin belastet, daher mag es drum sein, ich will Euch ohne jedwede Bedingung den Weg zur Rettung zeigen."

„Das nenne ich vernünftig gesprochen," rief Claus dazwischen, der mit stets steigender Spannung auf den Ausgang des für ihn so interessanten Zwiegesprächs der unfreiwilligen Gatten gelauscht hatte.

Bei diesen Worten entriß er eine der Fackeln den Händen

Barbaras und sagte mit einem Tone zu ihr, in welchem sich sein inneres Wohlbehagen nicht verkennen ließ:

„Geht voran, ich werde den Zug beschließen.“

Die Edelfrau von Dyskirchen würdigte den Claus keiner Antwort, doch da auch ihr Gemahl mit einem gebietenden Blick diesen Befehl des Claus unterstützte, so erhob sie keinen Widerspruch, sondern ging vorauf in die Tiefe hinunter.

Das edle Fräulein Clotilde von Waldportsburg folgte ihr, dann kam der Ritter von Dyskirchen und den Schluß bildete Claus, immer die brennende Fackel um seinen Kopf schwingend.

Die Falkensteiner und Illingsburger hatten sich vereinigt und waren siegreich bis in den Hof des Schlosses gedrungen.

Die Besiegung des Falkensteiners hatte Alle mit Entsetzen erfüllt und nur „Rache, Rache!“ tönte es in ihren Ohren wieder.

Als Claus die Fallthür im Boden des Gemaches hinter sich zuwarf, verriethen ihm die anprallenden Stöße an die Thür des Zimmers das Andringen der Feinde.

Die Streitäxte und Hellebarden wurden gerührt und heftig gegen die Thür geschlagen, die Kolben donnerten gegen das Thor, so daß die Füllungen der schweren eichenen Thür auseinander brachen und eine Oeffnung entstand, durch welche bequem zwei Männer nebeneinander hindurch schlüpfen konnten.

Claus hörte das Geräusch der Hereinstürzenden deutlich und er sagte mit höhnischer Stimme zu dem vor ihm herschreitenden Ritter von Dyskirchen:

„Ich gäbe etwas darum, wenn ich die verblüfften Gesichter der Illingsburger und Falkensteiner sehen könnte, wie sie vergeblich in allen Winkeln und Ecken herumstöbern werden, was werden sie für erstaunte Gesichter machen, wenn sie das Nest leer finden, aus dem die Vögel ausgeflogen sind.“

Ritter von Dyskirchen gab keine Antwort und murmelte vor sich hin:

„Ich wollte, ich wäre weit weg von hier, oder im Kampfe gefallen, was ohne Zweifel für mich das Beste wäre, denn das

Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg liebt mich nicht, während mein Herz zu ihr in überschwenglicher Liebe hinneigt. Sie stößt mich mit kaltem Spotte von sich, während Barbara, die ich nicht liebe, ihr eigenes Leben in die Schanze schlägt, um mich nur zu retten."

Claus hatte dieses Selbstgespräch gehört, da er dicht hinter dem Ritter von Dyskirchen einherschritt und der Zug der vier Personen grade in einem weiten Raume anlangte, wo einige Minuten gerastet wurde.

„Seht," sprach Claus, indem er dem Ritter die Hand mit einer Vertraulichkeit auf die Schulter legte, die keinem Diener geziemte, „das Antlitz der beiden Frauen und betrachtet die wunderbaren Gegensätze, welche sich in ihren Zügen aussprechen."

Das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg hatte die Hand an die Scheide ihres Dolches gelegt, mit dessen kostbarem durch Edelsteine ausgelegtem Griffe sie spielte, und den sie wie träumend oft halb aus der Scheide herauszog und denselben ebenso oft wieder hineinstieß.

„Die Augen sind der Spiegel der Seele," begann Claus, sich wieder an den Ritter von Dyskirchen wendend, „seht, mit welcher innigen Liebe Euch Eure Gattin betrachtet, die selbst fähig ist, ihr eigenes Leben aufzuopfern, um ein Lächeln der Befriedigung auf Eure Lippen zu zaubern, sie liebt Euch, aber sie ist nicht lüstern nach Euch, Ihr, Herr Ritter, liebt das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg nicht, aber Ihr seid lüstern nach ihr. Keine Macht der Erde würde im Stande sein, Euch von ihr abzuhalten, Ihr meint, nur in Ihrem Besitz glücklich werden zu können, während sie Euch mit stolzer Gleichgültigkeit betrachtet. Das edle Fräulein Clotilde von Waldportsburg ist sich der Macht, die sie über Euch hat, vollkommen bewußt, aber es liegt ihr nichts daran, Euch zu gefallen, sie läßt Euch in Eurer thörichten Leidenschaft gewähren, ohne Euch auch nur einen Wink der Ermunterung zu geben. Es wird ihr nicht schwer fallen, sich von Euch zu trennen, wenn sie die Ueberzeugung hat, durch Eure Hülfe nichts mehr gewinnen zu

können. Mit stolzer Gleichgültigkeit wird sie sich von Euch abwenden und Euch wegwerfen, wie man es mit einer Citrone zu thun pflegt, der man den letzten Tropfen Saft ausgepreßt hat."

In dem ganzen Benehmen der Edeljungfrau war nicht eine Spur von Aufregung wahrzunehmen; weder Furcht, Haß, Liebe oder sonst irgend eine Leidenschaft war auf ihrem Antlitze ausgeprägt, in ihren marmorkalten Zügen spiegelten sich die Gefühle ihres Herzens nicht ab, in ihren dunklen Augen strahlten nur die Fackeln ihr düster-rothes Licht zurück.

Die edle Frau Barbara von Dyskirchen suchte an der Wand des Kellers umher, bis sie eine in der Mauer wohlverborgene Thür fand, welche sie mit einem großen Schlüssel, den sie unter ihrem Gewande verborgen gehalten hatte, öffnete, und worauf sich ein schmaler Gang allen Augen enthüllte.

Die Fackel vor sich hinstreckend, betrat sie den Gang. Alle Uebrigen folgten ihr und der vorsichtige Claus, welcher den Zug beschloß, verfehlte nicht, den Schlüssel, welcher im Schlosse stecken geblieben war, herauszuziehen und die Thür wieder hinter sich zu verschließen.

Nach wenigen Minuten schlängelte sich der Gang langsam in die Höhe und wie mit einem Zauberschlage sahen die Flüchtlinge den Nachthimmel über sich.

Die Edelfrau Barbara von Dyskirchen verlöschte die Fackel und gebot dem Claus ein Gleiches zu thun.

Hinter einem Gebüsche waren zwei Rosse wohl verborgen, die jetzt vier Personen tragen sollten.

Ritter von Dyskirchen machte zum Aerger seiner Gemahlin den Vorschlag, daß diese mit dem Claus das eine der Rosse besteigen solle, während er das andere für den Gebrauch der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg und sich selber in Anspruch nehmen wolle.

„Mit nichten," entgegnete Clotilde von Waldportsburg in festem und entschiedenem Tone, „es würde sich wenig geziemen, wolltet Ihr Eurer eigenen Gemahlin nicht das Geleite geben,

während ich an Eurer Statt auch mit der Begleitung des Dieners Claus völlig zufrieden bin."

Ohne eine Antwort des Ritters von Dyskirchen abzuwarten, schwang sich das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg in den Sattel, Claus stieg hinten auf und fort ging es hinaus in die Nacht.

Ritter von Dyskirchen stand einen Augenblick verblüfft da, doch seine Unentschlossenheit dauerte eben nur einen einzigen Moment.

Mit Hast ergriff er die Zügel des Pferdes und führte dasselbe vor seine Gemahlin hin, diese glaubte nicht anders, als daß er ihr beim Aufsteigen behülflich sein wolle, und reichte ihm ihre Hand, doch hatte sie sich arg getäuscht, er nahm die ihm dargebotene Hand nicht an, sondern setzte den Fuß in den Steigbügel, und ehe seine Gemahlin ahnen konnte, was er beabsichtigte, schwang er sich vollends in den Sattel und sprengte den Davoneilenden nach.

Barbara von Dyskirchen stieß einen gellenden Schrei aus, als sie sich allein gelassen sah, eine solche Niederträchtigkeit ihres Gemahls hatte sie nicht vorausgesehen, sie war weniger über seine unkeusche Liebe zu der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg entrüstet, als empört über die unerhörte Undankbarkeit, sie gerade in einem Augenblicke ihrem Schicksale zu überlassen, als sie ihn von sicherer Gefangenschaft und schmählichem Tode erlöste.

Die wenigen Diener und Knechte, die noch auf Schloß Mündenheim anwesend waren, streckten die Waffen, stellten jeden Kampf ein und ergaben sich den Siegern auf Gnade und Ungnade.

Ritter Bendo von der Illingsburg gab Allen die Freiheit, und behielt sie sogar großmüthig in seinen Diensten, sobald sie ihm Treue und Gehorsam gelobten. Alle waren hierzu gerne bereit und bekundeten ihm, daß sie nur für diese eine Nacht in die Dienste des Barons von Urgiliy genommen seien, welcher

ihnen für diesen Dienst den Sold eines ganzen Monats ausbezahlt hätte.

Ihre Dienstzeit ging somit bei dem Aufgange der Sonne zu Ende, wenn sie auch nicht von dem Rechte Gebrauch machen wollten, was ihnen die über Schloß Mündenheim ausgesprochene Acht ohnedies verlieh.

Der Ritter von Bärenklau durchsuchte nun mit Späherblicken jeden Winkel des Wartthurmes, welchen das Feuer verschonen zu wollen schien.

Es gelang ihm aber nicht, den Ritter von Dyskirchen aufzufinden, welcher sich, wie er mit eigenen Augen gesehen hatte, hierhin zurückzog, ebensowenig vermochten die anderen Ritter und Reisige den Baron von Urgilsy oder, wie wir besser sagen wollen, den Diener Claus und das edle Fräulein Clotilde von Waldeportsburg zu erhaschen.

Man durchsuchte den Thurm von der äußersten Spitze bis zum Erdgeschosse, man durchstöberte die Kellerräume, die Gefängnisse und Verließe, aber nirgends zeigte sich eine Spur, die Flüchtigen waren und blieben verschwunden.

Auf Befehl des Ritters Bendo von der Illingsburg wurden nun Feuerbrände in den Thurm geschleudert, und bald loderte auch Alles in demselben in lichten Flammen auf.

Die Gluth steigerte sich von Minute zu Minute und bald mußten auch die Sieger daran denken, sich zurückzuziehen, denn die Hitze in der Nähe des brennenden Schlosses wurde im vollsten Sinne des Wortes unerträglich.

Die Ritter zogen mit Mannen und Rossen über die Zugbrücke zurück, und nahmen jenseits der Zugbrücke wieder Stellung, um das Werk der Zerstörung in seinem ganzen Umfange zu bewundern.

Die Feuersbrunst griff mit rasender Schnelligkeit um sich, das ganze Schloß schien in einem Feuermeer zu schwimmen.

Balken prasselten und brachen krachend zusammen, das Feuer zerstörte Alles und als die Morgensonne ihre goldigen Strahlen

leuchtend über die Landschaft ausbreitete, beschien sie nur einen rauchenden Trümmerhaufen, aus dem die ausgebrannten Mauern hervorstarrten.

Ritter Bendo von der Illingsburg sah mit sichtlicher Befriedigung auf die Vernichtung des Raubschlosses, das so oft den Räubern eine sichere Zufluchtsstätte bot, welche seine schutzlosen Insassen so oft beraubten und ermordeten.

Der Ritter von Bärenklau war zu Roß gestiegen und umritt die Ruinen, hierbei kam es ihm vor, als hörte er aus einem dichten Gebüsch Jammertöne und Klagelaute erschallen, er hielt sein Roß an und lauschte.

Er täuschte sich nicht, es waren wirklich menschliche Klagelaute, die sein Ohr erreichten, er stieg vom Gaule, band denselben an einen in der Nähe stehenden Baum fest, und näherte sich mit bedächtigen Schritten einem dichten Gebüsche, aus dem er nun deutlich die Stimme des Reisigen Udo vernahm.

Schnell trat er nun näher und er sah, wie dieser Reisige in einer Lederkappe Wasser herbeigeschleppt hatte, und sich bemühte, eine ohnmächtige Frauensperson in's Leben zurückzurufen, indem er ihre Stirn und Schläfen mit dem Wasser benetzte und ihr alle Sorgfalt widmete.

Diese Gestalt kam ihm nicht unbekannt vor, wenn er sich auch keine Rechenschaft ablegen konnte, wo er dieselbe schon gesehen hatte, ihre Stimme war ihm fremd, zumal mußte es ihm sonderbar erscheinen, daß sie bald den Namen des Magisters Eusebius, des Paters Augustinus und der Ritter Bendo von der Illingsburg und Heribert von Falkenstein aussprach, fast zu gleicher Zeit rief sie erbebend aus:

„O, Ritter von Dykkirchen, was habt Ihr mir gethan, wie schwarz und sündhaft ist Eure Seele, hat denn das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg so ganz Euer Herz bethört, oder sind es nur die verbrecherischen Anschläge des Dieners Claus, die Euch bethören?“

Udo suchte die allmälig Erwachende zu trösten, so gut er es

vermochte, als ihn der Ritter Bärenklau bei Namen rief und ihn fragte, indem er auf ihn zuschritt:

„Wer ist die Frau und wie kommt sie hierher?"

Der Reisige, welcher den Ritter sofort erkannte, antwortete sogleich:

„Es ist die edle Frau von Dyskirchen, welche die eigene Gefahr vergessend, im Schlosse zurückblieb, als Ritter Heribert von Falkenstein dasselbe verließ."

„Wie kommt sie hierher?"

„Das weiß ich nicht, edler Herr, doch als ich die Rosse suchte, die Ritter von Falkenstein sorglich im Nachtrabe einher führen ließ und diese verschwunden waren, so machte ich mich allsogleich daran, sie zu suchen. Der Roßbube, welcher sie bewachen sollte, hatte sich im Uebermaße bezecht und konnte mir selbst da noch keine meiner Fragen beantworten, als ich ihn am Arme rüttelte und mich bemühte, ihn aufzuwecken. Ein Blick, den ich durch Zufall neben ihn hinrichtete, ließ mich den Weinkrug erkennen, den im Gefängnisse die edle Frau von Dyskirchen in der Hand hatte. Ich erinnerte mich deutlich, daß dieser Krug im Schlosse zu Mündenheim zurückgelassen war, wie kam er also hierher? Mein Erstaunen wuchs, als der schlaftrunkene Roßbube einer Ritterfrau erwähnte, die Niemand anders als die edle Frau von Dyskirchen sein konnte. Meine Verwunderung stieg noch, als ich ein köstliches Halsband, welches die Edelfrau von Dyskirchen selbst im Gefängnisse nicht von sich gelassen hatte, neben dem treulosen Wächter im Grase liegen sah. Ich raffte den herrlichen Schmuck auf, um ihn an Euch abzugeben. Hier ist er, was soll nun weiter geschehen?"

Der Ritter von Bärenklau nahm das Geschmeide in die Hände, doch vermochten die mit künstlichen Schnitzereien versehenen Steine seine Aufmerksamkeit nicht zu erregen, vielmehr maß er sie mit gleichgültigen Blicken und wandte sich an den Diener Udo mit der Frage:

„Wie mag das Halsband hiehergekommen sein, wißt Ihr es nicht,

wußte Euch der schlafende Roßbube darüber keine Auskunft zu geben?"

„Nein, gestrenger Herr Ritter, auch erkannte ich wohl, daß alle Antworten, die er mir in seinem Zustande gab, jeder Zuverlässigkeit entbehrten, und so entschloß ich mich selbst, der Ursache nachzuforschen. Auf meiner Wanderung fand ich nun die Edelfrau Barbara von Dyskirchen ohnmächtig am Wege liegen und sehet da, sie richtet sich selbst auf und wird Euch auf Eure Fragen wohl die beste Auskunft zu geben im Stande sein."

In der That war es so, wie Udo sagte, die Edelfrau von Dyskirchen erhob sich und trat mit verständnißvollen Blicken zu dem Ritter von Bärenklau, den sie sofort wieder erkannte.

Thränen überströmten ihr Antlitz, ihr herber Schmerz war endlich gebrochen, und fand Erleichterung durch Weinen und Schluchzen.

Als sie sprechen konnte, enthüllte sie dem Ritter ihr ganzes Herzeleid und er selbst war gezwungen, ihren weiblichen Heldenmuth anzuerkennen, wenn er auch ihre That, von seinem Standpunkte aus, nicht billigte.

Unterdessen war auch der Ritter Heribert von Falkenstein herangekommen, welcher nach vielen Bemühungen aus seiner Betäubung wieder erwachte.

Er erkannte die Edelfrau von Dyskirchen sofort, schwang sich aus dem Sattel und stürzte auf sie zu, indem er ausrief:

„Seid Ihr es, edle Frau, oder trügen mich meine Augen?"

„Ich bin es," antwortete sie mit schmerzerfülltem Tone und bebender Stimme, „ich bin es, die unglücklichste aller Frauen, ich bin es, die von ihrem Gemahl schnöde zurückgestoßen wurde, als ich ihm den Weg zur Freiheit bahnte.

„Wie, der Ritter von Dyskirchen ist entkommen?" rief der Ritter von Bärenklau aus, der sich unbemerkt der Gruppe genähert hatte, obgleich er sich durchaus keine Mühe gab, irgend welches Geräusch zu vermeiden."

„Er ist entkommen," wiederholte die edle Frau von Dyskirchen lebhaft, „und daß er entkommen ist, bedaure ich keinen Augenblick.

Um ihn zu befreien, habe ich gewagt, was ich niemals für möglich gehalten hätte, ich stieg in einen Brunnen hinab, der ausgetrocknet war, um mich zu verbergen. Neben demselben befand sich eine auffallende Höhlung, die wohl noch von Niemandem bemerkt wurde, ich stieg hinein und erkannte zu meinem Staunen, daß ich eine schmale Wendeltreppe vor mir hatte. Muthig verfolgte ich meinen Weg, der sich um den Brunnen oder wohl gar um den Burghof herum schlängelte. Der Weg führte fort, während an einer Seite desselben eine schmale Holztreppe emporstieg. Ich erkletterte die Stufen, öffnete mit Leichtigkeit eine Fallthür und befand mich urplötzlich in dem Erdgeschoß des Burgthurmes, in welchem mein Eheherr, der Ritter von Dyskirchen, das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg und der Diener Claus, der sich hier Baron von Urgiljy nennen ließ, gemeinsam Berathung pflogen. Ich wurde nicht bemerkt und schlüpfte in mein Versteck zurück. Flüchtigen Fußes eilte ich den Gang entlang, der unter einem Gebüsch außerhalb der Burg mündete. Ganz in der Nähe sah ich zwei herrliche Pferde, die vollständig aufgezäunt waren, die von einem kaum fünfzehnjährigen Buben bewacht wurden. Es fiel mir durchaus nicht schwer, denselben zu bereden, einen guten Trunk Wein von mir anzunehmen, wobei mir der Weinkrug, den ich im Gefängnisse erhalten hatte, gar trefflich zu Statten kam. Der Troßbube beschäftigte sich nun mehr als ich hoffen konnte, mit dem Weinkruge, und ließ die beiden Rosse, die ihm zur Bewachung anvertraut waren, ganz außer Acht, so daß es mir ein Leichtes war, sie hinwegzuführen und in dem Dickicht, welches hier wenige Schritte entfernt ist, zu verbergen. Als dies geschehen war, eilte ich auf dem Wege, den ich gekommen, zurück, um meinen Gemahl zu retten, denn ich sah, wie das Schloß von allen Seiten umzingelt war und die Flammen in allen Theilen desselben emporzüngelten, so daß ich keinen Augenblick zu verlieren hatte, wenn ich meinen gewagten Entschluß von Erfolg gekrönt sehen wollte."

„Also Ihr wart es, die den Geächteten unserer gerechten Rache entzogen hat," stieß Ritter Bendo von der Illingsburg unwirsch hervor.

„Es ist so wie Ihr sagt, und selbst wenn es noch nicht geschehen wäre, ich würde bereit sein, es abermals zu thun, obgleich ich von dem Ritter von Dyskirchen auf schnöde Weise zurückgestoßen worden bin."

„Wißt Ihr, welcher Strafe Ihr Euch ausgesetzt habt und welches Loos Eurer harret?"

„Ich weiß es," entgegnete die Edelfrau von Dyskirchen mit fester Stimme, indem sie ihr Haupt stolz emporhob, „ich weiß, daß jedem Unterthan des Kaisers es bei Strafe des Lebens und des Leibes untersagt ist, einem Geächteten zur Flucht zu verhelfen, ich weiß, daß der Helfer in dieselbe Strafe verfällt, wie der Geächtete selbst, und dennoch wiederhole ich Euch, daß ich dem Ritter von Dyskirchen abermals meine Hand zur Flucht bieten würde, denn der irdische Richter vermag nur den Leib zu tödten, aber der Seele nichts anzuhaben."

„Sie ist wahnsinnig," murmelte der Ritter Bendo von der Illingsburg.

„Nein, ich bin es nicht," rief die edle Frau von Dyskirchen mit wilder Begeisterung aus, „Ritter von Dyskirchen ist mit den Banden des Himmels an mich gekettet, er ist mein Gemahl vor Gott und den Menschen."

„Sie spricht irre, denn warum ist sie ihm nicht gefolgt."

„Nein, ich spreche nicht irre, sondern ich habe die vollste Wahrheit gesagt, Pater Augustinus und auch die edlen Ritter Heribert von Falkenstein und von Bärenklau können es mir bezeugen."

„Es ist die Wahrheit, vergeblich habe ich mich bemüht, die Edelfrau zu bewegen, mit mir aus dem Gefängnisse zu fliehen, aber standhaft wies sie jegliche Hülfe zurück, und als es mir endlich gelang, sie zu überreden, das Schloß Mündenheim zu verlassen, trat sie in die kleine Ausfallspforte zurück und verriegelte dieselbe

hinter sich, so daß ich trotz aller Mühe und Anstrengung dieselbe nicht zu öffnen vermochte."

„Im Gefängniß war sie, das eheliche Gemahl des Ritters von Dyskirchen?"

„Leider war es so, wie ich Euch berichte und auf mein Ehrenwort, mich nimmt nur das Eine Wunder, daß die Edelfrau ihrem Gemahl nicht folgte, wenn er auch durch den Machtspruch des Kaisers in die Reichsacht gethan wurde."

Barbara von Dyskirchen berichtete nun in kurzen Worten, was ihr geschehen sei, und Ritter Bendo von der Illingsburg war nun weit entfernt, auf die unglückliche Frau zu zürnen, vielmehr beklagte er sie von ganzem Herzen und sein sprühender Haß entflammte seine Augen, er schwor hoch und theuer die ihr wiederfahrene Schmach zu rächen und sollte er den Frevler bis an das Ende der Welt verfolgen.

Barbara von Dyskirchen schüttelte traurig das Haupt, legte die Hände flehend über ihrer Brust zusammen und sprach, sich an die umstehenden Ritter wendend:

„Nicht Eure Rache ist es, die ich heraufbeschwöre, sondern im Gegentheil, Eure Verzeihung erbitte ich für den Verirrten. Lasset dem Unglücklichen Zeit zur Buße, ich selbst will ihm folgen und wie sein guter Genius über ihm wachen. Es ist nicht mehr die Liebe, die ich in meinen Jugendjahren für ihn empfand, sondern der Wunsch, ihn um seiner selbst Willen aus den Klauen des Verderbens zu retten. Die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg ist in unkeuscher Liebe zu dem edlen Ritter Erhardt von Hartenfaust entbrannt und nur um dieses Willen facht sie die Begierde des Ritters von Dyskirchen an, über den sie sich, ob seiner Thorheit, ihr Herz gewinnen zu wollen, lustig macht. Ritter von Dyskirchen sowohl wie der Diener Claus sind nur Werkzeuge in ihrer Hand, um der sträflichen Begierde, die in ihrem Innern tobt, Vorschub zu leisten. Hat sie ihr Ziel erreicht, so wird sie nicht verfehlen, beide Werkzeuge, die ihr dann unnütz geworden sind, wegzuwerfen; den Einen ködert sie mit der Aussicht auf ihren

Besitz und den Andern mit reichlichem Lohn, da ihr unsagbare Schätze zur Verfügung zu stehen scheinen."

„So ist es," bestätigte der Ritter von Bärenklau, „denn nie und nimmer wird es dem Ritter von Dyskirchen gelingen, das Herz der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg in Liebe zu entflammen. Gleich und gleich gesellt sich gern," fuhr er lächelnd fort, „und wer vermöchte etwas Gleiches an Ritter von Dyskirchen und der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg zu finden. Er ist mindestens dreimal so alt als sie und könnte mit gutem Recht der Vater und nicht der Liebhaber des Edelfräuleins sein."

„So könnte es allerdings sein," bekräftigte Ritter von Bärenklau, „doch wer erinnert sich nicht des allerdings selteneu Falles, daß noch jüngere Töchter bei weitem älteren Männern die Hand reichten."

„Ihr vergesset, daß der Ritter von Dyskirchen verehelicht ist," unterbrach ihn der Ritter Heribert von Falkenstein, „und daß er den Ehebruch unter den sichtlichen Augen der Frau vollführt, welche um dieser sträflichen Liebe halber zurückgedrängt wird."

„Ich danke Euch für Eure Worte, die wie wohlthuender Balsam auf mein wundes Herz hernieder träufeln, und ich werde Euch Eure warme Theilnahme, die Ihr für mich heget und offen bekundet, niemals vergessen. Leider kann ich Euch nur mit Worten danken, da ich zu schwach bin, um meiner Anerkennung in Thaten Ausdruck zu geben, doch dessen seiet versichert, daß ich nicht müde und matt werde, um die Gnade Gottes, den Segen der allerheiligsten Jungfrau und aller Heiligen auf Euer Haupt herniederzuflehen."

„Ich bin Euch für das mir zu spendende Gebet im Voraus dankbar, denn auch ich habe so manche schwere Sünde begangen, für die ein fürbittendes Wort beim ewigen Richter eine geeignete Stätte finden wird."

Nach kurzer Berathung, was mit der edlen Frau von Dyskirchen zu thun sei, wurde beschlossen, daß sie nach ihrer Wahl

entweder den Falkenstein, oder die Illingsburg zu ihrem Aufenthalt nehmen solle, bis der Kaiser selbst sein Urtheil in dieser Sache gesprochen haben werde.

Die Ritter waren zwar einstimmig der Meinung, daß die edle Frau Barbara von Dyskirchen durchaus keinen Tadel verdiene, sondern vielmehr ihre muthige Selbstaufopferung die allergrößte Anerkennung finden müsse, zumal sie sich entschloß, um ihren Eheherrn zu retten, auch ihrer eigenen Nebenbuhlerin die Freiheit zu geben.

Doch der Befehl des Kaisers lautete zu bestimmt und besagte ganz deutlich:

„Wer es auch immer sein möge und welche Beweggründe zu den eigenen Handlungen geltend gemacht werden können, es ist hiermit strengstens untersagt, dem Geächteten in irgend einer Weise Vorschub zu leisten, sei es, daß ihm ein Asyl gewährt werde, sei es, daß man ihm zur Flucht hülfreiche Hand biete, oder ihn in sonst irgend einer Weise unterstütze, verfällt der Strafe, die über den Geächteten selbst ausgesprochen ist.

Jedermann hat das Recht, dem dieser Befehl kund und zu wissen gethan worden ist, den Geächteten und seine Genossen auf dem Flecke zu tödten, ohne sich deshalb verantworten zu müssen, oder gar eine Strafe wegen Mordes und Todtschlags sich zuzuziehen.

Sollte es aber in dem Belieben eines Ritters liegen, den Geächteten lebend zu fangen, so wird ihm bei der Ablieferung desselben an einen kaiserlichen Waldboten eine Belohnung von hundert Mark in Gold aus des Reiches Säckel zugesichert.

Ist der Ablieferer des Geächteten ein Bauer, so erhält er fünfzig Mark, ist er jedoch ein unfreier Mann, so soll ihm nur der vierte Theil dieses Betrages aus des Reiches Säckel zufließen, während die anderen drei Viertheile seinem Herrn zugestellt werden sollen."

„Für die Ehefrau des Geächteten kann dieser Befehl doch nicht maßgebend sein," sagte Ritter von Bärenklau, „und nach meiner Ueberzeugung wäre es eine strafwürdige Handlung, wollten wir sie ihrer Freiheit berauben, und zwar nur um dessentwillen, weil sie ihrem Eheherrn treue Hülfe in der Noth geleistet hat. Sie gehorchte nur den Worten des Priesters, dem sie in die Hand gelobte, ihrem Eheherrn in allen Lagen und Bedrängnissen eine getreue Gehülfin sein zu wollen. Dieser Diener am Worte Gottes hörte das Gelübde und nahm es für Gott selber in Empfang. Was vermag hiergegen ein kaiserlicher Befehl? Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen."

„Von Eurem Standpunkte aus, habt Ihr Recht, Ritter von Bärenklau, doch nicht so wie Ihr denken die Ritter Heribert von Falkenstein und Bendo von der Illingsburg, sie glauben in der Ausführung des kaiserlichen Befehls nicht streng genug verfahren zu können, und auch ich pflichte ihnen bei und ermuntere sie, sich genau an den Wortlaut des Schriftstückes zu halten."

„Wie, Ihr wolltet das Gefängniß von Schloß Mündenheim mit einem solchen auf dem Schlosse Falkenstein oder der Illingsburg vertauschen?"

„Nein, das will ich nicht, denn ich muß unaufhaltsam weiter eilen und darf auch nicht einen einzigen Augenblick verlieren."

„Wie soll ich Eure Worte verstehen, Ihr sprechet in Räthseln."

„Ganz so, wie es in dem Documente heißt, und wie es deutlich der Wille des Kaisers vorschreibt:

> „Es soll Demjenigen die gleiche Strafe zuerkannt werden, als dem Geächteten selber, der diesem bei der Flucht oder sonst wie hülfreiche Hand leistet,"

ich bekenne mich beider Vergehen für schuldig, denn nicht allein ich war es, die die Flucht des Geächteten in's Leben rief, sondern auch diejenige Person, welche es nicht verschmähte, einen schuldlosen Roßbuben zu täuschen, der ohne Argwohn zu schöpfen, den ihm dargereichten Labetrunk annahm, und die Pferde, die zur Flucht unumgänglich nöthig waren, herbeizuschaffen."

„Ihr wollt also, daß wir Euch tödten sollen, fragte Ritter von Bärenklau, indem er sein Erstaunen unverholen in dem Tone seiner Stimme kundgab.“

„Wenn Ihr eine solche That zu verantworten vermöget, so thut es, ich zaudere nicht einen Augenblick vor dieser Strafe, und schaue dem Tode so ruhig in das starre Antlitz, als wenn es gälte, sich auf mosigem Rasen auszustrecken, aber eine solche nutzlose Grausamkeit verlangt der kaiserliche Befehl nicht und selbst, wenn Ihr ihn mit haarscharfer Wortklauberei betrachtet.“

„Ei, ich bin doch begierig,“ rief Ritter von Falkenstein, „welche Auslegung Ihr dem kaiserlichen Schriftstücke unterbreiten wollet, aus dem ich für Euch nur ein unabwendbares Verderben herauszulesen vermag.“

„Ihr mögt es Verderben nennen, doch ich selbst halte es für das größte Glück, denselben Bedingungen unterstellt zu werden, welche dem Geächteten selbst angedroht worden sind.“

„Und diese wären?“

„Der Geächtete soll gemäß der deutlich ausgesprochenen Worte, die den Willen des Kaisers bekunden, einem Waldgrafen vorgeführt werden, wenn es gelingt, seiner habhaft zu werden, diese Bestimmung des Befehls nehme auch ich für mich in Anspruch, doch verlange ich nicht zu einem kaiserlichen Waldgrafen geführt zu werden, sondern mein Begehren und meine Bitte geht weiter, und ihr edle Herren werdet sie mir sicherlich nicht verweigern.“

„Was wollt Ihr?“ fragte Ritter Bendo von der Illingsburg, „wenn wir es mit der Rittercehre und der Pflicht eines getreuen Unterthans des Kaisers zu vereinen vermögen, so seiet gewiß, daß wir mit völliger Ergebenheit in Euren Willen Eurem Gesuche nachkommen werden.“

„Ihr könnt es.“

„Nun, so sprechet!“

„Sowohl Ihr, Herr Ritter Heribert von Falkenstein, wie auch die anderen edlen Herren, Ritter Bendo von der Illingsburg und der Ritter von Bärenklau, benöthigen des Goldes nicht, um den

Geächteten oder einen seiner Genossen an einen kaiserlichen Wald, grafen abzuliefern, daher richte ich an Euch, wie an diese, die Bitte, mich an das kaiserliche Hoflager zu führen, damit der Kaiser selbst über mein ferneres Geschick entscheide."

„Ha," rief der Falkensteiner aus, „das ist so dumm nicht, und fürwahr möchte ich Euch zum Anwalt haben, wenn es gilt, meine Rechte zu vertheidigen, es ist schade, daß ich selbst auf meiner Burg, dem Falkenstein, wie in einem Nest festgebannt sitzen muß, sonst hätte ich nicht übel Lust, einen Ritt von einigen Wochen zu machen, um Euch als wirksamster Zeuge bei Hofe zu unterstützen."

„Ich weiß es, edler Herr, daß Ihr nicht gut abkommen könnt, und in dieser Zeit der Noth und Bedrängniß Auge und Ohr offen halten müsset, um den Falkenstein zu schützen und Euch die Feinde und sonstiges Raubgesindel vom Leibe zu halten, eben so ergeht es dem Ritter Bendo von der Illingsburg, doch dem Ritter von Bärenklau liegen keine solche Verpflichtungen ob, und Ihr werdet ihm gewißlich gern das Geleit meiner Person übertragen. An ihn richte ich meine Bitte insbesondere, mich vor den Kaiser zu führen, ich verspreche ihm, daß ihm die Bewachung meiner Person nicht schwer fallen soll, zumal ich hiermit das heilige Versprechen abgebe, daß ich keinen Versuch zur Flucht, in welcher Gestalt sich mir auch dazu Gelegenheit böte, machen will."

„Der Vorschlag ist neu, und ich gestehe, daß ich in meinem Leben noch keinen Gefangenen mit solcher Zuversicht sprechen hörte, was meinet Ihr, Ritter von Bärenklau, würdet Ihr es übernehmen, mit der Gefangenen an das Hoflager des Kaisers aufzubrechen, wenn der Ritter Bendo von der Illingsburg und ich damit einverstanden wären, die edle Frau von Dyskirchen in Eurer Begleitung abziehen zu lassen?"

„Ich bürge sogar mit meinem Ritterwort für sie, ich selbst werde dem Kaiser ihren Heldenmuth mit so warmen Worten schildern, daß er Gnade für Recht ergehen lassen muß, wenn er nicht ein Herz von Stein im Busen trägt."

„Einer solchen Bürgschaft kann ich mich nicht widersetzen,"

sprach Ritter Bendo von der Illingsburg, indem er dem Ritter von Bärenklau freundschaftlich die Hand reichte, „ich wünsche Euch den besten Erfolg, und auch Ihr, edle Frau von Dyskirchen ziehet in Frieden. Ich verabschiede mich," fuhr er fort, „indem er auch den Ritter Heribert von Falkenstein freundlich begrüßte und sich auf sein Roß schwang. „Ich muß eilen, die Illingsburg zu erreichen, um meinem Eheweibe, der geliebten Siegmunde, jeglicher Sorge um mich zu entheben, und auch Ihr, Ritter von Falkenstein, werdet es eilig haben, den heimathlichen Boden wieder zu erreichen, um die Zügel der Regierung wieder selbst zu ergreifen, da sich Ritter Raimund von Overstolz gewißlich nicht länger, als es eben unumgänglich nothwendig ist, dazu verstehen wird, Eure Stelle zu vertreten."

„Ha," rief Ritter Heribert von Falkenstein aus, indem er mit der Hand über die Stirne fuhr, „wo hatte ich nur meine Gedanken, es eilt dem Ritter von Overstolz aus der Rüstung herauszukommen und wieder in die Mönchskutte zurückzuschlüpfen, es bedurfte der vorliegenden so dringenden Umstände, daß er sich bereit finden ließ, den Falkenstein zu vertheidigen."

„In Pater Augustinus umgewandelt, wird auch er an das Hoflager des Kaisers ziehen, denn dies war sein ursprünglicher Plan, und ich bedaure, daß er nicht schon abgeritten ist, da er sich schwerlich den Ruhm nehmen lassen wird, die Edelfrau von Dyskirchen vor den Kaiser zu führen, so daß ich gleichsam als fünftes Rad am Wagen gelten werde."

„Ihr unterschätzet Eure Verdienste, Ritter von Bärenklau," nahm die edle Frau von Dyskirchen das Wort, „denn Pater Augustinus hat nicht, wie Ihr, Schloß Mündenheim mit erstürmt, und so dem kaiserlichen Willen Folge geleistet, den Ihr aber im eigentlichsten Sinne des Wortes vollstreckt habt."

„Ihr wißt für alle Dinge Rath, edle Frau, und es sollte mich nicht wundern, wenn es Eurer Beredtsamkeit gelänge, selbst für Euren Gemahl die Gnade des Kaisers zu erlangen und ihn von der Reichsacht frei zu machen."

Die Edelfrau seufzte und flüsterte kleinlaut vor sich hin:

„Ach, wenn ich doch dies vermöchte, aber seine Vergehen und Verbrechen, die das Ohr des Kaisers erreicht haben, sind zu groß, als daß ich hoffen dürfte, meine schwachen Kräfte wären einer Riesenarbeit gewachsen.“

„Lasset nur den Muth nicht sinken, edle Frau,“ tröstete Ritter von Bärenklau, „doch jetzt lasset uns nach dem Falkensteine aufbrechen, denn wie Ihr sehet, hat schon der Ritter Heribert sein Roß bestiegen, und seine Mannen um sich versammelt.“

„Ich bin bereit, Ihr habt nur zu gebieten, Herr Ritter, da ich Eure Gefangene und allen Euren Anordnungen zu gehorsamen verpflichtet bin.“

„In mir werdet Ihr nicht einen allzustrengen Aufseher finden,“ entgegnete Ritter von Bärenklau mit größter Höflichkeit, indem er ein aufgezäumtes Roß herbeizog und der edlen Frau von Dyskirchen ehrerbietig den Bügel hielt, um ihr beim Aufsteigen behülflich zu sein.

„Ich danke Euch für Eure freundlichen Worte, und verkenne den Trost nicht, der meinem wunden Herzen so wohl thut, ich hoffe nur, daß es dem Kaiser belieben wird, ein ebenso mildes Urtheil über mich zu sprechen, als in Eurem Herzen wohnt.“

Ritter Heribert von Falkenstein stieß in's Horn und gab somit das Zeichen zum allgemeinen Aufbruche.

Er selbst ritt an der Spitze des Zuges, und beorderte den Fahnenträger an seine Seite, welcher das Banner Derer von Fakenstein weithin im Morgenwinde flattern ließ.

Die Sonne hatte noch nicht die Mittagshöhe erreicht, als man des Falkensteins ansichtig wurde.

Dieser Anblick belebte das Herz des Ritters Heribert von Falkenstein, und unwillkürlich faßte er den Zügel seines Rosses straffer und ritt in schnellem Trabe weiter.

Dies war auch für alle Uebrigen ein Zeichen, den Lauf ihrer Rosse zu beschleunigen, und nach kaum einer Stunde befand sich der Zug vor dem Eingangsthore des Falkensteins.

Die Losungsworte wurden gewechselt, und die Zugbrücke prasselnd niedergelassen.

Ritter Raimund von Overstolz begrüßte die heimkehrenden Sieger, indem er allen seinen Freunden auf das Herzlichste die Hand schüttelte.

Seine Augen leuchteten, als er die edle Frau von Dyskirchen erblickte, doch schien er nicht sonderlich verwundert, als der Ritter von Bärenklau zu ihm sprach:

„Die Edelfrau von Dyskirchen ist uns als einzige Beute auf Schloß Mündenheim geworden und ich selbst habe mich zu ihrem Wächter aufgeworfen und werde sie nun an das Hoflager des Kaisers und vor dessen Richterstuhl führen.“

„Mit Eurer Erlaubniß werde auch ich dahin aufbrechen, doch zuvörderst meinen ritterlichen Schmuck ablegen und so es Gott gefällt für immerdar mit dem härenen Gewande des Mönches vertauschen.“

„Ihr werdet eine dankbare Aufgabe zu erfüllen haben, indem Ihr die edle Frau von Dyskirchen vertheidiget.“

„Nicht Pater Augustinus darf dies thun,“ unterbrach die edle Frau von Dyskirchen mit erregter Stimme den Ritter von Bärenklau, „da Euch dies Amt einzig und allein gebührt und Ihr der Vollstrecker des kaiserlichen Willens gewesen seid, Ihr seid es, der das Weib des Flüchtigen und Geächteten vor den Richterstuhl des Kaisers bringen werdet, und ich bitte Euch, über mich und mein Vergehen einen gelinden Bericht zu erstatten.“

„Ich werde, wie es einem Rittersmanne gebührt, der Wahrheit die Ehre geben und auch nicht einen Deut von der Thatsache ab- noch hinzuthun, ich werde ihm sagen, daß die Raubburg ein Opfer der Flammen wurde, und daß von Schloß Mündenheim auch nicht ein Stein auf dem andern geblieben ist. Der Befehl des Kaisers ist, soweit es in unseren Kräften stand, erfüllt worden, doch leider ist es uns nicht gelungen, den Geächteten in unsere Gewalt zu bringen.“

„Das glaube ich wohl,“ sagte Pater Augustinus lächelnd.

„denn beim ersten Grauen des Morgens, haben mir schon die kaiserlichen Reisigen berichtet, welche der Waldgraf von Regensburg aufgeboten hat, um den Ritter von Dyskirchen zu fangen, daß derselbe auf stattlichem Rosse dahin eilte und alle ihre Bemühungen vergebens waren, ihn einzuholen; ihre Aufmerksamkeit wurde jedoch auch andererseits in Anspruch genommen, denn auf einem rabenschwarzen Hengste, nur mit zwei weißen Ringen um die Vorderfüße, sprengte eine Ritterdame einher, hinter welcher ein Reitersmann saß und sie umschlungen hielt, welches sonderbare Bild aller Blicke auf sich lenkte."

„Das war der Diener Claus und die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg," rief Ritter von Bärenklau ingrimmig aus, „ich wollte, sie hätten den Hals gebrochen."

„Euer unchristlicher Wunsch wäre beinahe in Erfüllung gegangen, denn am Steinbruche dort unten stürzte das schwarze Pferd und brach ein Bein."

„Das war die Rache des Himmels," rief Barbara von Dyskirchen dazwischen, „was ist nun aber aus meinem Gemahl geworden?"

„Das mag Gott wissen, er und der Diener Claus sind den Händen der Soldknechte entronnen, diese haben sich nur des Edelfräuleins bemächtigt, welche sich ihnen als eine reiche Dame zu erkennen gab, die dem Ritter von Dyskirchen aus Liebe nachgefolgt sei."

„Dem ist auch so, aber ihre Liebe gilt nicht dem Ritter von Dyskirchen, sondern dem edlen Ritter Erhardt von Hartenfaust," warf Ritter Heribert von Falkenstein ein.

„Ich weiß es," sagte Pater Augustinus, „und demnach wünsche ich mir Glück, daß gerade dieses intrigante Weibsbild in meine Hände gerathen ist."

„Wie, sie ist hier?" stammelte die edle Frau von Dyskirchen fast entsetzt hervor.

„Ja," antwortete Ritter Raimund von Overstolz fast trocken, „sie ist im Schlosse."

„In welches Verließ habt Ihr sie werfen lassen, sie soll nicht ungestraft den Ritter von Dyskirchen bethören, so daß er um ihretwillen seine rechtmäßige Gemahlin vernachlässigt."

„Ich denke wie Ihr, Ritter von Falkenstein, aber gleichzeitig bedenke ich auch, daß sie unter dem Schutze des Abtes Vincentius steht, dem ich in Liebe zugethan bin und warme Freundschaft gelobt habe, ebensowenig könnte ich es verantworten, ihr Geschlecht zu vergessen und die Achtung bei Seite setzen, die ihrem Stande gebührt."

„Für Eure Handlungen auf Schloß Falkenstein könnt Ihr nimmermehr verantwortlich gemacht werden, da Ihr nur meine Stelle vertratet und ich fast zu befürchten anfange, Euch meinen Tadel aussprechen zu müssen, daß Ihr dem Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg eine zu große Milde bewiesen habt und ihrem Stande mehr Rücksicht schenktet, als eine so vollendete Heuchlerin verdient, welche einzig und allein bestrebt ist, das Glück und den Frieden zweier Ehepaare zu untergraben."

„Auf die Gefahr hin, Euren Unwillen zu erregen, muß ich darauf bestehen, daß die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg ebenfalls vor den Richterstuhl des Kaisers geführt werde, um daselbst ihren Urtheilsspruch zu empfangen."

Ritter von Bärenklau und die Gemahlin des geächteten Ritters von Dyskirchen gaben ihre Zustimmung zu diesem Vorhaben, so daß endlich der Ritter Heribert von Falkenstein unwillig ausrief:

„Ihr mögt das Weibsbild mit Euch nehmen, doch werde ich selbst ohne Euren Willen vier Reisige zu ihrer Bewachung und Begleitung mitschicken, die von mir den Befehl erhalten werden, sie bei dem ersten Fluchtversuche, den sie wagen sollte, niederzustoßen."

„Das mögt Ihr thun," entgegnete Ritter Raimund von Overstolz fast heiter, „auch würde ich Euch darum gebeten haben, mir einige Mannen zur Begleitung zu überlassen, Ihr kommt also meinem Wunsche schon zuvor, und wahrlich kommt es mir nicht darauf an, diesen Reisigen noch andere Befehle zu geben, als Ihr

dies selbst beabsichtiget, denn auch ich bin dafür, daß die Edeljungfrau auf das Strengste bewacht wird.“

„Wo ist sie?“

„In dem obersten Gemache des Wartthurmes, den ich für ein Gefängniß herrichten ließ, wie Ihr sehet; denn neben dem Burgwarte ist auf dem Söller noch ein Reisiger postirt, der vor dem Zimmer auf und ab geht und den Auftrag hat, mindestens von zehn zu zehn Minuten in das Gemach hineinzulugen, um sich zu überzeugen, daß es dem Edelfräulein nicht einfällt, einen Fluchtversuch zu wagen. Vor der Thür befindet sich ein zweiter Wachtposten und ein dritter ist am Eingange zum Thurme aufgestellt, welche halbstündlich abgelöst werden und Jeden niederstoßen, der Miene macht in den Thurm hinein oder herausgehen zu wollen, ohne die Loosungsworte zu kennen.“

„Bei Gott, Eure Vorsicht ist bewunderungswürdig und ich nehme meinen Tadel zurück, den ich zu Anfang gegen Euch aussprechen wollte.“

„O, das ist noch nicht Alles, Ritter Heribert von Falkenstein, ich habe noch mehr gethan.“

„Noch nicht Alles?“ fragte dieser verwundert, „was ist denn noch mehr geschehen, Ihr werdet doch das Edelfräulein nicht zusammengeschnürt haben, daß sie kein Glied am Leibe zu rühren vermag?“

„Seid außer Sorge, Ritter Heribert von Falkenstein, es wird der Gefangenen kein Härchen gekrümmt werden, sie kann nach Belieben allen ihren Bedürfnissen Rechnung tragen; ich habe ein Ruhebett in das Zimmer hineinschaffen lassen und der Tisch ist mit edlem Wein und feinen Leckerbissen reichlich überdeckt, wie sie dem Gaumen einer Edeldame zusagen, so daß ihr nichts weiter als die Freiheit fehlt.“

„Und Ihr habt noch mehr gethan? Was wäre denn dies?“

„Ich will es Euch sagen, edle Herren, und auch Ihr, edle Frau Barbara von Dyskirchen, möget es vernehmen, daß ich alle Vorsichtsmaßregeln erschöpfen mußte, um sicher zu sein, daß die

Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg weder durch ihre schönen Augen Eindruck auf ihre Wächter mache, noch dieselben durch Geld und Gut besteche, und um diese Sicherheit zu erzielen, mußte ich eine treue Dienerin in ihre Umgebung schaffen."

„Und wen habt Ihr zu diesem Wächteramt erkoren, denn ohne einige bejahrte Stallmägde zu rechnen, befindet sich auch nicht ein weibliches Wesen in der Burg, und diese werdet Ihr doch nicht der edlen Jungfrau Clotilde von Waldportsburg zu Dienstleistungen angeboten haben?"

„Nein, das habe ich nicht gethan, nicht aber aus dem Grunde, den Ihr mir unterstellt, sondern weil ich den Stallmägden nicht ein so unbestechliches Herz zutraue, und ihnen nicht anmuthe, ihr Ohr dem Klingen von Goldstücken zu verschließen, welche das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg nicht unterlassen wird, ihnen anzubieten."

„Wen habt Ihr aber denn zu diesem Wächteramte auserlesen?"

„Kommt und sehet selbst!"

Der Ritter Heribert von Falkenstein folgte dem Ritter Raimund von Overstolz, während sich Ritter von Bärenklau mit der Edelfrau von Dyskirchen entfernte und in das Schloß begab.

Die beiden Erstgenannten wollten sich in den Wartthurm hineinbegeben, doch ein Reisiger streckte ihnen seine Lanze entgegen und forderte sie auf, ihm das Loosungswort zu sagen, ohne welches Niemand in den Thurm hineinkäme.

Ritter Raimund von Overstolz nannte ihm die Loosungsworte, dann führte er mit dem Reisigen noch ein leises Geflüster, so daß Ritter Heribert von Falkenstein ungeduldig wurde und ihn fragte, was noch so geheimnißvoll zu verabreden sei.

Anstatt zu antworten, trat der Ritter Raimund von Overstolz einen Schritt zurück und sagte zu dem Soldknecht:

„Sprich, mein Sohn, Dein Herr und Gebieter, der Ritter Heribert von Falkenstein übernimmt von diesem Augenblicke an wieder den Befehl über die Burg und wird Dir seine Verhaltungsbefehle geben."

Der Soldknecht berichtete nun dem Falkensteiner, daß der Ritter Raimund von Overstolz von halbe Stunde zu halbe Stunde selbst gekommen wäre, um die Loosungsworte zu erneuern, welche jetzt einzig und allein den Ein- oder Ausgang in den Wartthurm ermöglichten.

Der Ritter Heribert von Falkenstein schüttelte die Hand seines Begleiters und sprach zu ihm:

„Ihr habt meine Bewunderung erregt, Ritter Raimund von Overstolz, und Eure große Vorsicht, die Ihr angewendet, um ein gefangenes Weib zu bewachen, setzt mich in Erstaunen."

„Die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg ist keine gewöhnliche Gefangene, die man in ein Gefängniß setzt, dessen Thür man verschließt und zum Ueberfluß noch durch einen eisernen Riegel verwahrt, um sich ihrer zu versichern. sondern sie weiß selbst die Luft, die sie ein- und ausathmet, zu bestechen, um zur Freiheit zu gelangen, zumal ist der Ritter von Dyskirchen und der tückische Claus nicht in unsere Gewalt gekommen, was mich mit banger Sorge erfüllt und tief betrübt."

„Beide werden sich gar weißlich hüten, in die Nähe des Falkensteins zu kommen, wo ihrer ein schimpflicher Tod wartet."

„Man hängt Niemanden, bevor man ihn hat, und der schnurkige Claus ist zu schlau und listig, um sich kriegen zu lassen."

Unter solchen Gesprächen waren die Ritter an das Gefängniß des Edelfräuleins gekommen und hatten beiden Wachtposten die Loosungsworte genannt, worauf dieselben ehrerbietig zurücktraten und den Rittern den Zutritt zu dem Gemach gestatteten.

„Sehet zuvörderst durch das Fenster," sprach Ritter Raimund von Overstolz, indem er seinen Begleiter am Aermel des Wamses zog und den Ritter Heribert von Falkenstein einen so günstigen Platz am Fenster einnehmen ließ, von welchem aus er das ganze Gemach überschauen konnte.

Kaum hatte er einen Blick in das Zimmer geworfen, als er ausrief:

„Ach, was muß ich sehen, ich habe Euch Unrecht gethan, als

ich sagte, daß kein weibliches Wesen auf Schloß Falkenstein, außer den Stallmägden, zu finden sei, und Ihr, Herr Ritter, habt doch noch ein solches Wesen entdeckt, und fürwahr, ich muß Euch gestehen, daß Ihr keine glücklichere Wahl treffen konntet, wenn es Euch darum zu thun ist, eine schweigsame Kerkermeisterin zu finden."

„Das denke ich auch, und zumal eine solche, welche es nicht weiß, welch ein Amt sie verwaltet. Es hat Mühe genug gekostet, um die Alte zu überreden, ihren Stolz fahren zu lassen, um der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg Gesellschaft zu leisten."

„Ja, ja," lachte Ritter Heribert von Falkenstein, „meine alte Amme bildet sich nicht wenig darauf ein, mich wie eine Mutter groß gezogen zu haben, und da ich unbeweibt geblieben bin, so hat sie sich das Recht angemaßt, gleich einer Burgfrau im Schlosse zu schalten und zu walten."

„Dank dem Stolze der Alten, sich wie eine Burgfrau dünken zu wollen, ist es mir gelungen, sie zu überreden, mit einer Edeljungfrau gemeinschaftlich ein Zimmer zu bewohnen, wozu sie sich um so lieber entschloß, als ich ihr mittheilte, daß von ihrer Umsichtigkeit Euer Glück und Eure Wohlfahrt abhängig sei."

„Ihr habt Recht daran gethan, wenn Ihr der Eitelkeit der Alten schmeicheltet, da Ihr nur ganz so gehandelt habt, als es ihre unaussprechliche Hoffart erforderte und in ihr etwa keine trügerischen Hoffnungen erweckt haben werdet?"

„Wie, ich sollte trügerische Hoffnungen in der Brust der Alten erregen?" fragte der Ritter Raimund von Overstolz, indem ein stolzes Lächeln seine halbgeschlossenen Lippen umspielte.

„O, leget mir keine unlauteren Beweggründe unter, wenn auch in dem alten Herzen meiner Amme keine Liebesflammen mehr emporlodern, so kann ich doch versichern, daß sie in ihrem morschen Gebein noch jugendliche Kräfte wittert, die in ihren eigenen Augen ihre längst vergangenen Reize in neuer Fülle und Jugendfrische erscheinen lassen."

„Scherzet nicht in einem so ernsten Augenblicke."

„Ich treibe keinen Scherz, Herr Ritter, und sehet selbst, die

Alte hat sich mit rothen und blauen Bändern geschmückt, die den Contrast ihrer lederfarbenen verschrumpften Haut und der lebensfrischen des Edelfräuleins Clotilde von Waldportsburg in recht grellem Lichte erscheinen lassen."

Ritter von Overstolz lugte in das Zimmer, doch da es von seinem Standpunkte aus nicht gut übersehen werden konnte, so sprach er:

„Vergönnt mir Euren Platz, damit ich besser in das Zimmer hineinsehen kann."

Der Ritter Heribert von Falkenstein trat sogleich zurück und hieß den Ritter von Overstolz auf einen Stein, der wie eine Treppenschwelle am Boden lag, treten, und von diesem erhöhten Standpunkte aus seine Beobachtungen fortsetzen.

Das Bild, was sich jetzt den Augen des Ritters Raimund von Overstolz darbot, ließ ihn plötzlich verstummen; er war ganz Auge geworden.

Ritter Heribert von Falkenstein sah mit zunehmender Neugierde das Erstaunen auf dem Antlitze des Ritters Raimund von Overstolz von Minute zu Minute wachsen, so daß er sich nicht länger zu bezähmen vermochte und fragte:

„Was ist es, das Euch vor Erstaunen ganz verstummen läßt?"

Eine geraume Zeit verstrich, ehe Ritter Raimund von Overstolz sich herbeiließ, eine Antwort zu geben, und als er seinen Beobachtungsposten verließ, murmelte er, mehr zu sich selber sprechend, als um dem Falkensteiner eine Antwort zu geben, vor sich hin:

„Was mag wohl die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg im Sinne haben, daß sie die Alte so närrisch herausputzt?"

Der Falkensteiner trat nun auf den Stein und schaute in das Zimmer, welches er ganz übersehen konnte.

Das Bild, welches sich seinen Blicken darbot, war von wahr-

haft komischer Wirkung, und er gab sich keine Mühe, den Reiz, welchen es auf seine Lachmuskeln ausübte, zu unterdrücken.

Bei dem hellen Scheine zweier Kerzen saß die Alte vor einem mittelgroßen Spiegel von venetianischem Glase, welchen Ritter Raimund von Overstolz hierher hatte bringen lassen, und dessen kostbare und mit kunstvollem Schnitzwerk reichlich versehene Umrahmung deutlich bekundete, daß sein Platz eigentlich in einem ritterlichen Prunkgemache und nicht in einem solchen niederen Thurmzimmer sei.

Die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg hatte sich herbeigelassen, Zofendienste bei der Alten zu verrichten, sie hatte deren wenige Haare unter einem schwarzseidenen Käpsel geborgen, und diesen so geschmacklos wie möglich zu beiden Seiten mit rothen und blauen Bändern verziert oder vielmehr verunziert.

Die Alte mußte sich sehr schön finden, denn sie verzog ihren zahnlosen Mund zu einem freundlichen Grinsen, was ihr sicherlich gleich dem holdesten und liebreichsten Lächeln der jungfräulichen Anmuth erscheinen mußte.

Ihr Vergnügen kannte keine Grenzen, als die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg den goldenen Reif von dem eigenen Haupte abnahm und ihn um ihre ledergelbe Stirne legte.

Als nun gar die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg daran ging, den vertrockneten Busen der Alten zu entblößen und deren dürren Hals mit einer güldenen Kette zu schmücken, konnte Ritter Heribert von Falkenstein nicht mehr an sich halten, er lachte aus vollem Halse, und rief laut aus, indem er an das Fenster pochte:

„Was habt Ihr mit der Alten vor, daß Ihr sie aus einer ehrbaren Matrone in eine ebenso närrische als widerliche alte Aeffin verwandelt?“

Beide Frauen wandten zu gleicher Zeit ihre Blicke auf das stark vergitterte Fenster, vor welchem sie den Vorhang halb zugezogen hatten.

Die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg bemeisterte den

Ausbruch ihrer Empfindungen, nicht so die alte Matrone, deren Antlitz zwar nicht mehr in mädchenhafter Scham erglühte, aber durch die Röthe des Zornes bedeckt wurde.

Ihre Eitelkeit war auf das Empfindlichste beleidigt worden, und was die Ueberredungskunst der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg nicht vermocht hatte, bewirkte der Spott des Ritters Heribert von Falkenstein.

Die Alte fühlte sich gekränkt, ihre Eitelkeit war verletzt, und ein ihr bis dahin ganz fremdes Gefühl zog in ihre Brust ein.

Es war das Gefühl der Rache.

Die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg erkannte mit raschem Blick, daß jetzt der geeignetste Zeitpunkt sei, um die Alte für sich zu gewinnen, daher erhob sie sich von ihrem Sessel, trat auf das Fenster zu und zog den Vorhang so dicht herüber, daß auch nicht ein einziger Späherblick mehr hineinfallen konnte, dann sprach sie zu ihr in gedämpftem Tone:

„Leget Eure Kleider ab und nehmet die meinigen, denn ritterlich gekleidet werdet Ihr einer Edeljungfrau so ähnlich sehen, daß selbst die Spottlust des Ritters Heribert von Falkenstein wird verstummen müssen."

Hätte Ritter Heribert von Falkenstein sehen können, was geschah, so hätte er die große Vorsicht des Ritters Raimund von Overstolz begreifen können.

Dieser Letztere machte den Vorschlag, daß die edle Frau Barbara von Dyskirchen, die doch gewissermaßen eine Gefangene sei, das Gemach der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg mit beziehe; doch hiervon wollte der Falkensteiner durchaus nichts wissen, und sagte:

„Die edle Frau Barbara von Dyskirchen soll auf Schloß Falkenstein nicht wie eine Gefangene gehalten werden. Sie soll eine freundliche Erinnerung an die wenigen Stunden bewahren, die sie in meiner Burg verleben wird."

Hiergegen ließ sich nichts einwenden, daher beschränkte sich Ritter Raimund von Overstolz darauf, dem Falkensteiner einzu-

schärfen, die Loosungsworte in kürzesten Zeiträumen zu wechseln, oder noch besser anzubefehlen, daß Niemand den Wartthurm verlassen dürfe, ohne von ihm selber hinausgeführt zu werden.

Der Ritter Heribert von Falkenstein versprach es mit Hand und Mund, auch begab er sich in die Wachtstube, um seine desfallsigen Anordnungen zu treffen.

Am Zechtische saßen die Reisigen in gemüthlicher Runde, und ließen den Humpen tapfer herumwandern, da ihnen der Kellermeister auf Befehl des Ritters von Falkenstein ein reichliches Quantum des vortrefflichsten Rebensaftes gespendet hatte, um die glückliche Heimkehr des Burgherrn festlich zu begehen.

Hier traf er den Ritter von Bärenklau, welcher die Edelfrau Barbara von Dyskirchen in ihre Gemächer geleitet hatte, wo sie es sich so bequem als möglich machen konnte, obgleich keine einzige Dienerin im Schlosse vorhanden war, die ihr hätte zur Hand gehen können.

Sie mußte sich mit der rohen Hülfe einer gewöhnlichen Magd begnügen, doch fand sie sich leicht in ihre Lage, da sie gewohnt war, ihre eigene Zofe zu spielen.

Der Ritter von Bärenklau konnte nicht müde werden, den Heldenmuth der Edelfrau Barbara von Dyskirchen zu preisen, in welches Lob auch der Ritter Heribert von Falkenstein aus vollstem Herzen mit einstimmte, so daß er darüber die eigentliche Absicht, um die er hergekommen war, vergaß, und sich Arm in Arm mit dem Ritter von Bärenklau in den Rittersaal begab, um sich nun auch an den Freuden der Tafel zu ergötzen und in aller Ruhe einen Becher Wein zu schlürfen.

In langsamen Schlägen verkündete die Thurmuhr Mitternacht, als Pater Augustinus, in sein Pilgergewand gehüllt, in den Saal trat und bei den Rittern Platz nahm, die sich noch immer nicht von dem herrlichen Weine zu trennen vermochten, und schon manchen Humpen unter gemüthlichem Plaudern geleert hatten.

Auch Pater Augustinus war kein Verächter der edlen Gottesgabe, wie er durch die That bekundete, aber er vergaß ob des Vergnügens nie seine Pflichten.

Im Laufe des Gespräches kam die Rede auf den Ritter von Dyskirchen und insonderheit auf die Verschlagenheit der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg.

„Ei," rief Ritter Heribert von Falkenstein aus, „die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg ist mir ganz aus dem Sinn gekommen; doch Dank Eurer Vorsicht, Pater Augustinus, wie ich Euch jetzt wohl wieder nennen muß, da Ihr Harnisch und Wehr und Waffen des Ritters abgelegt habt, werden wir unsere Gefangene wohl noch vorfinden. Es müßte ja auch mit dem Teufel zugehen, wenn das Edelfräulein das Herz einer Matrone zu bethören wüßte, und den Sinn so trotziger Mannen, wie den meiner Reisigen, zu rühren vermöchte."

„Wie, Ihr habt das Edelfräulein vergessen?" fragte Pater Augustinus erbleichend.

„Ja, ich habe es, und muß mich selbst dieses Vergehens anklagen."

„So ist sie entwichen," seufzte Pater Augustinus, „denn ich habe eine weibliche Gestalt jenseits der Burg zu Rosse davoneilen sehen."

„Beunruhigt Euch nicht, Pater Augustinus, denn Eure Besorgniß ist nutzlos, wie Ihr Euch selber überzeugen könnet, wenn Ihr mir folgen wollet."

„Ich glaube es fast auch," sagte Ritter von Bärenklau, „denn wie ich von Ritter Heribert von Falkenstein hörte, habt Ihr dessen alte Amme zu ihr in das wohlverwahrte Thurmgemach gesperrt, das ja keinen anderen Ausgang als die Thüre hat, an der Ihr nicht verfehlt habt, einen Reisigen mit gezogenem Schwerte als Posten aufzustellen."

„Ich habe sogar noch mehr als das gethan," entgegnete Pater Augustinus, denn auch unten am Thurme habe ich einen Wächter aufgestellt, der den strengsten Befehl hat, Niemanden, der das

Loosungswort nicht kennt, aus dem Thurme hinauszulassen; aber die Wachen werden es nicht vermocht haben, das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg zu halten, denn ich wette darauf, daß ich sie leibhaftig vor mir gesehen habe."

„Gebt Euch nicht einer solchen Selbsttäuschung hin, und machet Euren Geist frei von jeglichem Irrthum; lasset uns eilen und in den Thurm gehen, damit Ihr Euch selbst von Eurem Unrechte überzeuget!"

„Gott gebe es, daß ich mich getäuscht habe," murmelte Pater Augustinus vor sich hin.

Alle Drei gingen nun über den Burghof und nach dem Thurme, in welchem das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg saß; das Thurmgemach war noch erleuchtet, und der Wächter ging mit gezogenem Schwerte auf und nieder.

„Es ist noch Alles in Ordnung, wie Ihr sehet, Pater Augustinus, es müßte überhaupt mit dem Gott sei bei uns zugehen, wenn Jemand bei solcher Bewachung, wie Ihr sie angeordnet habt, den Thurm verlassen könnte."

„Ich wünsche es, daß Ihr Euch nicht täuschet," seufzte der Pater in sichtlicher Beklemmung.

Die Ritter stiegen das niedrige Stockwerk hinan, und fanden vor der Thüre einen zweiten Wachtposten, der ihnen beim Herannahen das Schwert vorhielt und ihnen das Losungswort abverlangte.

Der Falkensteiner gab es und der Ritter von Bärenklau sagte selbst zu dem Pater Augustinus:

„Wenn das Edelfräulein nicht die Kunst besitzt, sich unsichtbar zu machen, so möchte auch ich darauf schwören, daß es ganz unmöglich ist, aus dem Zimmer zu entkommen.

„Ich habe das Edelfräulein gesehen," entgegnete Pater Augustinus, „und meine Augen täuschen mich nicht."

„Oeffnet," rief Ritter Heribert von Falkenstein gebieterisch aus, und fast 'm gleichen Augenblicke ging die Thüre auf, die wie von unsichtbarer Hand berührt wurde.

Ritter von Falkenstein war der Erste, der die Schwelle überschritt, doch wäre er fast vor Erstaunen in die Erde gesunken, denn vor dem Spiegel saß seine alte Amme, die sich mit den Kleidern der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg geschmückt hatte. Diese Kleider waren ihr viel zu weit zu lang, doch sie ging selbstgefällig im Zimmer auf und nieder, indem sie die Röcke vorn aufraffte und hinten in langer Schleppe nach sich zog, was höchst komisch aussah.

So oft sie vor dem Spiegel vorbeikam, nickte sie sich beifällig zu und lächelte vor innerer Befriedigung.

Ritter von Bärenklau und Pater Augustinus waren dem Ritter Heribert von Falkenstein auf dem Fuße gefolgt.

Der Erstere sah ebenso verwundert wie der Falkensteiner auf den drolligen Ausputz von dessen alter Amme, während der Letztere seine Augen im ganzen Gemache umherschweifen ließ, um die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg zu entdecken.

Diese war aber nirgend zu sehen und Pater Augustinus murmelte unwirsch vor sich hin:

„Meine Augen haben mich nicht getäuscht, wie ich sehe, das Zimmer ist leer, sie ist entflohen."

Die alte Amme des Falkensteiners deutete das Erstaunen der Ritter falsch, sie glaubte, daß sie ihre Reize bewunderten und um diese im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen, drehte sie sich wie ein Kreisel im Zimmer umher.

Der Ritter von Falkenstein war im vollsten Sinne des Wortes sprachlos vor Erstaunen, endlich übermannte ihn der Zorn, und er rief wüthend aus:

„Seid Ihr wahnsinnig geworden, alte Katze!"

Diese wenigen Worte wirkten wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel auf die Alte, jetzt war es an ihr, zu erstaunen, denn der Ritter von Falkenstein ergriff sie am Arme und drückte sie auf einen Sessel nieder, indem er ihr in die Ohren schrie:

„Was soll die Maskerade bedeuten, seid Ihr denn verrückt geworden?"

„Eine Maskerade nennt Ihr diese kostbaren Kleider, die mir das Edelfräulein Clotilde von der Waldportsburg beinahe zum Geschenk gemacht hat, denn es ist kaum der Mühe werth, davon zu reden, was ich ihr dagegen gegeben habe.“

„Wo ist die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg, sagt es geschwind.“

Die Alte lächelte verschmitzt und sah dem Ritter Heribert von Falkenstein vergnügt in das Gesicht, als sie zu ihm sagte:

„Das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg hat es mir vorher verkündigt, daß Ihr sie in meinem schlichten Kittel nicht erkennen würdet.“

„In Eurem Kittel,“ fragte Ritter Heribert von Falkenstein verwundert.

„Ja,“ entgegnete die Alte mit überlegenem Lächeln, indem sie sich vor unverkennbarer Freude die Hände rieb, „mein schlichter Kittel und mein abgetragener grauer Mantel ist Alles gewesen, was die Edeljungfrau Clotilde von der Waldportsburg für ihre schönen Kleider verlangt hat.“

„Das ist auch gerade genug gewesen,“ polterte der Falkensteiner heraus, „aber so sagt mir doch um's Himmels willen, wo ist die Edeljungfrau geblieben.“

„Ihr sollt es errathen, edler Herr, und dann werdet Ihr bekunden müssen, daß das Sprüchwort wahr ist, worin es heißt:

„Kleider machen Leute,“

„Es heißt aber auch und ebenso wahr:

„Das Kleid macht den Mann nicht,“

und wer Euch in diesen kostbaren Gewändern einherstolziren und Euch wie einen Pfau aufblähen sieht, wird veranlaßt sein, in Euch eine aufgeputzte Närrin zu sehen, da Euer ehrwürdiges Alter Euch davor schützt, noch etwas Schlimmeres als dieses zu vermuthen.“

Die Alte sah mit beleidigtem Stolze auf Ritter Heribert von Falkenstein nieder, der ungehalten fortfuhr:

„Es ist Zeit, daß Ihr wieder Eure schlichten Gewänder an-

leget, denn in diesem Aufzuge könnt Ihr das Gemach nicht verlassen."

„Lasset die alte Aeffin bleiben, wo sie ist," warf Ritter von Bärenklau unwirsch ein, „mag sie uns lieber beichten, wo wir das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg zu finden hoffen können."

Die Alte sah den Sprecher mit vorwurfsvollen Blicken an, in ihren Augen leuchtete die Gluth ungezähmter Leidenschaft auf und mit verächtlichem Trotze fuhr sie ihn an, indem sie mit mühsam unterdrücktem Ingrimme zu ihm sprach:

„Ihr seid der Gastfreund des Ritters Heribert von Falkenstein, als solcher will es sich für Euch schlecht schicken, die Personen, die zu seinem Hause gehören, zu kränken und zur Zielscheibe Eures vorwitzigen Spottes zu machen."

Ritter von Bärenklau hatte eine bissige Antwort auf der Zunge und auch Ritter Heribert von Falkenstein wollte in heftigen Schmähungen gegen die Alte losbrechen, als Pater Augustinus mit milder Stimme zu ihnen sprach:

„Gemach, Ihr Herren, mit Schmähreden und Scheltworten ist hier nichts gethan, die Alte hat sich durch die trügerischen und gleißnerischen Worte der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg bethören lassen, sie ist entflohen."

„Sie ist nicht entflohen," entgegnete die Alte bestimmt, „sondern ist an meiner Statt in das Schloß hineingegangen."

„Gebet der Alten Euren Mantel, Ritter von Bärenklau, damit sie sich mit eigenen Augen überzeuge, daß die Edeljungfrau nichts weniger gethan hat, als in die Burg hineinzugehen, um in Küche und Keller unter den Mägden umher zu streifen."

„Warum einen Mantel, bin ich nicht so kostbar, als je in meinem Leben gekleidet, wäre es nicht schade diese Herrlichkeiten durch einen Mantel zu verdecken und sie den bewundernden Augen der Diener entziehen zu wollen."

Pater Augustinus mußte ob dieses Ausbruches von weiblicher Eitelkeit unwillkürlich lächeln, der Ritter Heribert von Falkenstein

machte seinem Zorn aber in Scheltworten Luft, indem er die Alte anfuhr und in unwirschem Tone zu ihr sprach:

„Ihr seid eine alte Gecke, eine Närrin, eine Thörin, die ihres Gleichen auf dem ganzen Erdenrunde nicht mehr zu finden vermag. Die Kleider sind schön und wohl geeignet, einen jugendlichen Körper zu schmücken, aber Ihr nehmet Euch darin aus, wie eine dürre Stange, die man mit bunten Lappen behangen hat, um die Vögel auf dem Felde zu vertreiben."

„Wahrhaftig, Euer Herr hat den Nagel auf den Kopf getroffen," lachte der Ritter von Bärenklau hell auf, „Ihr sehet einer Vogelscheuche nicht unähnlich, die man mit kostbaren Stoffen behangen hat. An Stelle des in üppiger Fülle und in schneeiger Pracht uns entgegenstrotzenden Busens einer Jungfrau zeigt sich nur eine vernarbte Stelle, auf der das Frühlingsfeuer längst verloschen und nur ein leerer Strohwisch übrig geblieben ist."

Bei diesen Worten hatte Ritter von Bärenklau seinen Mantel abgenommen und reichte ihn der Alten hin, welche dies aber nicht zu sehen vermochte, da sie das Antlitz abgewandt hatte und Thränen unterdrückter Wuth und des bittersten Leides ob der Spötterei des Ritters von Bärenklau vergoß.

Pater Augustinus nahm dem Ritter von Bärenklau den Mantel ab und legte ihn der Alten um die Schulter, indem er ihr zuflüsterte:

„Entfernet die bunten Schleifen von den Seiten Eures Käpsels und Ihr werdet ohne die Spötterei der Knechte und Mägde befürchten zu müssen über den Burghof hinweg und in das Schloß gelangen."

Ohne sich Rechenschaft über ihr Thun ablegen zu können, ließ die Alte Alles willig mit sich geschehen.

Pater Augustinus ergriff ihren Arm und führte sie aus dem Zimmer.

Vor der Thüre desselben stand noch immer der Reisige mit gezücktem Schwerte, der den Heraustretenden das Losungswort abverlangte.

Pater Augustinus gab ihm Bescheid, dagegen konnte der Ritter Heribert von Falkenstein seinen Zorn nicht unterdrücken, und er sagte bitter lachend zu dem Reisigen:

„Es ist nun nicht mehr nöthig, daß Ihr den Thurm bewachet, nachdem Ihr den Vogel habt ausfliegen lassen, so daß uns nun nichts als das leere Nachsehen übrig geblieben ist.“

Der Reisige richtete seinen erstaunten Blick auf den Ritter Heribert von Falkenstein, dessen Worte er sich nicht zu erklären vermochte.

Nicht besser erging es dem Reisigen unten am Thurme, und Beide folgten den Rittern kopfschüttelnd nach.

Der Reisige unten am Thurme wurde ebenso schnell als sein Gefährte von jeglichem Wachtdienst entbunden, weßwegen er murrend zu seinem Gefährten sagte:

„Aus dem, was hier vorgeht, mag der Teufel Verstand kriegen, zuerst erscheint Ritter von Overstolz von halber zu halber Stunde, um unsere Wachsamkeit anzufeuern, dann läßt er uns Stundenlang ohne Aufmunterung und Ablösung harren, und nun erscheint er gar in einer Mönchskutte, während Ritter Heribert von Falkenstein wie ein Unsinniger tobt, und berechtigt zu sein glaubt, uns bittere Vorwürfe zu machen, daß wir eine Gefangene haben entschlüpfen lassen und füglich unser Wachtdienst entbehrt werden könne.“

„Aus dem Gebahren der Ritter mag klug werden, wer da will, ich vermag es nicht. Es scheint ein Mummenschanz getrieben zu werden, die alte Amme des Ritters Heribert von Falkenstein rennt wie besessen an mir vorüber und schreit mir das Losungswort zu, und jetzt ist sie abermals in Begleitung der Ritter und hat einen Rittermantel umgehängt. Fürwahr, die alte Amme treibt es toll auf ihre alten Tage, wenn ich nur wüßte, wie sie wieder in den Thurm hineingelangt ist, denn ohne daß sie mir das Losungswort nicht nannte, hätte ich auch keine Maus eingelassen.“

Pater Augustinus hatte diese Worte, die der Reisige mit ziem-

lich lauter Stimme zu seinem Gefährten gesprochen hatte, vernommen; er blieb stehen und winkte denselben zu sich heran, indem er ihm zuflüsterte:

„Kein Laut komme von dem Allen, was Ihr jetzt gesagt habt, über Eure Lippen; vorläufig muß dies ein Geheimniß bleiben, sagt es auch Eurem Gefährten. Mit Eurem Wächterdienste bin ich zufriedengestellt; Ihr habt Eure Pflicht gethan, wie ich es befohlen habe, und Niemanden, der die Loosungsworte nicht kannte, aus- und eingelassen; ich werde Sorge tragen, daß Ihr belohnt werdet."

Der Reisige gelobte Stillschweigen.

Clotilde von Waldportsburg.

Das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg sah sich nicht sobald in die Gewalt des Falkensteiners gegeben, als sie Pläne über Pläne machte, um sich zu befreien.

Die Vorsichtsmaßregeln, die Ritter Raimund von Overstolz getroffen hatte, erfüllten sie mit banger Besorgniß, doch als sie die Loosungsworte der Reisigen in ihrem Gemache vernahm, schöpfte sie wieder neue Hoffnung, da sie nur Mittel und Wege finden mußte, aus dem Zimmer zu gelangen.

Es währte eine geraume Zeit, ehe sie die schwache Seite ihrer Wächterin ergründet hatte; doch schneller als sie es hoffen konnte, bot sich ihr in der übermäßigen Hoffärtigkeit der Alten eine günstige Gelegenheit, dieselbe zu bethören.

Schnell entschlossen, bewog sie diese, ihre Kleider abzulegen und sie gegen die ihrigen umzutauschen, was sie, auch ohne nur ein Goldstück zu opfern, thun konnte.

Sie ließ die geeignete Zeit nicht unbenutzt vorübergehen, denn

kaum hatten sich die Ritter entfernt, als auch sie das Gefängniß verließ, und, Dank den Loosungsworten, die sie kannte, aus dem Thurme entkam.

Sie huschte über den Burghof und begab sich in den Stall, zäumte mit geschäftiger Eile ein Roß, schwang sich in den Sattel, ließ die Zugbrücke fallen und stürmte mit lautem Hurrahruf zur Burg hinaus.

Hier war es, wo sie Ritter Raimund von Overstolz flüchtig erblickte.

So hoffnungsarm, als sie sich in ihrem Gefängnisse gefühlt hatte, war es leicht verzeihlich, daß sie jetzt in der überschwenglichen Freude ihres Herzens laut aufjauchzte.

Die goldene Freiheit lächelte ihr entgegen; sie hatte das Ziel ihrer Wünsche erreicht, noch ehe sie die kühnsten Hoffnungen dazu berechtigten.

Die Morgendämmerung war kaum angebrochen, als zwei Reiter auf sie zugesprengt kamen.

An ein Ausweichen war nicht mehr zu denken, doch wer beschreibt ihr Entzücken, als sie den Ritter von Dyskirchen und den Reisigen Claus erkannte.

Den beiden Reitern war ebensowenig daran gelegen, Jemanden zu begegnen, denn sie waren eben im Begriff, einen Nebenpfad einzuschlagen, als auch sie die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg erkannten.

Claus ritt auf sie zu, und nahm, die Ehrerbietung gegen den Ritter von Dyskirchen ganz außer Acht lassend, das Wort, und sprach zu ihr:

„Wie ich sehe, kommen wir zu spät, um Euch aus dem Neste zu befreien; aber wie sonderbar seid Ihr gekleidet, Eure Beine sind nackend und Euer Haupt ganz unbedeckt."

„Glaubt Ihr denn, man würde einer Flüchtigen die Zeit verstatten, ihren Anzug wählerisch zu ordnen, oder seid Ihr so einfältig, zu vermuthen, daß mir Ritter Heribert von Falkenstein das Burgthor freiwillig öffnen würde?"

„Das glaube ich nicht,“ erwiderte Claus höhnisch lächelnd, doch scheint mir das Roß, welches Ihr reitet, vollkommen ausgeruht und noch zu einem tüchtigen Ritte brauchbar zu sein, während unsere Gäule beinahe verschmachten und vor Müdigkeit zusammenzubrechen drohen.“

„Die armen Thiere,“ seufzte der Ritter von Dyskirchen, „haben tüchtig herhalten müssen, denn die Illingsburger machten eine förmliche Hetzjagd auf uns, und nur der Schnellfüßigkeit unserer Rosse verdanken wir es, daß wir nicht in ihre Hände gerathen sind.“

„Was Euch betrifft, Herr Ritter, so habt Ihr wohl Recht, wenn Ihr der Schnellfüßigkeit Eures Gaules Leben und Freiheit verdankt, aber ich habe alle meine Klugheit anwenden müssen, um mich den Fallstricken und Netzen, die mir die Falkensteiner stellten, zu entziehen, in deren Hände leider das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg fiel.“

„Ich weiß es,“ fuhr Ritter von Dyskirchen unwirsch heraus, „schon oft machte ich Euch die heftigsten Vorwürfe, daß Ihr das Edelfräulein feig verließet, schutzlos den Händen der Feinde überliefertet und Euch feige zurückzogt.“

„Feige dürft Ihr meine Vorsicht nicht nennen; denn träfe mich dieser Euer Vorwurf, so würde ich Euch nicht nach dem Falkensteine zurückbegleiten, wo uns sicherlich ein Willkommen hinter eisernen Gittern und hinter Schloß und Riegel geboten würde.“

„So billig wäret Ihr wahrscheinlich nicht weggekommen, denn der Falkensteiner hat die ihm von Euch gewährte Gastfreundschaft auf Schloß Mündenheim nicht vergessen, und solltet Ihr auf Schloß Falkenstein eine unfreiwillige Einkehr gehalten haben, so hätte ich für Euer Leben keinen Pfifferling mehr gegeben.“

„Ja, ja,“ lachte Claus, „das Edelfräulein hat Recht, und da Ihr auf ritterliche Würden keinen Anspruch mehr machen und einen ehrenvollen Tod verlangen könnet, so wette ich darauf, daß der Falkensteiner seinem Henker den Befehl gegeben hätte, Euch ein hanfenes Halsband umzulegen und Euch so lange anzupassen, bis Euch der Athem ausgegangen.“

Der Ritter von Dyskirchen biß vor Wuth die Zähne aufeinander, daß es knirschte, doch Claus fuhr, unbekümmert um den Zorn des Ritters, in seinem höhnenden und spottenden Tone weiter fort:

„Wenn Euer Geist entflohen ist, Herr Ritter, so könnet Ihr sicher sein, daß der Falkensteiner Euch weder in eine Kapelle noch in die Gruft seiner Ahnen wird beisetzen lassen; Ihr seid frank und frei, und werdet in seiner Burg kein Grab finden.“

„Ich werde mich auch meiner Haut zu wehren wissen, und ihm die Mühe ersparen, für mein Begräbniß Sorge tragen zu müssen!“

„O, ein Begräbniß wird der Ritter von Falkenstein am allerwenigsten für Euch im Sinne haben, denn er wird sich scheuen, für einen aller Würden und Ehren Beraubten auch nur einen Spatenstich thun zu lassen. Wenn Ihr gehängt sein werdet, wird man Euren Leichnam einfach auf den Schindanger werfen, wenn es dem Ritter Heribert von Falkenstein nicht gar gelüsten sollte, Euren Leib an die Thore seiner Burg aufhängen zu lassen, wo er den Raben zum Fraße dienen mag.“

„Schweigt, Unglücksvogel, oder ich reiße Euch die Lästerzunge aus dem Halse,“ rief Ritter von Dyskirchen ergrimmt aus, indem er heftig seinen todtmüden Gaul herumriß.

Die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg wollte es nicht zum Streite zwischen dem Ritter von Dyskirchen und Claus kommen lassen, daher stellte sie sich zwischen Beide und sprach:

„Was kümmert es Euch, Claus, was der Ritter Heribert von Falkenstein mit dem Leichnam seines Feindes gemacht hätte; es ist thöricht, einen solchen Streit heraufzubeschwören, denn man verkauft nicht das Fell des Bären, bevor man ihn hat, und Niemand wird gehängt, es sei denn, man hätte ihn zuvörderst. Vorab sind wir dem Falkensteiner entronnen und können uns in der goldenen Freiheit glücklich schätzen.“

„Wenn nur unsere Pferde, von Eurem Gaule, edles Fräulein, natürlich abgesehen, besser im Stande wären,“ entgegnete Claus,

„und der Tag nicht mit Macht hereinbräche, so könnten wir hoffen, von unseren Verfolgern nicht bemerkt zu werden, so aber befürchte ich, daß wir den Aufwand aller List und Verschlagenheit nöthig haben, um uns ihren Blicken zu entziehen."

„Können wir den Weg, den Ihr mit dem Ritter von Dyskirchen gekommen seid, nicht zurückreiten, ohne befürchten zu müssen, den Knechten des Ritters Heribert von Falkenstein in die Hände zu fallen?"

Der Ritter von Dyskirchen lächelte bitter und schüttelte verneinend das Haupt, indem er mit besorgter Miene vor sich hinmurmelte:

„Nicht allein die Knechte des Ritters von Falkenstein haben wir zu fürchten, sondern die kaiserlichen Waldgrafen haben alle Ritter und Reisigen der ganzen Umgegend aufgeboten, um auf uns zu fahnden, so daß wir wenig Aussicht haben, auf offener Landstraße zu entrinnen."

„Das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg und ich," fügte Claus hinzu, „hätten von den kaiserlichen Waldgrafen und deren Reisigen nichts zu fürchten, wenn man uns nicht in Eurer werthen Gesellschaft auffinge; aber sind wir bei Euch, so geht an uns das Sprüchwort in Erfüllung, was da heißt:

„Mit gegangen, mit gefangen, mit gehangen!"

Die Edeljungfrau warf dem Claus einen mißbilligenden Blick zu, und sagte in scharfem Tone, der keinen Widerspruch aufkommen ließ, zu Claus:

„Sowohl ich als auch Ihr dürfen kein sonderliches Verlangen danach tragen, in die Hände der Waldgrafen zu fallen, die uns zweifelsohne auf die Illingsburg oder auf den Falkenstein schicken würden, und auf beiden Vesten dürfte uns kein guter Empfang zu Theil werden. Alsdann vergesset nicht, daß wir aus freiem Willen in der Gesellschaft des Ritters von Dyskirchen blieben, und daher auch alle Gefahren, die ihm drohen, mit ihm theilen müssen."

„Wenn es dem Claus bangt, so mag er seine Straße ziehen.

ich will ihm einen gesegneten und guten Weg wünschen," sagte Ritter von Dyskirchen, der nichts sehnlicher wünschte, als den Claus mit guter Manier aus der Gesellschaft der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg zu verdrängen, und die sich ihm jetzt darbietende Gelegenheit mit beiden Händen ergriff, um das Ziel zu erreichen.

Er hatte aber vergebens gehofft, Claus blieb und zeigte wenig Lust, den Ritter, obgleich denselben der schmachvollste Tod bedrohte, zu verlassen."

Im Gegentheile grinste er den Ritter vergnüglich an und sprach mit schmeichelnder, süßlicher Stimme zu ihm:

„Es lag nicht in meiner Absicht Euch meine kostbare Gegenwart zu entziehen, nur wollte ich Euch darauf aufmerksam machen, daß die Gefahren, welche der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg und mir drohen, gering zu erachten sind, wenn man dagegen diejenigen betrachtet, denen Ihr entgegen gehet, während unserer im schlimmsten Falle nur eine Gefangenschaft droht, wartet Eurer ein sicherer und schmachvoller Tod, also muß Euch ganz besonders daran liegen, Eure Haut in Sicherheit zu bringen, und wenn das Edelfräulein meinen Vorschlag beachtet, so tritt sie an Euch ihr frisches Pferd ab und überläßt es dem Schicksale Euch wieder auf ihren Weg zu bringen."

„Ich werde, wenn es sein muß, Gefangenschaft und Tod mit dem Ritter von Dyskirchen theilen, versetzte das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg in stolzem Tone, und weise daher Euren Vorschlag, ihm mein Roß abzutreten, zurück. Lasset uns jetzt diesen Wiesenpfad einschlagen, auf dem wir in kurzer Zeit an das Ufer der Donau geführt werden."

„So kurz ist dieser Weg dennoch nicht," lachte Claus, „denn Eure Blicke werden getäuscht, da der Wald, welcher die ganze Wiese umrahmt, nur eine kurze Strecke entfernt zu sein scheint. Dem ist aber nicht so, wir haben bis zu seinem Rande wohl noch einen Ritt von einer guten Stunde zu machen, dann aber zieht sich ein unbequem und beschwerlicher Weg durch denselben, den ich

mir bei aller Anstrengung nicht getraue, in acht bis neun Stunden zurückzulegen."

„Ihr vergesset, daß wir zu Pferde sind."

„Ich wollte, ich könnte es vergessen, denn die müden und ermatteten Gäule am Halse zu haben, ist wahrlich kein Vergnügen, und schon sinne ich darob nach, ob es nicht gerathener wäre, sie laufen zu lassen und dem Schicksale anheimzugeben, für sie fernerhin zu sorgen."

„Nein," sprach die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg mit fester Stimme, „die Gäule haben Euch treue Dienste geleistet und nun dürfet Ihr sie nicht umkommen lassen."

Den Gaul, welchen die Edeljungfrau ritt, beachtete sie kaum, sie schwang sich aus dem Sattel und hieß den Ritter von Dyskirchen ihren Platz einnehmen.

Dieser gehorchte nicht ohne Widerstreben, doch er ließ sich bald überzeugen, daß es eine Unmöglichkeit sei, die müden Gäule unbeachtet über die Wiese hinwegzuführen, und es wurde beschlossen, daß die Edeljungfrau mit den Rossen am Rande der Wiese entlang ziehen sollte, während Claus geraden Weges durch dieselbe hindurchschritt.

Der Ritter von Dyskirchen hatte ein frisches Pferd und durfte es daher schon getrost wagen, noch eine Weile der Landstraße zu folgen.

Eine Lichtung im gegenüberliegenden Walde wurde als allgemeiner Sammelpunkt bezeichnet, und die drei Personen trennten sich nach kurzer Verabredung.

Claus, als rüstiger Fußgänger, schritt von dannen, doch schon nach wenigen Schritten warf er sich auf den Boden nieder und kroch wie eine Schlange vorwärts.

Bald hielt er inne und lugte scharf aus, um sich zu überzeugen, daß auch Ritter von Dyskirchen und die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg ihren Weg angetreten hätten.

Als er sich hiervon überzeugt hatte, erhob er sich ein wenig, doch duckte er sich bald wieder auf den Boden nieder, da er noch

ferner einen Reitertrupp bemerkte, welcher mit verhängten Zügeln über die Wiese hinwegsprengte.

Die Reiter waren des Ritters von Dyskirchen ansichtig geworden und gehörten zweifelsohne zu den Mannen des Ritters von der Illingsburg.

Ritter von Dyskirchen bemerkte die ihm drohende Gefahr erst, als der gellende Pfiff, den Claus ausstieß, zum dritten Mal die Luft durchzitterte.

Als der Reitertrupp inne geworden, daß Ritter von Dyskirchen ihrer ansichtig geworden sei, denn er hielt plötzlich sein Pferd an, theilte er sich in fast drei gleiche Theile und suchte auf verschiedenen Wegen dem Ritter nahe zu kommen und ihn so zu umzingeln.

Ritter von Dyskirchen erkannte die Gefahr, in der er schwebte, und gab seinem Pferde die Sporen, damit es recht tüchtig ausgreife.

Jetzt entspann sich eine förmliche Hetzjagd.

Ritter von Dyskirchen wußte wohl, daß es sein Leben gälte, wenn er seinen Verfolgern in die Hände fiele, aber er war nicht der Mann, um, wenn es sein mußte, vor einem Kampfe feige zurückzubeben, er hatte schon oft dem Tod in das kalte Antlitz geblickt und es mit einer großen Ueberzahl von Feinden aufgenommen, sollte er jetzt zurückweichen und feige entfliehen?

Nein, das konnte er nicht, es widerstritt seiner Ritterehre, und einen Augenblick lang glühte der Entschluß in ihm, sich muthig auf seine Verfolger zu werfen und mit dem Schwerte in der Hand sich einen Weg zu bahnen.

Er zog sein Schwert aus der Scheide, daß es in den Strahlen der Morgensonne funkelte, doch bald besann er sich eines andern und stieß es in die Scheide zurück, indem er ausrief:

„Ich darf mich nicht in einen Kampf einlassen, es gilt mehr als mein Leben. Meine Ehre ist dahin, ich bin ausgestoßen und geächtet, so will ich meiner Liebe leben!"

Bei diesen Worten wandte der Ritter von Dyskirchen sein

Roß und galopirte auf der Landstraße, die er gekommen, zurück, doch auch hier stellten sich ihm Lanzenknechte entgegen.

Mit vorgehaltenem Spieß rief ihm der Rottmeister zu, sich zu ergeben, doch der Ritter von Dyskirchen hatte dies nicht im Sinne, er spornte sein Pferd, daß es sich hoch aufbäumte und in einem weiten Satze um die Landsknechte herumflog.

Er sah sich von allen Seiten bedroht, kein Hoffnungsstrahl glimmte in ihm auf und mit düsterer Stimme murmelte er vor sich hin:

„Ich bin verrathen und verkauft, wo ich mich hinwende, kommen die bewaffneten Mannen wie aus einem Ameisenhaufen heraus."

Ein Stein, der mit einer Handschleuder geworfen wurde, glitt an seinem Harnische ab, sein Pferd scheute und sprang bald von der einen zur andern Seite, so daß er Mühe hatte, es im Zaume zu halten.

„Ich bin verloren," rief er aus, „aber lebend sollt Ihr mich nicht bekommen."

Bei diesen Worten sprengte er mit gezogenem Schwerte auf die Kriegsknechte ein, die bestrebt waren, ihn vom Pferde herunter zu reißen, und drängte sie augenscheinlich zurück.

Der Ritter von Dyskirchen sah keinen Ausweg mehr, er nahm sein Pferd zusammen, riß es herum und sprengte mit rasender Eile davon.

Eine steinerne Brücke, die über einen reißenden Waldbach führte, war bald erreicht.

Vor sich und hinter sich sah er immer noch Landsknechte, die ihre Spieße und Schwerter ihm entgegen streckten; da erfaßte ein wilder Entschluß seine Sinne, und mit Todesverachtung und flammenden Auges ging die wilde Jagd weiter.

Es galt einen kühnen Sprung zu thun, einen Sprung in die Ewigkeit, denn es war tausend gegen eins zu wetten, daß Roß und Reiter an den Felsenwänden elendiglich zerschellen und jammervoll umkommen würden.

Aber wie so oft war auch hier das Glück dem Verzweifelten günstig.

Der Ritter von Dyskirchen und sein Roß wurden von unsichtbarer Hand beschützt, sie machten den Todtensprung glücklich und blieben unversehrt, wenn auch die Wellen über ihnen zusammenschlugen und der weiße Gischt des Wassers hoch aufspritzte.

Der Ritter von Dyskirchen war seinen Verfolgern entkommen und diese fluchten ingrimmig, als sie den Verfolgten auf seinem Rosse am jenseitigen Ufer des Stromes emporklettern sahen, doch Keiner hatte den Muth, ihm auf dem eingeschlagenen Wege zu folgen.

In weitem Bogen erreichte der Ritter von Dyskirchen den schützenden Wald, wo er sein müdes Roß ausruhen uud verschnaufen lassen konnte.

Leider hatte er, so erschöpft er sich auch fühlte, für sich nicht einen einzigen Tropfen Wein zum Labetrunk, er hatte nicht einen einzigen Bissen Brod, um seinen Hunger zu stillen, so daß er alle Qualen und Pein, die Hunger und Durst heraufbeschwören, durchmachen mußte.

Das Roß war glücklicher wie er, es konnte seinen Hunger theilweise stillen, indem es Laub von den Bäumen abnagte, wenn es auch vergebens danach trachtete, seine lechzende Zunge zu kühlen.

Am Rande des Waldes wuchsen einige Sträucher, an denen der Ritter von Dyskirchen unreife Beeren gewahrte, die er mit gieriger Hast verschlang.

Hunger und Durst trieben ihn vorwärts und nur die unabweisbare Nothwendigkeit dem Rosse Ruhe zu gönnen, hielten ihn an diesem Platze noch zurück.

Nachdem etwa eine Stunde verflossen war, bestieg er den Gaul wieder, doch dieser sträubte sich dagegen, den Weg in grader Richtung fortzusetzen und wollte mit aller Gewalt einen steinigen Pfad hinaufklettern.

„Was mag dem Thiere sein?“ murrte Ritter von Dyskirchen

halblaut vor sich hin, indem er einen beobachtenden Blick um sich herwarf.

Der Pfad, den der Gaul durchaus einschlagen wollte, führte, wie er sich überzeugte, nicht weit von seinem Wege, den er nach seiner Meinung inne halten mußte, ab, und er entschloß sich kurz dazu, dem Thiere seinen eigenen Willen zu lassen.

Der Instinkt des Gaules führte ihn an einen Wasserbehälter ganz eigener Art.

Mehrere Felsstücke, die der Zufall vielleicht schon vor Jahrhunderten hierher geschleudert hatte, waren durch eine feste Erdkruste vereinigt worden und bildeten ein riesengroßes Becken, in welchem sich das Regenwasser aufsammelte.

Das große Becken war bis an den Rand gefüllt, da das Wasser in Folge des steinigen Untergrundes nicht einziehen und nur sehr langsam verdunsten konnte.

Der Gaul sog begierig das Wasser ein und auch der Ritter von Dyskirchen zog einen aus dickem Rindsleder gefertigten Jagdbecher aus seinem Wamse und schöpfte.

Das Wasser sah zwar nicht einladend aus, denn es hatte eine dunkle schmutzig-grüne Farbe, aber trotz seines eklen Aussehens und weichlichen Geschmacks, dünkte es der durstigen Kehle des halbverschmachteten Ritters von Dyskirchen köstlicher denn Nektar zu sein.

Er trank begierig, und erst als er den Becher zwei bis drei Mal bis auf den Grund geleert hatte, stellte sich bei ihm der Geschmack ein. Er fand dasselbe Wasser, das ihm soeben noch wie ein köstlicher Labetrunk erschienen war, abscheulich.

Der Durst war ihm vergangen, er zog den Gaul zurück und bestieg ihn wieder.

Mißmuthig und mit sich selbst schmollend setzte er jetzt seinen Weg fort.

Der Durst war gelöscht, der Hunger machte sich in verstärktem Maße geltend und der stolze Ritter, der so oft die köstlichsten Leckerbissen von der Hand wies und dessen verwöhnter Gaumen

oft an den feinsten Speisen etwas auszusetzen fand, hätte jetzt einen abgenagten Knochen oder eine vertrocknete Brodrinde mit Gold aufgewogen.

Was er sonst verschmähte, hätte er aus vollstem Herzen willkommen geheißen und was er zu schlecht gefunden hätte, um den Hunden vorzuwerfen, wäre ihm jetzt selbst eine köstliche Leckerei gewesen.

Ganz seinen Gedanken nachhängend, ließ er sein Pferd im Schritt gehen und einen Weg wählen, welchen es wollte, als plötzlich Hundegebell ganz in seiner Nähe ertönte.

Aus seinen Gedanken auffahrend, hielt er an, doch war es zu spät umkehren oder flüchten zu wollen, denn ein rothgelber kurzhaariger großer Hund kam in diesem Augenblicke aus dem Dickicht hervorgesprungen.

Hinter ihm erschien ein rußiger Köhler, welcher einen langen und schweren Schürbaum in den Händen trug und nicht ohne Absicht das Dickicht zu durchstreifen schien.

Der Köhler warf einen mißtrauischen Blick auf den Ritter und fragte:

„Wo wollt Ihr hin, daß Ihr noch so spät am Abend in den Wald hineinwollt?"

Ritter von Dyskirchen erkannte sogleich, daß es jetzt galt, eine edle Frechheit zu behaupten und mit der unbefangensten Miene von der Welt antwortete er:

„Ich bin bei Ritter Heribert von Falkenstein als Gastfreund eingesprochen und habe mich nun bei der Hetze auf den geächteten Ritter von Dyskirchen verirrt, so daß ich Euch guten Dank wissen werde, wenn Ihr mich auf den rechten Weg wieset."

„Ihr seid weit ab vom rechten Wege und müßt es schon aufgeben, heute noch dorthin zu gelangen. Wenn es Euch hingegen genehm ist, in meiner Hütte bis morgen zu rasten, so kann ich Euch das Geleit geben."

„Ich werde wohl von Eurer Gastfreundschaft Gebrauch machen müssen," erwiderte Ritter von Dyskirchen, „da ich mich zu keinem

weiten Ritt mehr aufgelegt fühle und einen guten Imbiß zu mir nehmen möchte."

„Damit sieht es schlecht aus," murrte der Köhler, „denn kaum haben meine Gäste, ein drollig ausgeputztes Edelfräulein und ein Diener, der ewig ein hämisches und spöttisches Lächeln auf den Lippen hatte, einen Tropfen Wein oder eine Brodkrume übrig gelassen, und ich muß schon um dessentwillen nach der Meierei von Falkenstein aufbrechen, um wieder neue Vorräthe herbeizuschaffen."

Der Ritter von Dyskirchen erkannte sogleich, daß ihm das Schicksal das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg und den Claus in den Weg geführt hatte, welche er nicht wiederzufinden hoffte, als er sich bewußt wurde, den Weg verfehlt zu haben.

Im ersten Augenblick vergaß er über die angenehme Botschaft Hunger und Durst, doch gewaltsam den Ausbruch seiner Freude unterdrückend, sagte er in dem allergleichgültigsten Tone von der Welt:

„Zwei Personen werden doch nicht einen solchen Heißhunger entwickeln, daß sie alle Eure Vorräthe bis auf das letzte Stückchen verzehren? Ich bin nicht geizig und für ein Mahl biete ich Euch ein Goldstück."

Der Köhler nahm das ihm entgegenblinkende Goldstück zur Hand und sagte, indem er es sorgfältig betrachtete:

„Das Edelfräulein hat mir zwei ganz eben solche Dinger gegeben, und da auch sie sich verirrt hat und vorgibt, ihren Ohm zu suchen, so möchte ich fast darauf wetten, daß Ihr wohl der Gesuchte seid."

„Das wäre ja ein sonderbares Spiel des Zufalls, wenn meine Nichte, die ich ohne Sorge auf der Illingsburg verlassen habe, mir unerwarteter Weise hier begegnen sollte, wo ich nicht wüßte, was sie zu schaffen hätte."

„Sie ist es," rief der Köhler mit Bestimmtheit aus, „denn die Edeldame sagte, sie komme von der Illingsburg und sei von derselben geflüchtet, um den Nachstellungen eines Edeljunkers, der auf Schloß Mündenheim weilte, zu entgehen."

Ritter von Dyskirchen stellte sich überrascht und verwundert, dann sprach er in leisem Tone zu dem Köhler:

„Sie ist es, wie ich vermuthe, und es soll Euer Schade nicht sein, mir Eure Mittheilung gemacht zu haben. Habt Ihr, wie ich vermuthe, Recht, so sollt Ihr fürstlich belohnt werden, jetzt kommt und laßt uns in Eure Hütte gehen.“

„Jedenfalls wollt Ihr ungesehen bleiben, daher lasset uns nicht von dieser Seite aus hineingehen, sondern folget mir den abseits führenden Pfad entlang, auf welchem wir unbemerkt um die Hütte herum und in dieselbe hineinkommen können.“

Der Ritter war es zufrieden, auch beschloß er auf den Rath des Köhlers mit einem Strohlager im Stalle fürlieb zu nehmen und die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg zu beobachten, die von seinem plötzlichen und unerwarteten Eintreffen keine Ahnung haben könne.

Für den müden Gaul sei hinlänglich gesorgt, und wenn der Ritter sich mit einem klaren Trunk Wasser und einer Schnitte schwarzen Brodes begnügen wolle, so würde sich dies auch wohl herbeischaffen lassen.

„Etwas Anderes,“ betheuerte der Köhler, indem er die Hand aufs Herz legte, „besäße er nicht, und dürfte sich auch in der Hütte selbst kein Krümchen Brod oder ein Tröpfchen Wein mehr vorfinden, was nicht die Edeljungfrau für sich und ihren Begleiter in Beschlag genommen hätte.“

„Lasset uns gehen,“ erwiderte Ritter von Dyskirchen, indem er plötzlich eine ungewöhnliche Hast an den Tag legte und seinen Begleiter nöthigte, seine Schritte zu beschleunigen.

Der Abend zog herauf, und das Dunkel der Nacht brach im Walde eher an, als es wohl sonst um diese Jahreszeit zu geschehen pflegte.

Der Hund schnupperte in die Luft und brach in ein seltsames Geheul aus, indem er nicht in die Hütte, wo doch nach Aussage des Köhlers die fremde Dame mit ihrem Diener weilen mußte, hineinsprang, sondern auf einen Kehrichthaufen zuspringen wollte,

der hinter der Hütte und ganz in der Nähe des Stalles aufgethürmt worden war.

„Das muß etwas zu bedeuten haben," flüsterte der Köhler dem Ritter zu, indem er den Hund, den er an der Leine festhielt an sich zog, und ihm Schweigen gebot."

Das gelehrige Thier sah seinen Herrn mit Verständniß an, seine Augen glühten und schienen in der Dunkelheit Feuer zu sprühen.

Der Rittersmann hatte, von der aufregenden Situation ganz in Anspruch genommen, Hunger und Durst vergessen, er band sein Pferd an einen Baum, zog sein Schwert, um für alle Fälle gerüstet zu sein, und folgte dem Köhler.

Der Kehrichthaufen wurde von allen Seiten umgangen, ohne daß sich auch nur das Geringste zeigte, und schon war der Verdacht des Köhlers entschwunden, als der Ritter ein unterdrücktes Stöhnen zu vernehmen vermeinte.

Der Köhler hielt seinen Hund an, als Ritter von Dyskirchen ihn auf die laut werdenden menschlichen Klagelaute aufmerksam machte.

Er lauschte mit angehaltenem Athem und hörte jetzt auch, daß die Töne aus schwacher Brust kamen.

Er faßte den Schürbaum fester und folgte dem Hunde, der immer mehr an seinem Halsbande zog, wohl noch an zwanzig Schritte.

Eine Gestalt huschte an dem erstaunten Ritter von Dyskirchen vorüber, warf sich auf dessen Roß und war verschwunden, ehe der Köhler seinen Hund loslassen konnte.

Ritter von Dyskirchen glaubte in dem Entflohenen den Claus erkannt zu haben, auch sollte er hierüber bald Gewißheit erhalten, denn das Edelfräulein Clotilde von der Waldportsburg lag ausgestreckt am Boden und war an Händen und Füßen gefesselt und aller Kleidungsstücke beraubt.

Bei dem bleichen Schimmer des Mondes machte der Körper des Edelfräuleins Clotilde von Waldportsburg den Eindruck einer

Leiche, und entsetzt wich der Köhler vor diesem schauerlichen Anblicke zurück.

Riter von Dyskirchen war besonnener, und schnell entschlossen hüllte er seinen Mantel um die Schultern des Edelfräuleins Clotilde von der Waldportsburg, lud sie auf seine starken Arme und trug sie in die Hütte des Köhlers.

Hier prasselte ein lustiges Feuer auf dem Kamin, so daß der Köhler erstaunt zu dem Ritter von Dyskirchen sagte:

„Als ich vor etwa zwei und einer halben Stunde die Hütte verließ, war keine Kohle im Bereiche dieser Hütte zu finden, und jetzt lodern die hellen Flammen empor."

Bei dem Scheine der düsteren Gluth erkannte die gefesselte Edeljungfrau Clotilde von der Waldportsburg den Ritter von Dyskirchen, welcher bemüht war, ihre Fesseln zu lösen.

„Ihr kamet zur rechten Zeit, um mich vor den Gewaltthätigkeiten des Claus zu bewahren, der unter dem Vorgeben, daß er die Wache übernehmen wolle, mich überredete, zu rasten und mich auf den Rasen niederzulegen. Vor Müdigkeit und Erschlaffung fielen mir die Augen zu, ich sah und hörte nicht, was um mich herum vorging. Ich träumte so süß und glaubte in den Armen des Ritters Ehrhardt von Hartenfaust zu ruhen, als ich plötzlich durch inen Kuß, der mir mit voller Gewalt auf die Lippen gedrückt wurde, erwachte. Kaum glaubte ich meinen Augen zu trauen, als ich mich von den Armen des Claus umschlungen sah, und mit einem Angstschrei suchte ich mich aus seiner Gewalt zu befreien, indem ich ihn von mir hinwegstieß. Er war nicht gewillt, seinen Sieg über mich so ohne Weiteres aufzugeben, denn ehe ich es mir versah, war ich an beiden Händen gefesselt und wieder zu Boden geworfen, während Claus mir mit vor Wuth bebender Stimme zurief, indem er seinen Dolch zückte und ihn mir auf die Brust setzte: Schweige, oder Ihr seid des Todes, was sträubet Ihr Euch, mir die Rechte einzuräumen, welche mir gebühren, oder glaubt Ihr, daß ich mich wie der Ritter von Dyskirchen nur mit schmachtenden Worten begnügen werde, wo mir des Lebens frische Fülle

entgegenlacht? Diese rohen Worte des Claus gaben mir meine volle Besinnung wieder, ich rang mit ihm wie eine Verzweifelte, doch wäre mein Widerstand nutzlos gewesen, wenn Ihr mir nicht zur Hülfe gekommen wäret."

Der Ritter von Dyskirchen hörte schweigend zu und blieb anscheinend ganz theilnahmlos, während doch jede Fiber an seinem Körper zitterte.

Der Köhler hatte seinen Hund losgebunden und verfolgte den Flüchtling, doch nicht weit hatte er zu gehen, als er seinen treuen Hund sich mit durchschnittener Kehle im Blute wälzen sah.

Claus, als er sich mit dem Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg nicht mehr allein sah und nicht hoffen konnte, über sie zu triumphiren, wandte sich zur Flucht.

Es kam ihm die Ueberraschung des Ritters und des Köhlers gar vortrefflich zu Statten.

Er ließ nicht einen Augenblick ungenutzt verstreichen, und ehe die Beiden einen Entschluß zu fassen vermochten, saß er schon im Sattel und sprengte auf dem Gaule des Ritters davon.

Als der Hund des Köhlers ihm nachsetzte, zückte er sein scharfes Dolchmesser auf ihn, und mit einem einzigen Stoße machte er ihn auf immer verstummen.

Es dauerte eine ganze Weile, bevor die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg sich erholte und wieder Herr ihrer selbst wurde.

Sie konnte es nicht vergessen, welche Schmach Claus ihr anthun wollte, und trieb jetzt den Ritter von Dyskirchen an, unverzüglich aufzubrechen, um den wagehalsigen Diener zu züchtigen.

Der Köhler war ob der Tödtung seines Hundes ebenfalls ergrimmt, und nur durch die reiche Spende des Ritters wurde er vermocht, seinen Groll nicht in lauten Worten auszusprechen.

Ritter von Dyskirchen beschwichtigte seinen Zorn gänzlich durch ein weiteres Geschenk und vermochte denselben, noch eine Blouse, ein paar leinene Beinkleider und Holzschuhe für die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg herzugeben, damit diese ihre Blöße bedecken konnte.

Als dieses geschehen war, wurden ein paar Krüge Wein, welche sie im Stalle sicher geborgen hatte, ebenso Brod und Fleisch hervorgeholt und ein einfaches Mahl hergerichtet, welches Ritter von Dyskirchen zum großen Theil mit wahrem Heißhunger verschlang.

Der Ritter wollte nach beendigtem Mahle das Lager aufsuchen, um der Ruhe zu pflegen, doch die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg raunte ihm zu:

„Gebet Euch nicht träger Ruhe hin, denn jede Spanne Zeit bringt den unwürdigen Knecht und Diener weiter und belebt seine Hoffnung, der Rache, die ich ihm zugeschworen habe, zu entgehen. Er hat es gewagt, meine Ehre beflecken zu wollen, lasset uns nun eilen, um ihn zu züchtigen und ihm seine wohlverdiente Strafe zu geben."

Der Ritter von Dyskirchen war zwar auf den Besitz des Edelfräuleins Clotilde von Waldportsburg erpicht, doch weit davon entfernt, ihre Ehre als ein Heiligthum beschützen zu wollen, daher suchte er nach einem Vorwande, um nicht aufbrechen zu müssen.

Unerquickliche Eifersucht war sein geringster Fehler, er war froh, sich den Claus auf gute Weise vom Halse geschafft zu sehen, und es lag durchaus nicht in seiner Absicht, denselben verfolgen zu wollen.

Die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg bemerkte sein Zögern zu ihrem Aerger, da sie nun deutlich einsah, daß es dem Rittersmanne weniger darum zu thun sei, ihre gekränkte Ehre zu rächen, als seine rohe Sinnenlust zu befriedigen; nichtsdestoweniger hub sie von Neuem an:

„Die Nacht ist einzig und allein zur Flucht geschaffen, nur unter dem Schutze der Dunkelheit können wir hoffen, an den Strand der Donau zu gelangen."

Der Ritter von Dyskirchen wandte sich erschreckt um, als er die Thür knarren hörte, doch zu seiner Befriedigung sah er, daß nur der Köhler in die Hütte trat, dessen Augen in eigenthümlicher Wildheit leuchteten.

„Man hat ihn!" rief er vergnügt aus.

„Wen hat man?“ fragten der Ritter von Dyskirchen und das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg fast zu geicher Zeit.

„Wen anders, als Euren Diener, der es wagte, Eure Augen zu Euch zu erheben, und der meinen Hund tödtete,“ antwortete der Köhler, „er ist schnurstracks den kaiserlichen Häschern, die seit gestern den ganzen Wald durchstreifen, in die Hände gelaufen.“

„Was wird ihm denn geschehen?“ fragte der Ritter von Dyskirchen so unbefangen als möglich, „Ich glaube nicht, daß auf Tödtung eines Hundes eine absonderliche Strafe ruht, zumal ich denselben Euch reichlich ersetzt habe.“

„Das Fell eines Hundes mag schon mit Gold zu begleichen ein, aber die Schmach, welche er der Edeljungfrau nach ihren eigenen Worten anthun wollte, ist nur durch Blut abzuwaschen.“

„Ich werde nicht ob des mir angemutheten Frevels halber einen klagenden Antrag stellen, da mich ein solcher beschämen würde, und ich möchte, daß das, was geschehen ist, vor aller Welt ein Geheimniß bliebe.“

„Der Anblick des unwürdigen Dieners muß Euch unangenehm berühren, daher wird es gerathen sein, die Gäule aus dem Stalle zu ziehen und in entgegengesetzter Richtung davon zu eilen.“

Der Köhler schüttelte bei den Worten des Ritters den Kopf, dann sagte er:

„Ihr wolltet ja der Ruhe pflegen, ist Euch das Bedürfniß des Schlafes vergangen?“

„Nein,“ entgegnete der Ritter, „aber ich werde während des Reitens schlafen.“

„Wie, könnt Ihr das?“

„Das sollt Ihr sehen,“ entgegnete der Ritter, indem er hastig die beiden Gäule aus dem Stalle zog und sich in den Sattel schwang.

Die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg folgte seinem Beispiele, indem sie gleich einem schmucken Bauernburschen zu Pferde stieg, so daß es den Anschein hatte, als ob der Ritter sie gedungen hätte, ihm als Wegweiser zu dienen.

Ritter von Dyskirchen näherte sich dem Köhler, indem er eine Haltung auf dem Pferde annahm, wie sie den Reitern eigen ist, wenn sie auf dem Rosse schlummern wollen.

Er schlang die Zügel um seinen Arm, neigte seinen Oberkörper auf den Hals des Gaules und ließ diesen in einem so langsamen Schritt voranschreiten, daß er wie in einer Wiege im Sattel saß und hin und her schaukelte.

„Was fällt Euch ein, Ritter von Dyskirchen, es scheint ja, als wolltet Ihr auf Eurem Gaule einschlafen," rief ihm die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg mit ziemlich lauter und gebieterischer Stimme zu.

Kaum hatte der Köhler den Namen des Ritters von Dyskirchen vernommen, als er laut ausrief:

„Ah, Ihr seid der Geächtete, um dessenthalben der ganze Wald durchstöbert wird und auf dessen Ergreifung ein so hoher Preis gesetzt ist."

Bei diesen Worten schleuderte der Köhler den Schürbaum mit solcher Gewalt auf den Ritter, daß er mit Gesause durch die Luft fuhr und den Ritter unfehlbar vom Gaul herabgerissen, wenn er sein Ziel nicht verfehlt hätte, so aber pfiff er hart an ihm vorüber und zerbrach an einem mächtigen Eichenstamme wie ein morsches Stück Holz.

„Gebt dem Pferde die Sporen und laßt es laufen, was es nur zu laufen vermag, jetzt weiß der Köhler wer Ihr seid, auch nahen die Reisigen des kaiserlichen Waldgrafen, wie das dumpfe Gesumme, welches ich schon ganz deutlich vernehme, mir klar bezeugt."

„Nur vorwärts, ich folge Euch," rief Ritter von Dyskirchen, indem er seinem Gaul die Sporen in die Weichen stieß und den Köhler, der sich ihm entgegenstellte, mit einem Faustschlage zu Boden schmetterte.

Die Gäule wurden nun hart aneinander getrieben und man schlug einen Waldweg ein, indem man immer die östliche Richtung festhielt.

Am Morgen des nächstfolgenden Tages erreichten die Flüchtigen den Strand der Donau.

Sie waren ihren Verfolgern entkommen und konnten sich für gerettet halten, da der günstige Zufall es wollte, daß eine Karawane von Kaufleuten, welche geraden Weges nach Linz und zum Theil selbst nach Wien zogen, sich hier gelagert hatte, welche sie mit Freuden willkommen hießen.

Eine Woche verging nach der andern, ehe man das Ziel der Reise erreichte. Endlich leuchteten die Dächer Wien's ihnen freundlich entgegen und auf's Neue ermuthigt, zogen Alle in die Kaiserstadt ein.

Das edle Fräulein Clotilde von Waldportsburg und der Ritter von Dyskirchen nahmen ihren Wohnsitz in einer elenden Herberge, wo nur arme Reisende einzusprechen pflegten.

Der Wirth war erstaunt, einen Rittersmann zu seinen Gästen zu zählen, noch mehr aber, als dieser einen schlichten Anzug verlangte und dem Wirthe das Versprechen abnahm, Niemandem von dem Hiersein eines Ritters Kenntniß zu geben, denn, wie er dem Wirthe wiederholentlich versicherte, sei er nach Wien gekommen, um einen Halbbruder zu beobachten, der von seinem Eintreffen nicht die geringste Ahnung haben solle, obgleich er bereits seit einiger Zeit hier weile.

Alle Bedenklichkeiten des Wirthes wurden gehoben, als ihm der Ritter ein blankes Goldstück in die Hand drückte.

Gold war ein Gegenstand, welcher sich nicht oft, oder auch wohl noch niemals in diese Spelunke verirrt hatte, wo man nur mit kleiner Münze zu bezahlen pflegte und selbst ein silberner Dickthaler zu den Seltenheiten gehörte.

In diesem Hause hatte der Ritter von Dyskirchen und das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg bereits über acht Tage zugebracht, ohne daß es ihnen gelang zu erfahren, ob der Ritter Erhardt von Hartenfaust in der kaiserlichen Hofburg weile oder nicht.

Eines Tages ging Ritter von Dyskirchen mit nicht zu unter-

drückender Ungeduld in seinem Zimmer auf und nieder. Bisweilen blieb er lauschend stehen, da er Tritte auf dem Gange zu vernehmen glaubte. Oftmals öffnete er die Thür und sah die schmale Stiege, die hart an derselben vorbeiführte, hinauf und hinunter, aber Niemand war da; er hatte sich getäuscht, und mißmuthig warf er die Thür wieder in das Schloß.

Etwa eine Stunde, oder auch wohl noch mehr, mochte verronnen sein, als ganz unerwartet die Thür geöffnet wurde und die untersetzte Gestalt des Wirthes in derselben erschien.

Mit wichtiger Miene hub er zu dem Ritter an:

„Frohe Kunde habe ich Euch zu bringen, denn so unbemerkt Ihr auch hier zu sein glaubtet, so seid Ihr doch einem Manne aufgefallen, der beim Kaiser viel vermag und sich rühmen darf, stets in seiner nächsten Nähe zu weilen. Dieser Mann hat es nicht verschmäht, mein geringes Haus zu betreten, er hat Euch und Euren Begleiter erkannt und mir Euren Stand und Namen verrathen."

Der Ritter von Dyskirchen konnte sich nicht enthalten, laut aufzulachen, als er die geheimnißvolle Miene des Wirthes ansah, dann sprach er zu ihm:

„Welcher Mann war es denn, der über mich und meinen Begleiter so genaue Auskunft geben konnte und bei dem ich ein solches Interesse erregt habe, daß er es nicht verschmähte, bei Euch einzusprechen, um mir und meinem Begleiter nachzuforschen?"

„Es war nicht bloße Neugierde, die ihn hertrieb, und zum Beweise dafür hat er mir einen Brief an Euch übergeben und mir das Geschlecht Eures Begleiters verkündigt, so daß ich jetzt ganz genau weiß, daß sich unter der schlichten Kleidung des Bauernburschen die schlanke Gestalt der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg verbirgt."

Das Erstaunen war jetzt auf Seiten des Ritters von Dyskirchen, er erschrak plötzlich und eine Leichenblässe überzog sein Antlitz.

So vorübergehend das Verschwinden aller Farbe auf seinem

Gesichte auch war, so war dem Herbergswirthe dieses Zeichen des Schreckens nicht entgangen, daher fuhr er in gedämpfterem Tone, fort:

„Erschrecket nicht, Ritter von Dyskirchen, denn obgleich ich wohl weiß, daß Ihr Euer Incognito strengstens bewahren wollt, und Euch Alles daran liegt, unerkannt zu bleiben, so dürft Ihr Euch mir gegenüber doch nicht länger verstellen, denn wisset, daß Eure edle Gemahlin meine Verschwiegenheit erkauft hat, die ich Euch strengstens bewahren werde."

„Meine Gemahlin sagt Ihr, wo weilt sie?" fragte der Ritter erschrocken, „und wer hat sie hierher geleitet?"

„Der Mann, mit dem sie hierher kam, ist der Magister Eusebius, ich kenne ihn wohl, doch schien es nicht er zu sein, welcher die Edelfrau führte, sondern im Gegentheil, sie war es wohl, welche ihn hierher geleitete."

„Gebt den Brief," sprach Ritter von Dyskirchen, indem er sich Mühe gab, seine innere Bewegung zu beherrschen.

Der Wirth gehorchte, doch entging es ihm nicht, daß die Hand des Ritters zitterte, als er das Schreiben nahm.

Der Ritter öffnete das Schriftstück, dessen Inhalt er mit gierigen Blicken überflog und dessen kurze Worte also lauteten:

> „Der Ritter von Dyskirchen wird hierdurch benachrichtigt, daß man ihn in der heutigen Nacht um zwölf Uhr gefangen nehmen wird, wenn er es nicht vorziehen sollte, einer Person für immer zu entsagen, die sein ganzes Leben befleckt, während er die Gattin, als schmähliches Opfer seiner unkeuschen Liebe, von sich gestoßen hat.
>
> Eine Stunde vor Mitternacht wird ein Pferd bereit gehalten, das Ritter von Dyskirchen getrost besteigen mag, um seinem Führer, der ihn erwartet und in Sicherheit bringen wird, zu folgen.
>
> Jede Flucht ist unmöglich, denn man hat tausend Augen offen, die jeden Eurer Schritte bewachen.
>
> M. E."

Die Unterschrift, die wahrscheinlich den Titel und den Namen des Schreibers bezeichnen sollte, war so undeutlich, daß sie der Ritter von Dyskirchen nicht zu entziffern vermochte.

Er zerknitterte unwirsch den Brief und versuchte es, von dem Herbergswirthe noch einige nähere Auskunft zu bekommen.

Dieser schwieg aber hartnäckig und blieb so stumm wie das Grab.

„Habt Ihr keine Antwort für mich, denn der Bote, der mir das Schreiben übergab, wird wieder mit vorsprechen, um Eure Entschließung zu erfahren."

„Nein," entgegnete Ritter von Dyskirchen, indem er unwillig mit dem Fuße stampfte, „wenn der Bote kommen wird, mag er sich die Antwort von mir selbst abholen, ich werde ihn in allen Stücken zu bescheiden wissen."

„Das wird sich nicht thun lassen, denn wohl möchte ich glauben, daß der Bote übel Lust hat, in das Haus einzutreten, sondern es ohne Zweifel vorziehen wird, Eure Antwort auf der Straße in Empfang zu nehmen."

„Nun gut," sprach der Ritter, „ich werde mich auch darein zu fügen wissen, kommt also herauf und sagt es mir, sobald er da ist, ich werde alsdann zu ihm hinausgehen und mit ihm reden."

„Auch das wird sich nicht thun lassen, Herr."

„Warum nicht?"

„Ich weiß nicht, ob ich es wagen darf, Euch den Grund zu sagen, ohne befürchten zu müssen, Euren Zorn zu erregen."

„Sprechet ohne Furcht und Rückhalt, ich werde meinen Zorn, wenn Eure Rede solchen erwecken sollte, zu zügeln wissen."

„Euer Wort ermuthigt mich, Euch die Mittheilung zu machen, daß Ihr von jetzt ab dies Haus nicht mehr verlassen könnt, sondern schon seit geraumer Zeit gefangen gehalten werdet."

„Wie, ich wäre ein Gefangener?" hohnlachte Ritter von Dyskirchen, indem er unter sein Wamms fuhr und das lange Dolchmesser, welches er immer auf der Brust zu tragen pflegte, hervorziehen wollte.

Doch wer beschreibt sein Erstaunen, als er daselbst keine Waffe mehr vorfand und nun erst bemerkte, daß man ihn wirklich entwaffnet habe.

„Man hat mich beraubt!" rief er wüthend aus, „wer anders als Ihr könnt diese That verübt haben, gestehet, wo Ihr mein Messer verborgen habt, oder ich erwürge Euch mit meinen eigenen Händen."

„Ich sagte es Euch ja, Ritter von Dyskirchen, daß Ihr ob meiner freimüthigen Antwort in Zorn gerathen würdet, und nun kennt Ihr Euch in Eurer Wuth selber nicht und muthet mir Dinge zu, denen ich so fern bin, wie ein neugeborenes Kind dem Grabe."

„Wo sind meine Waffen?"

„Ich weiß es nicht, Herr Ritter, da müßt Ihr schon die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg befragen, denn, als diese heute Morgen wegging, war sie bis an die Zähne bewaffnet."

„Wie, das Edelfräulein hat das Haus verlassen?"

„Ja," antwortete der Wirth, „auch hat sie für gut befunden, alles Gold, was Ihr bei Euch führtet, mit sich zu nehmen, da sie behauptete, daß ein Geächteter keine edlen Metalle brauche und der landesflüchtige Ritter von Dyskirchen, auch ohne im Besitze von edlen Metallen zu sein, seinen Kopf in die hänfene Schlinge des Henkers zu stecken vermöchte."

„Wie, das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg hat mich verlassen?"

„Ja, überzeuget Euch selbst, Ihr werdet das Kämmerlein, welches sie inne hatte, leer finden, auch hat sie Euch nicht einen Deut zurückgelassen, um Euer Nachtlager zu bezahlen, daher würde ich Euch keine Mahlzeit mehr anbieten können, da mein Haus nicht darauf eingerichtet ist, den Gästen, die hier weilen, ohne sofortige Zahlung auch nur eine Brodrinde zu verabreichen, wenn nicht der Bote, der mir dieses Schriftstück überreichte, mir mit demselben zugleich eine goldgespickte Börse hinterlassen hätte, wodurch ich in die angenehme Lage versetzt worden bin, es Euch an

Nichts fehlen zu lassen und Euch ein wahrhaft fürstliches Mahl anbieten zu können."

Der Ritter von Dyskirchen fuhr unwillkürlich in die Taschen seiner enganliegenden Beinkleider, er zog aus denselben einen ledernen Beutel, der noch vor Kurzem mit Gold gefüllt war, aber jetzt nur einige Kupfermünzen enthielt, die nicht einen Groschen nach unserm heutigen Gelde werth waren.

Unwillig warf der Ritter den Beutel von sich und schlug mit der Faust auf den eichenen Tisch, indem er sprach:

„Ich bin verrathen und verkauft und nichts bedauere ich mehr, als dem Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg ein unbedingtes Vertrauen und mein ganzes Herz geschenkt zu haben."

„Bereut es nicht, Herr Ritter, wenn ich recht vermuthe, so liegt dem Boten Alles daran, Euch von ihr zu befreien, und mein aufrichtiger Rath geht dahin, ihm ohne Furcht zu folgen, denn er wird es übernehmen, Euch an dem edlen Fräulein Clotilde von Waldportsburg zu rächen."

„Ich will ihm folgen und sollte ich meinen Weg unverzüglich auf das Schaffot nehmen müssen."

„Das werdet Ihr nicht zu befürchten haben, denn hat man Böses im Sinne, so pflegt man nicht für das Wohlsein des Delinquenten mit Goldstücken förmlich um sich zu werfen."

„Sagt dem Boten, ich bin bereit, ihm zu folgen, doch nun enthebet mich Eurer Gesellschaft"

„Ich werde es thun, Herr Ritter, und Ihr sollt Euch nicht über mich zu beklagen haben, öffnet nur diese Thür, wenn Ihr zu speisen wünschet, Ihr werdet eine gedeckte Tafel vorfinden, die allen Ansprüchen Eures Gaumens gerecht werden wird."

Ritter von Dyskirchen nickte zum Zeichen, daß er gehört habe, mit dem Kopfe, doch sprach er kein Wort mehr zu dem Wirthe, welcher sich als entlassen annahm und zur Thüre hinausschritt, welche er mit Geräusch hinter sich in's Schloß warf.

Der Ritter stand auf und versuchte es, die Thüre zu öffnen, doch diese war, wie er sich überzeugte, von Außen verschlossen.

Mißmuthig durchschritt er das Zimmer, indem er die Hände auf dem Rücken gekreuzt, nachdenkend hin und herging.

Er öffnete die Thüre, welche zu dem Nebengemache führte, in welchem er eine reich gedeckte Tafel vorfand.

Krüge und Flaschen mit den köstlichsten Weinen standen umher und es schien ein Zechgelage vorbereitet zu sein, denn die Speisen und Getränke waren in großer Menge vorhanden, aber nur ein einziger Sessel befand sich im ganzen Gemache, so daß es dem Ritter klar wurde, daß nur für ihn allein diese bedeutenden Vorräthe herbeigeschafft worden seien.

Das Gemach hatte nur einen Ausgang und auch dieser war versperrt, da selbst von Innen eine schwere Eisenstange vorgelegt und mittelst zweier gewaltiger Schlösser angeschlossen war.

Das kleine Gemach, in welchem das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg gehaust hatte, war leer und erst jetzt bei ruhigerem Durchforschen erblickte der Ritter ein Pergamentstreifchen, auf welchem von der Hand des Edelfräuleins wenige Worte geschrieben waren.

Sie lauteten:

„Nehmet meinen Dank für Eure Dienste und beherzigt die Worte, die ich Euch beim Scheiden auf Nimmerwiedersehen zurufe:

„Eure Liebe zu mir ist thöricht, Ihr vergesset ganz Euer Alter und bedenket nicht, daß Euer Herz zu alt ist, um noch in Liebesflammen aufzulodern.

„Die Zeit ist gekommen, wo es geeigneter für Euch wäre, daran zu denken, Eure morschen Glieder im Sande auszustrecken und ins Grab zu legen, als noch ins Brautbett steigen zu wollen.

„Ersparet Euch jegliche Mühe, um mir nachzuforschen, da alle Eure Bemühungen in dieser Hinsicht vergeblich sein würden.

„Ich habe den Magister Eusebius auf Eure Fährte gelenkt, der Euch so viel Zeit gönnen wird, um Euer

Herz mit Gott zu versöhnen, vor dessen Richterstuhl Ihr ohnedies hättet bald erscheinen müssen.

„Was Euch im Leben nicht gelang, werdet Ihr im Tode erreichen, denn indem ich Euch ausliefere, werdet Ihr mir das Herz und die Liebe des edlen Ritters Erhard von Hartenfaust gewinnen helfen.

„Ihr habt keine Zeit mehr, um für mich zu beten, sondern müßt Euch mit Euren eigenen Angelegenheiten beschäftigen, daher ersuche ich Euch, mich zu vergessen und aus Eurem Gedächtnisse auszustreichen.

„Folget meinem Beispiele, denn ich habe Eurer schon vergessen, während ich noch diese Zeilen an Euch richte.

„Ihr seid in meiner Hand nur ein Werkzeug gewesen, welches man ohne Bedauern von sich wirft, wenn es nutzlos geworden ist.

Clotilde von Waldportsburg."

Der Ritter von Dyskirchen hatte nicht sobald den Inhalt dieses Schreibens durchflogen, als ihn eine grimme Wuth erfaßte.

Wie ein wildes Thier in einem eisenvergitterten Käfige raste er im Zimmer umher.

Der Schaum unnennbarster Wuth trat auf seine Lippen, er ballte die Fäuste und zerriß das Pergament in kleine Stücke.

Endlich warf er sich erschöpft mit seiner ganzen Wucht auf ein Ruhebett, das in allen Fugen unter ihm erbebte.

Der Ritter hielt die Augen geschlossen, doch schlief er nicht, wie das krampfhafte Zucken seines Körpers deutlich verrieth.

Leise Verwünschungen und Flüche kamen über seine Lippen und oftmals nannte er den Namen Clotilde von Waldportsburg.

Magister Eusebius durchschweifte schon seit geraumer Zeit die Stadt nach allen Richtungen, ohne daß er sich rühmen konnte, des geächteten Ritters von Dyskirchen und des Edelfräuleins Clotilde von Waldportsburg ansichtig zu werden, obgleich er durch

den Ritter von Bärenklau, welcher das eheliche Gemahl des Geächteten hergeleitet hatte, genau wußte, daß sie sich in den Ringmauern der Stadt befänden.

Ein Tag schwand nach dem andern in nutzlosem Suchen dahin, jeden Abend kehrte der Magister niedergeschlagener zurück, als er am Morgen ausgegangen war, dennoch ließ er den Muth nicht sinken und darin hatte er Recht.

Der Zufall oder vielmehr die Fürsehung Gottes führte ihm gerade das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg da in den Weg, wo er es am wenigsten gesucht hätte.

Er schlenderte ohne einen eigentlichen Zweck zu haben und seinen eigenen Gedanken nachhängend in einem schmalen Gäßchen voran, als ein schmucker Bursche aus einer armseligen Herberge heraustrat.

Eben war dieser im Begriffe, die eine Treppenstufe, die von der Herberge hinabführte, herniederzusteigen, als ein Stück Geld seiner Hand entfiel.

Magister Eusebius schaute sich erstaunt um, da der ihm wohlbekannte helle Klang eines Goldstückes sein Ohr traf.

„Ein Goldstück in dieser schmutzigen Gasse," sagte Magister Eusebius überrascht zu sich selbst, indem er einen prüfenden Blick auf den Bauernburschen, der sich bückte um es aufzuheben, warf, ist eine so große Seltenheit in dieser Gegend, daß es mit diesem jungen Menschen, der es verlieren konnte, eine ganz eigene Bewandtniß haben muß.

Der einfache Kittel, welcher den Körper des Bauernburschen bedeckte, konnte dem scharfblickenden Magister Eusebius die Anmuth der Bewegungen nicht verdecken, welche sich in dem Augenblicke kund thaten, als der Bauer das Goldstück aufhob.

Verwundert folgte der Magister dem Davoneilenden nach, dessen graziöser Gang immer mehr seine Bewunderung herausforderte.

Er beschleunigte seine Schritte und als er an der Biegung der Gasse angekommen war, wußte er es so einzurichten, daß der

zierliche Flüchtling ihm gerade zufälliger Weise entgegen laufen mußte.

Er betrachtete dessen Gesicht mit großer Aufmerksamkeit, musterte dessen Gestalt mit Kennermiene und rief plötzlich aus:

„Ah, seid Ihr es nicht, edles Fräulein Clotilde von Waldportsburg?“

Die Angeredete blieb betroffen stehen, auch sie hatte den Magister Eusebius sofort erkannt, ihre Glieder erbebten vor Schreck, doch bald gewann sie die Herrschaft über sich selbst wieder, und mit einer Stimme, in deren Ton auch nicht die leiseste Bewegung mehr zu erkennen war, sagte sie:

„Warum verfolgt Ihr mich, Magister Eusebius, da ich doch nicht unter Eurer Botmäßigkeit stehe.“

„Hierüber zu rechten ist weder Zeit noch Ort, ich weiß, daß Ihr in Begleitung des geächteten Ritters von Dyskirchen hierhergekommen seid, und um Euch keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen, werdet Ihr schon so gut sein müssen, mir den Namen zu sagen, unter welchem Ihr Euch hier aufhaltet?“

„Und wenn ich dies nicht wollte,“ antwortete das Edelfräulein trotzig, indem sie mit der einen Hand in die Blouse fuhr und den Griff ihres Dolches liebkoste.

„Lasset nur das Spielzeug stecken!“ sagte Magister Eusebius mit verächtlichem Lächeln, „ich fürchte mich vor keiner Klinge und würde sie auch von einer so sichern Hand geführt, wie die Eurige.“

Bei diesen Worten öffnete der Magister vorsichtig seinen langen Mantel, und wies auf ein Panzerhemde, welches seinen Oberleib umschloß.

„Ich werde meinen Stoß nicht gegen Euer Herz führen, um nicht Gefahr zu laufen, meine kostbare Klinge zu zerbrechen, aber es sollte mich doch wundern, wenn Ihr auch gegen jedes Gift gefeit sein solltet, denn wisset, die Spitze meines Dolches ist in eine so verhängnißvolle Flüssigkeit getaucht, daß ich Euch nur die Haut an der Hand zu ritzen brauche, um sicher zu sein, daß

Ihr Eure Seele aushauchen würdet, noch ehe Ihr Zeit fändet, ein Paternoster zu vollenden."

„Gegen jedes Gift gibt es auch ein Gegengift, und somit auch gegen das beste Mittelchen, welches Euch die alte Euphrosine reichen könnte."

„Ihr kennt die Alte? Seid Ihr denn allwissend?"

„Nein, allwissend ist nur Gott allein, aber ich habe Eure Absichten errathen und werde Eure Pläne zu Schanden machen, sobald sie meinen eigenen Unternehmungen zuwiderlaufen."

Das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg verstummte ob der großen Ruhe und Sicherheit, mit welcher der Magister Eusebius sprach.

Nach minutenlangem Schweigen fand sie endlich wieder Worte und murmelte mit kaum hörbarer Stimme düster vor sich hin:

„Ihr kennt die alte Euphrosine, und wißt, daß sie es war, die mir die Anweisung gab, das Gift zu bereiten, mit welchem ich meine Waffen bestreiche."

„Ich kenne sie so gut, als ich Euch kenne, und weiß sogar, daß sie Euch anbefahl, das Gift allwöchentlich zu erneuern."

„Ja, das ist wahr."

„Ich weiß, daß Ihr ihrer Vorschrift nicht genügt habt, und das Gift an Eurer Dolchspitze so unschädlich ist, daß es nicht einmal am Rande einer Wunde eine bösartige Geschwulst hervorbringen würde."

„Auch das ist wahr," murmelte das Edelfräulein bestätigend, „ich habe die Erneuerung ganz vergessen."

„Daran thatet Ihr sehr Unrecht, edles Fräulein, denn es könnte ja leicht der Fall sein, daß Ihr Euren Dolch gebrauchen wolltet."

„Ja," seufzte das Edelfräulein zähneknirschend, „doch wäre das tödtlichste Gift von Euch abgeglitten, und wenn ich es auch vom Satan selber aus der Hölle heraufgeholt hätte."

„Wer sagt Euch denn, daß Ihr die Mordwaffe gegen mich gebrauchen sollt? Habt Ihr keine anderen Feinde?"

„Was kümmert es Euch, Herr Magister, ob ich Feinde habe oder nicht? Wenn ich den Mordstahl zücke, um zu tödten, so soll er die Brust Desjenigen durchbohren, den ich tödten will, sonst mag er in der Scheide verrosten."

„Ihr würdet besser sagen, edles Fräulein, daß Ihr den Dolch nur gegen Diejenigen erheben wollet, die Ihr zu tödten wünschet, denn der Tod und das Leben stehen nicht in Eurer Hand."

„Es ist wahr," murmelte Clotilde von Waldportsburg, „aber nur so lange, als es Euch betrifft, denn sonst würde jeder Sterbliche dem Gifte erliegen, welches die alte Euphrosine seit Jahren bereitet."

Magister Eusebius zuckte mit den Achseln, indem er mit spöttischem Lächeln das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg anschaute.

Er hatte die Arme über die Brust gekreuzt und sah so ruhig lächelnd vor sich hin, als ob zwischen ihm und dem Edelfräulein durchaus keine Streitigkeit herrsche.

Die anscheinende Ruhe des Magisters Eusebius brachte das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg zu voller Verzweiflung.

Sie richtete sich in ihrer ganzen Höhe auf, ihre Augen schossen Blitze, und mit zornentbrannter Stimme rief sie keuchend aus:

„Ihr, Herr Magister, seid der Erste, der es wagt, mir mit Spott gegenüberzutreten; Ihr fordert meine Wuth heraus, um mich zu verhöhnen! Seid Ihr denn ein von Gott Geweihter, an dessen Panzer jede Waffe ohnmächtig abgleitet? Seid Ihr denn hieb- und stichfest, so daß Ihr niemals sterben werdet?"

„Mit welchem Rechte sagt Ihr niemals; dieses Wort müßt Ihr ebensowenig gebrauchen als das Wort immer, denn beide Wörter drücken nur Begriffe aus, die ganz nach Zeit und Gelegenheit sich bestimmen lassen, denn es wäre ebenso falsch, wolltet Ihr behaupten, von Dolch und Gift immer und niemals Gebrauch zu machen."

„Ich will Eure Schülerin sein, wenn Ihr mir in der Anwen- ·er Anleitung geben wollet."

„Das ist meine Absicht, doch vorerst verlange ich, daß Ihr mir ohne Rückhalt anvertrauet, was Ihr begehret."

„Mein Dichten und Trachten geht einzig und allein dahin, den Ritter Erhardt von Hartenfaust in meine Gewalt zu bekommen, und wenn Ihr mir dazu behülflich sein wollet, so könnet Ihr ganz über mich verfügen; ich werde Euch treuer folgen als ein Hund seinem Herrn."

„Das läßt sich hören, Euer Versprechen werde ich mir merken, leider vermag ich weder ja noch nein zu Eurem Verlangen zu sagen, denn die Umstände sind oft mächtiger, als wir schwachen Geschöpfe."

„Ich begreife Euch vollkommen, Herr Magister, doch versprechet mir, daß Ihr mir helfen wollet, das Geschick zu meinen Gunsten zu lenken."

„Auch das vermag ich nicht!"

„Nun, so versprechet mir, daß Ihr mir wenigstens nicht entgegen sein wollet!" rief die Edeljungfrau fast ungeduldig aus.

„Ich werde Euch nicht entgegen sein, sondern nur mich dem Geschicke beugen, was auch Ihr thun müßt, selbst wenn Ihr Euch mit Händen und Füßen dagegen sträubtet."

„Kommen wir zur Sache!" rief das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg aus, die ihre Ungeduld kaum mehr zu zügeln vermochte: sie zog ihren Dolch aus der Scheide und ließ ihn unwirsch wieder in dieselbe zurückfallen.

„Lasset dies Spielzeug stecken, es ist kaum gut genug für Kinder, und folget mir in Eure Herberge zurück, wo wir unsere weiteren Geschäfte bei einem Kruge Wein besprechen wollen."

Das Edelfräulein schritt unwillig vorauf, da sie wohl einsah, daß Magister Eusebius in keinem Punkte ihr nachgeben werde.

Wohl oder übel mußte sie sich entschließen, sich ihm unterzuordnen und ihren Willen unter den seinigen zu beugen.

Beide nahmen in einem Winkel der großen Schenkstube einander gegenüber Platz und flüsterten leise mit einander.

Während sie so sprachen, führten sie den vor ihnen stehenden

Pokal fleißig zum Munde, so daß der Magister Eusebius der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg den Rath geben mußte, dem edlen Getränke minder oft zuzusprechen, doch diese sah ihn ihrerseits mit ironiischem Lächeln an und erwiderte:

„Da Ihr die alte Euphrosine so gut kennt, so müßt Ihr auch wissen, daß in dem Lande, wo ich geboren, der Wein feuriger ist, als in dem kalten Norden, und ich mich rühmen darf, es mit jedem Ritter aufzunehmen und ihn unter den Tisch zu trinken.“

Der Magister Eusebius nickte bejahend, doch nach einer Weile sprach er ernst:

„Wir haben keine Zeit, uns im Trinken zu messen, doch da Ihr es mit den deutschen Rittern am Rhein aufnehmen wollet, so werden Euch dieselben gewißlich gern ein Plätzchen an ihrem Tische vergönnen.“

„Ich nehme es mit jedem Ritter auf, nicht nur mit denen, die am Rheine wohnen.“

„Laßt das Zechen auf meinen Rath, und begebt Euch jetzt zu dem Ritter von Dyskirchen, um ihm sein Todesurtheil zu verkündigen.“

Die Edeljungfrau erhob sich von ihrem Sitze und stieg die Treppe hinauf, während welcher Zeit der Magister mit dem Herbergswirthe leise flüsterte.

Es mochten wohl zehn bis fünfzehn Minuten vergangen sein, als das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg wieder in das Zimmer eintrat.

Als der Magister die Thür öffnen hörte, ging er so ruhig im Zimmer auf und nieder, als hätte er die Zeit nur mit Warten zugebracht, so daß die Edeljungfrau nicht glauben konnte, daß er mit irgend Jemanden eine Unterredung gepflogen habe.

Mit majestätischer Erhabenheit legte sie die Waffen des Ritters von Dyskirchen auf einen Tisch nieder, der gerade vor ihr stand, neben welchen sie die Goldstücke, welche den ganzen Reichthum des Ritters von Dyskirchen ausmachten, aufthürmte.

„Was habt Ihr gemacht?“ fragte Magister Eusebius in fast

strengem Tone, „ich will doch nicht hoffen, daß Ihr zu einem Morde Eure Zuflucht genommen habt?“

„Nein, Herr Magister, so blutgierig bin ich nicht, nicht einmal habe ich den Ritter von Dyskirchen aus seinen süßen Träumereien aufgeweckt, um ihm das unheilverkündende Urtheil zu überbringen, es ist dies auch nicht nöthig, da er es zeitig genug erfahren wird, wenn ihm der Henker den Kopf abschlägt.“

Der Magister schauderte ob der Gleichgültigkeit, mit welcher dieses weibliche Wesen vom Tode sprach; doch diese fuhr fort:

„Ritter von Dyskirchen war, wie gesagt, in einem so angenehmen Schlafe begriffen, daß ich es für eine Sünde gehalten hätte, das süße Lächeln, welches seinen Mund umspielte, von seinen Lippen zu verscheuchen; ich begnügte mich daher damit, mich in den Besitz seiner Waffen und seiner Baarschaft zu setzen. Daß ich gründlich zu Werke gegangen bin, werdet Ihr mir bezeugen, denn sehet, Magister Eusebius, hier ist der Ehering des Ritters von Dyskirchen, den ich ihm, während er fest schlummerte, vom Finger gezogen habe.“

Der Magister runzelte die Stirn, doch ehe er seine Mißbilligung aussprechen konnte, fuhr das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg lächelnd fort:

„Zürnet mir nicht, Herr Magister, wegen meines kindischen Uebermuthes, denn ich bin nicht versessen darauf, dem Ritter von Dyskirchen diesen Ehering zu rauben, sondern werde ihm denselben wieder an den Finger stecken, und auch seinen ledernen Geldbeutel wieder mit etwas Geld versehen, damit er sich nicht ob der unfreiwilligen Anleihe, die ich bei ihm machte, beklagen und sagen kann, daß man ihn seines ganzen Geldes beraubt hätte.“

Bei diesen Worten raffte das Edelfräulein einige kleine Kupfermünzen, die auf dem Tische lagen, und welche der Herbergswirth ihres geringen Werthes wegen nicht sogleich einzustecken für werth erachtet hatte, zusammen, und huschte mit der Flüchtigkeit einer Gazelle aus dem Saale hinaus.

Nachdem kaum einige Minuten verstrichen waren, kehrte sie zu

dem Magister Eusebius zurück, welcher das Edelfräulein kopfschüttelnd betrachtete und dann zu ihr sagte:

„Kindischen Uebermuth nennet Ihr die Bosheit Eures Herzens, denn Euer Gebahren dem Ritter von Dyskirchen gegenüber zeigt kein besonderes Mitgefühl, und ich bedaure es lebhaft, daß Ihr die Wonne, welche die Theilnahme an den Schicksalen unserer Mitmenschen gewährt, nicht kennt, da sie das eigene Herz wunderbar erhebt."

„Lasset Eure Mahnungen, Herr Magister, sie fallen auf steinigen Boden, wo sie keine Früchte tragen werden, sondern beeilet Euch, mich dorthin zu führen, wo ich hoffen kann, mich des Besitzes von Ritter Erhardt von Hartenfaust zu vergewissern."

„Es geschehe, wie Ihr wollt."

Der Magister Eusebius erhob sich bei diesen Worten, wechselte noch einen Blick des Einverständnisses mit dem Herbergswirth, und schritt, gefolgt von dem Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg, zur Thüre hinaus.

Die Wanderung dauerte eine ziemliche Weile, denn man mußte eine ganze Reihe von engen und weiten Straßen durchschreiten, ehe man das Ziel erreichte.

Das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg begann schon ungeduldig zu werden und fragte den Magister:

„Haben wir noch weit zu gehen, denn ich fange schon an, ungeduldig zu werden, da ich zu so weiten Wegen mich immer der Beine eines guten Rosses zu bedienen pflegte; ich bin, wie ich Euch eingestehen muß, eine sehr schlechte Fußgängerin."

„Geduldet Euch nur noch einen Augenblick, wir sind sogleich zur Stelle."

Es dauerte auch nicht lange, so standen Magister Eusebius und das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg vor einem großen Gebäude von klosterähnlichem Aussehen.

Ein niederer Wartthurm schien dasselbe erdrücken zu wollen, denn seine unförmige Last schien erst später dem Gemäuer aufgewälzt worden zu sein.

Die Edeljungfrau betrachtete dieses sonderbare Gebäude mit staunenden Blicken, und ihr Erstaunen wuchs noch mehr, als Magister Eusebius den Klopfer an der Thür in drei schnellen Schlägen auf dieselbe fallen ließ, was er nach einer kurzen Pause wiederholte.

Auf dieses gegebene Zeichen wurde es im Hause lebendig, und die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg fühlte ihr sonst so muthiges Herz vor Furcht erzittern, und schon bereute sie, dem Magister gefolgt zu sein.

An eine Umkehr war aber nicht mehr zu denken, ebensowenig eine Flucht zu ermöglichen, denn sie bemerkte, daß Magister Eusebius sie mit mißtrauischen Augen beobachtete.

Einen Augenblick dachte sie daran, sich durch einen Dolchstoß ihre Freiheit zu erkaufen, doch bald verwarf sie auch diesen Plan wieder, denn sie befürchtete, und auch wohl nicht mit Unrecht, daß Ihre Absicht, wenn sie nicht gelänge, eine harte Strafe nach sich ziehen würde.

Die Thür wurde geöffnet, Beide traten ein, und wie von unsichtbarer Hand geführt, schloß sich die Thüre von selbst wieder hinter ihnen.

Sie traten in einen geräumigen Saal, hinter welchem ein kleines Gemach lag, aus welchem ihnen der wüste Lärm eines Zechgelages entgegenschallte, der gar seltsam mit dem klösterlichen Aussehen des ganzen Gebäudes contrastirte.

Nachdem die Edeljungfrau auf Geheiß des Magisters sich schweigend verhielt, folgte sie ihm in ein Nebengemach, zu welchem man gelangte, indem man eine breite, steinerne Treppe hinunterstieg.

Hierselbst war ein kostbares Mahl bereitet, doch nur für eine Person gedeckt.

Der Magister lächelte dem Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg zu, welche ihn fragend anblickte, dann sagte er mit heiterem Blick:

„Ihr seid überrascht, edles Fräulein, daß ich Euch hierher

führe, wo Ihr so wenig klösterliche Einförmigkeit findet, als das düstere Aussehen des Gebäudes Euch befürchten ließ."

„Ich gestehe es, ja, ich bin erstaunt, und deshalb bitte ich Euch, mir dieses Räthsel zu lösen."

„Dies soll geschehen, doch vorerst lasset uns gemüthlich dem Abendessen, welches unserer wartet, zusprechen."

„Es ist nur für eine Person gedeckt, die zweite ist also so entbehrlich, wie das fünfte Rad am Wagen, erlaubt daher, daß ich mich entferne, oder es mir auch an einem Glase Wein genügen lasse."

„Das Eine wäre so thöricht als das Andere, denn wisset, man ißt und trinkt nur selten hier im Kloster, doch wenn es geschieht, so ist man gewöhnt, sich keinen Zwang anzuthun."

„Das glaube ich, und wenn ich nicht überzeugt wäre, durch die uns entgegenschallenden Stimmen, deren wüster Lärm bis in den Vorsaal hineindrang, so müßte ich es jetzt werden, da, wie ich sehe, man für die eine Person, für welche man gedeckt hat, Vorräthe aufthürmte und Körbe mit Wein herbeischleppte, als ob man ein Gastmahl zu geben beabsichtigte."

„Ihr seht also, edles Fräulein, daß man hier speist und trinkt, um sich zum etwaigen Fasten vorzubereiten; doch jetzt liegt es nicht in meiner Absicht, meinen Leib zu kasteien, sondern ich huldige dem Grundsatz:

„Wo für Einen gedeckt ist, werden auch Zwei satt werden, daher bitte ich Euch zu Tisch zu setzen und es Euch wohl schmecken zu lassen."

Der Magister zog zwei Sessel herbei, überreichte galant dem Edelfräulein die Schüssel, während er selbst sich eines umgekehrten Ritterschildes als Teller bediente, ohne daß dieser Mangel eines passenden Geschirres seinen Apetit irgendwie beeinträchtigte.

Beide saßen an der Tafel und sprachen der Speise und noch mehr dem guten Weine nach besten Kräften zu, ohne daß ein Wort gewechselt wurde.

Der Ton einer Glocke durchzitterte das ganze Haus, worauf

sich der Magister von seinem Platze erhob und langsam der Thür zuschritt.

Die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg wollte ihm folgen, doch der Magister ersuchte sie, sich in den Freuden der Tafel nicht stören zu lassen, da er sie herbeirufen werde, wenn ihre Gegenwart erforderlich sei.

Die Edeljungfrau ließ sich die Weisung des Magisters gern gefallen und nahm wieder an dem Tisch Platz.

Sie sprach dem Weine mit einem Muthe zu, der einem deutschen Ritter Ehre gemacht hätte und verleugnete in diesem Genusse ganz ihr Geschlecht.

Mehrere Stunden hatte sie sich dem Genusse ungestört überlassen, so daß ihre Augenlider schwer wurden und sie sich nach einem Platze umschaute, wo sie gemächlich ihre müden Glieder ausstrecken konnte.

Ein schmales aber sehr langes Ruhebett zog sich an den Seiten des Saales hin, und schnell entschlossen, ergriff sie einen Mantel, den der Magister über einen Stuhl gehängt hatte, rollte denselben zusammen und gebrauchte ihn als Kopfkissen.

Es dauerte nicht lange, bis sie in einen tiefen Schlaf versunken war, und der Magister Eusebius bemerkte bei seiner Rückkehr, daß sie für diese Nacht unzurechnungsfähig sei und er nicht befürchten brauche, von ihr in irgend einer Weise behindert zu werden.

Sie hatte die schweren Holzschuhe abgestreift und das Beinkleid war etwas in die Höhe gerutscht und ließ die vollen Formen ihres Beines erkennen, aber Magister Eusebius blieb für diese entschleierten Reize unempfindlich.

Ein spöttisches Lächeln umzog seine Lippen, als er die Edeljungfrau so daliegen sah, er betrachtete sie lange mit forschenden Blicken, dann rief er einige Diener herbei, die so geräuschlos als möglich die Tafel abräumten, und den Tisch sowie die beiden Sessel, die das ganze Meublement des Zimmers ausmachten, hinaustrugen.

Alles wurde entfernt, selbst die Gemälde wurden von der Wand genommen, so daß das Zimmer völlig leer war.

Als dies geschehen war, entfernte sich auch Magister Eusebius wieder.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg die Augen aufschlug.

Sie warf erstaunte Blicke um sich, denn sie konnte sich nicht erklären, wie sie hierher kam.

Das Zimmer hatte eine ganz veränderte Gestalt angenommen, sie erinnerte sich dunkel, am verflossenen Abend an einer behaglichen Tafel geschwelgt zu haben, doch jetzt war hiervon keine Spur mehr zu erblicken.

Langsam erhob sie sich, obgleich sie vollkommen ermuntert war, sie trat an das vergitterte Fenster und es dünkte ihr, sie wäre in einem Gefängnisse.

Sie schaute im ganzen Gemache umher und fand auch nicht ein einziges Möbel. Die kahlen Wände starrten ihr entgegen, sie versuchte es die Thür zu öffnen, doch vergebens, sie war verschlossen.

Unwillkürlich suchte sie nach ihrem Dolche, doch die Stelle, wo sich derselbe nach ihrer Meinung befinden mußte, war leer.

Sie war in der gleichen Lage, in welche der Ritter von Dyskirchen durch sie versetzt worden war, denn als sie in die weiten Taschen ihrer Beinkleider fuhr, konnte sie darin auch nicht die geringste Spur der kleinsten Kupfermünze entdecken.

Ritter von Dyskirchen befand sich im Vergleich mit ihr noch in einer beneidenswerthen Lage, denn wenn er zum Fenster hinaussah, so boten sich doch nicht gleich Eisenstäbe seinen Blicken dar, wenn er auch nur auf die Giebel der niedrigen Häuser der Nachbarschaft herabsehen konnte.

Die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg schlug mit den Fäusten gegen die Thür, doch blieb sie lange Zeit ungehört, und

erst als sie wüthend einen ihrer Holzschuhe ergriff und gegen die Thür schleuderte, wurde eine kleine Klappe in derselben geöffnet und ein ihr völlig fremdes Gesicht zeigte sich ihr.

Der Hereinschauende sah mit ausdruckslosen Blicken auf die Edeljungfrau herab, welche soeben ihren zweiten Holzschuh ausgezogen hatte und mit aller Macht gegen die Thür schleuderte.

Auch durch diesen Lärm wurde ihr Beobachter nicht aufgeschreckt, sondern mit schweigsamer Ruhe blickte er, ohne nur eine Muskel des Gesichts zu verziehen, auf das erregte Edelfräulein herab, so daß diese außer sich und mit wuthentbrannter Stimme ihm zuschrie:

„Oeffnet, ich will hinaus, oder bei Gott, ich zerschmettere Euch den Hirnschädel und sollte ich gezwungen sein, hier Alles zu zerbrechen."

Der stumme Beobachter schüttelte mit dem Kopfe, indem er einen bezeichnenden Blick umher warf.

Die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg folgte seinen Augen und erinnerte sich durch den Augenschein, daß auch nicht ein einziges Möbel in dem ganzen Zimmer vorhanden war.

Wie eine Hyäne sprang sie auf die Thür zu, ergriff ihre Holzschuhe und schleuderte sie nach der Oeffnung, so daß sie dem schweigenden Beobachter an den Kopf geflogen wären, wenn dieser nicht alle Vorsicht gebraucht hätte, doch so verfehlte das improvisirte Wurfgeschoß sein Ziel und fiel mit lautem Gepolter zur Erde zurück.

„Ihr seid noch zu erregt," sagte er mit äußerster Ruhe und Gelassenheit, „ich rathe Euch, edles Fräulein, gelindere Saiten aufzuspannen, wenn Ihr auf irgend eine Frage Bescheid zu haben wünscht."

„Ich will hinaus," wiederholte das Edelfräulein, „und sollte ich ein ganzes Dutzend Holzschuhe Euch an den Kopf werfen müssen, um Euren harten Schädel einzuwerfen."

„Ihr vergesset in Eurem Zorn, daß Ihr nur zwei Beine habt und Euch daher nicht mehr als ein einziges Paar zur Ver-

fügung steht, ich müßte also schon, um Eurem Wunsch zu genügen, Euch noch zehn Stück herbeischaffen und dazu habe ich weder Zeit noch Lust. Wenn Ihr Eure Ruhe wieder gefunden habt, edles Fräulein, so pochet bescheidentlich an die Pforte und ich werde mich gerne herbeilassen, so weit ich es vermag, alle Eure Wünsche anzuhören."

Die Klappe in der Thür schloß sich wieder und das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg mochte im Zimmer herumrasen so viel sie wollte, Niemand zeigte sich.

Sie klopfte mit den Fäusten gegen die Thür, sie zog ihre Holzschuhe wieder an und stieß mit den Füßen gegen dieselbe, daß es dröhnte, doch Alles war vergebens, und endlich warf sie sich erschöpft auf das Ruhebett nieder.

Als sie sich wieder erhob, war sie nicht im Geringsten ruhiger geworden, doch sie hatte es erfahren, daß die Ausbrüche ihrer Wuth zwecklos an der Ruhe des Pförtners abglitten, daher verschloß sie ihren Zorn in ihrem Busen und pochte bescheidentlich an die Pforte.

Kaum war ihr leises Klopfen vertönt, als die Klappe in der Thür wieder geöffnet wurde.

Ihr Wächter steckte den Kopf hindurch und schaute lächelnd auf die Edeljungfrau nieder, deren Busen auf- und niederwogte und deutlich verrieth, daß der Zorn sich noch nicht in ihrem Innern gelegt hatte.

„Da seid Ihr ja," rief sie mit überquellender Stimme aus, „werdet Ihr mir endlich Antwort geben?"

„Gewißlich, edle Jungfrau, wenn Ihr mich mit aller Ruhe befragen werdet, so werde ich Euch ebenso ruhig und gelassen antworten."

„Werdet Ihr mir denn auch auf alle meine Fragen Bescheid geben?"

„Ja, denn es ist mir nicht untersagt, Euch auf alle Fragen zu antworten, ich bin in der angenehmen Lage, mich mit Euch so offen, als Ihr es nur immer wünschen könnt, zu unterhalten, zu-

mal es mir nicht an Zeit fehlt und ich ungetheilt Euch allein dieselbe widmen kann."

„Lasset das Geschwätz," erwiderte die Edeljungfrau unwirsch, „und saget mir offen, warum man mich meiner Waffen und meines Geldes beraubt hat."

Bei dieser Frage stampfte die Edeljungfrau mit dem Fuße.

Anstatt zu antworten, sagte der Pförtner lächelnd, indem er seinen Kopf zurückzog:

„Ihr seid noch nicht ruhig genug und nicht in der Stimmung eine gemüthliche Unterhaltung mit mir zu pflegen, daher muß ich Euch ersuchen, ein anderes Mal anzupochen, wenn Ihr Euren ungerechten Zorn ganz besänftigt habt."

Die Klappe in der Thür wurde wieder geschlossen, das Edelfräulein war allein mit ihrem Zorn, der in seiner ganzen Heftigkeit losbrach, sie polterte mit Händen und Füßen gegen die Thür, doch diese blieb verschlossen, Niemand hörte sie.

Sie rief laut, sie klatschte in die Hände, raste im Zimmer auf und nieder, doch Alles blieb stumm.

Sie hatte es ganz vergessen, daß sie sich ruhig verhalten müsse, um Gehör zu finden.

Sie weinte bitterlich, warf sich klagend und die ganze Welt verwünschend auf das Ruhebett und grub ihr Gesicht in den Mantel, der ihr während der Nacht als Kopfkissen gedient hatte.

Die Sonne stand im Süd, und da sie nicht gewohnt war zu fasten, so stellten sich auch neben den Schmerzen des Geistes, die irdischen Bedürfnisse der menschlichen Natur ein.

Der Magen verlangte ungestüm nach Nahrung, Hunger und Durst peinigten sie.

Sie stand auf und pochte leise an die Thür.

Die verhängnißvolle Klappe ging auf und der Pförtner fragte gelassen:

„Was steht Euch zu Diensten, edles Fräulein?"

„Speise und Trank," rief sie mehr als überlaut, „oder wollt Ihr Unmenschen mich elendiglich umkommen lassen?"

„Ihr seid noch nicht in der Stimmung, edles Fräulein, zu speisen, geschweige denn mit mir eine gemüthliche Unterhaltung zu führen, daher bitte ich Euch dringend, mich nicht weiter zu stören, so lange der Dämon des Zornes Euer Gemüth beherrscht."

Der Pförtner wollte sich wieder zurückziehen, doch die stolze Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg beugte ihren harten Sinn, fiel auf die Kniee nieder und streckte die Arme flehend nach ihrem Wächter aus.

Dieser fühlte seine Brust von Mitleid und Erbarmen erregt, er reichte ihr einen Krug Wein und einen in kleine Stücke zerschnittenen Laib Brod und ebenso zubereiteten Wildbraten.

„Nehmet," sprach er, „dies sei Euer Mahl, und wenn Ihr dasselbe beendet habt, oder es Euch drängen sollte, mit mir in gelassener Weise zu sprechen, so bedarf es nur eines leisen Zeichens von Euch und ich werde allsogleich zur Stelle sein."

„So reicht mir ein Messer und eine Gabel."

„Solche Dinge führen wir eigentlich nicht, da unser Tisch nur selten denen der Ritter gleichkommt, doch der Magister Eusebius hat diesen Fall vorgesehen, und um Euch zu Willen zu sein und um allen Euren Wünschen zu genügen, hat er solche Instrumente für Euch zurückgelassen."

Bei diesen Worten reichte der Pförtner der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg ein kleines Päckchen hinein, worauf er sich zurückzog und die Klappe hinter sich einschnappen ließ.

Das Edelfräulein wickelte die in einem Tuche eingeschlagenen Gegenstände aus und erblickte ein Messer von Horn und eine eben solche Gabel, deren Zinken abgestumpft waren.

„Was soll diese Vorsicht?" rief sie ingrimmig aus, „wenn ich mich tödten wollte, so genügte ein Scherben des Tellers oder des Kruges, und fast hätte ich Lust, mich umzubringen, nur, um meinen Feinden zu beweisen, daß ihre Vorsichtsmaßregeln völlig nutzlos sind."

Als sie so sprach, wollte sie den Teller zerbrechen, doch alsbald fand sie, daß dieser von Holz sei, ebenso der Krug, dem man

nur durch einen grauen Anstrich die Farbe des Steines gegeben hatte.

Sie lächelte bitter und sprach zu sich selber:

„Der Magister Eusebius denkt an Alles, wie konnte ich auch vermuthen, daß er so unbesonnen sein würde, mir eine Waffe in die Hand zu geben, die ich ebenso gut, als ich sie gegen mich selbst zu kehren vermöchte, auch gegen Andere richten könnte."

Die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg ließ eine geraume Weile verstreichen, dann aber aß sie mit wahrem Heißhunger und leerte den Krug Weines in vollen Zügen.

Der Wein ließ zwar in Betreff seiner Güte viel zu wünschen übrig, doch mundete er der schier verdurstenden Edeljungfrau herrlich und dünkte ihr besser als der kostbarste Nektar.

Nach Verlauf einer halben Stunde fand sie sich gekräftigt und in der Stimmung, mit dem Pförtner zu reden.

Ihr Zorn war natürlich nicht gemildert, aber sie verschloß ihn in sich und ein verbissener Grimm war an die Stelle des ohnmächtigen Lärmens und Tobens getreten.

Sie pochte leise an und alsbald wurde nicht die Klappe in der Thür, sondern diese selbst geöffnet, und herein trat ihr Wächter, welcher auch nicht eine einzige sichtbare Waffe an sich trug.

Ein Diener folgte ihm, welcher einen kleinen runden Tisch und zwei Sessel auf Geheiß des Pförtners hereinbrachte, und stellte sich dann als Wache vor der Thür auf, indem er dieselbe hinter sich zuzog.

Als der Pförtner sich nun mit dem Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg allein befand, hub er mit leise flüsternder Stimme an:

„Es freut mich, edles Fräulein, daß Ihr endlich die ruhige Stimmung des Gemüths wiedergefunden habt, die nothwendig ist, um die Vergangenheit ruhig zu bedenken und für die Zukunft einen nicht übereilten Entschluß zu fassen."

„Ihr habt mich genugsam gebändigt und den Trotz des Löwen gezähmt und mehr geleistet, als ich jemals für möglich hielt."

Der Ton, in welchem das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg diese Worte sprach, war überreizt, kreischend und ein Anflug von leichtem Spotte war ihm nicht fern, so daß der Wächter abermals den Kopf schüttelte, und mit gedämpfter Stimme zu ihr sprach:

„Leider sehe ich, daß ich meine Aufgabe nicht so ganz wie ich es wünschte, gelöst habe, denn Ihr seid im Begriffe, wieder eifrig zu werden, und lauter zu sprechen, als es gerathen wäre. Die Wände haben hier Ohren und unsere Unterhaltung soll nicht hinausposaunt werden in die weite Welt, sondern ein Geheimniß zwischen uns Beiden bleiben, ich muß Euch daher bitten, nur im Flüsterton mit mir zu sprechen."

„Und wenn ich es nicht thäte?"

„So müßte ich Euch verlassen und die Zeit abwarten, bis Ihr geneigt seid, in Ruhe mit mir zu sprechen."

Bei diesen Worten war der Pförtner im Begriff aufzustehen und das Zimmer zu verlassen, aber die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg trat ihm in den Weg und sagte leise zu ihm:

„Ich bin so ruhig, als Ihr es wünschet, werdet Ihr mir nun auf meine Fragen Bescheid geben?"

„Ich bin bereit dazu, also fraget."

„Wie komme ich hierher und was ist eigentlich mit mir vorgegangen?"

„Der Magister Eusebius hat Euch hierher gebracht, und sich dann mit Euch den Freuden der Tafel überlassen, dann habt Ihr ein wenig geschlafen, was der Magister Eusebius lebhaft bedauerte, da er ohne Euch abreisen mußte."

„Wie, der Magister Eusebius ist nicht mehr hier," unterbrach ihn das Edelfräulein lebhaft.

Sie vergaß bei diesem Ausrufe ganz ihre Stimme zu dämpfen, was ihr von dem Pförtner einen Verweis zuzog, indem er mit gebietender Stimme zu ihr sprach, aber Sorge trug, daß seine Worte nur ihr Ohr erreichten:

„Ihr werdet mich zwingen, Euch zu verlassen, wenn Ihr den

Namen des Magisters Eusebius so laut ausrufet, daß auch die Klosterknechte diesen Namen erschallen hören."

„Nein, nein," flüsterte die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg besorgt, indem sie beide Hände ängstlich auf ihren Busen preßte, gleichsam als wollte sie das Schlagen ihres Herzens gewaltsam niederkämpfen, „ich werde Euch nie mehr Veranlassung geben, mir Ruhe anzuempfehlen, sondern mich der Gewalt fügen, und schweigend alles das über mich ergehen lassen, was Ihr für gut befindet über mich zu verfügen, sprechet jetzt, ich bin bereit zu hören, und mich wie eine Sclavin unter Eure Füße treten zu lassen."

„Einen sclavischen Gehorsam verlangt der Magister Eusebius von Euch nicht, edles Fräulein, und Ihr sollt aus freier Entschließung die thörichte Liebe aufgeben, die Euer Herz bestrickt."

„Was meint Ihr mit thörichter Liebe," fragte die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg betroffen.

„Es sollte Euch doch nicht schwer fallen, dies zu errathen, da Ihr gewiß ohne das Einschreiten des Magisters Eusebius niemals aufgeben würdet, der edlen Frau Marie von Hartenfaust ihren Eheherrn abdringen zu wollen."

„Wollt Ihr da hinaus?" rief das Edelfräulein mit donnernder Stimme, nie und nimmer soll Euch dies gelingen!"

Der Pförtner stand auf, doch die Edeljungfrau, weit entfernt, ihn zum Bleiben zu nöthigen, stürzte sich mit rasender Gewalt auf ihn, die Sanftheit der Taube, die sie erheuchelte, war gewichen, und das gewaltsam niedergehaltene Blut der gereizten Tigerin, der man ihr Junges zu entreißen droht, erwachte wieder.

Mit einer Stärke, die sonst ihrem Geschlecht nicht eigen zu sein pflegt, umklammerte sie den Pförtner, und machte den Versuch, ihn zur Erde zu werfen.

Einen Augenblick strauchelte er, doch dann stand er so straff wie ein Eichbaum, der jedem Sturme trotzt.

Vergebens hatte die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg versucht, unter sein Wamms zu fahren, wo nach ihrer Meinung

ein Dolchmesser sich befinden mußte, doch der Platz war leer und lächelnd öffnete der Pförtner selbst sein Wamms, nachdem er das Edelfräulein von sich abgeschleudert hatte.

„Wie Ihr seht," sprach er, „habe ich nicht im Sinne, mich von Euch ermorden zu lassen, oder Euch mit blanker Waffe auf den Leib zu rücken, denn nur ohne Anwendung von solchen gewaltsamen Zwangsmaßregeln will Magister Eusebius seinen Zweck erreichen."

„Sagt mir, wo ist Magister Eusebius," fragte sie wild aufbrausend.

„Er geleitet den Ritter von Dyskirchen ins Ungarland, wo er in einem Kloster seine rechtmäßige Gemahlin wiederfinden wird. Ihr Besitz soll ihm werden, wenn er Eurer vergessen haben wird."

„Ich werde ihn nicht daran behindern, da es mir fern liegt, ihm jemals Erhörung schenken zu wollen."

„Magister Eusebius weiß es, daß Ihr den Ritter von Dyskirchen nur als Werkzeug betrachtet, mittelst welchem Ihr die Befriedigung Eurer unkeuschen Liebe zu dem Ehegemahle der Edelfrau Maria von Hartenfaust erstrebtet, und welches Ihr nicht nur wie ein zerbrochenes Stück Eisen aus der Hand warfet, sondern sogar noch so weit ginget, ihn dem Opfertod Preis zu geben, um dadurch Eurem strafwürdigen Ziele näher zu kommen."

„Wenn Ihr mir Moralpredigten halten wollet, so habt Ihr Eure Zeit schlecht gewählt, denn ich bin nicht gewillt, dergleichen anzuhören."

Der Pförtner erhob sich, begrüßte das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg ehrerbietig, und schritt zum Zimmer hinaus, indem er zu ihr sagte:

„Bin ich nicht so glücklich gewesen, die Stunde zu treffen, wo Ihr gewillt seid, meinen Worten Gehör zu schenken, so werde ich zu einer gelegeneren Zeit wiederkommen."

Das Edelfräulein wollte ihn zurückhalten, doch ihr Stolz sträubte sich gegen solche Erniedrigung.

Ohne den Pförtner noch eines Blickes oder einer Antwort zu

würdigen, kreuzte sie ihre Arme über die Brust und wandte ihm den Rücken, dieser dagegen schien ihren Unmuth gar nicht zu bemerken und mit der unverwüstlichen Ruhe, die ihm eigen war, und die ihn in allen seinen Handlungen kennzeichnete, verließ er mit langsamen und abgemessenen Schritten das Gemach, dessen Thüre er hinter sich zuzog.

Das Knirschen des Schlüssels belehrte die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg alsbald wieder, daß man sie eingeschlossen hatte und sie eine Gefangene war.

Sie hörte, wie die Riegel von Außen vorgelegt wurden, wodurch ihre verhaltene Wuth aufs Neue emporloderte.

Gleichsam als wollte sie ihre Kräfte erproben, zerschmetterte sie einen der Sessel an der Ausgangspforte, der zweite flog gegen das Fenster, dessen Scheiben in Splittern in den Hof hinabfielen.

Das Glas hatte aber die Gewalt des Wurfes gemildert, so daß der Sessel, welcher mit Heftigkeit geschleudert worden war, mit gebrochener Kraft an die Gitterstäbe anprallte.

Hierdurch blieb er ganz und mit allen vier Beinen fiel er unversehrt auf den Boden des Gemaches zurück.

Das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg erkannte zu spät das Thörichte ihres Beginnens, und auch, als sie leise an die Thüre pochte, um den Pförtner wieder herbeizurufen, blieb diese verschlossen, nicht einmal die Klappe in derselben wurde geöffnet, um nach ihrem Begehr zu fragen.

Ermüdet und ermattet von ihren fruchtlosen Versuchen sich Gehör zu erzwingen, warf sie sich verzweifelnd auf das Ruhebett, welches an der Wand stand, nieder, und vergrub ihr Gesicht unter dem Mantel, welchen ihr Magister Eusebius zurückgelassen hatte.

Sie schloß gewaltsam ihre Augen, doch vermochte sie den Schlaf nicht zu finden, denn sie war zu erregt, ihr Blut durchtobte ihre Adern, und wogte hin und wieder, so daß es in den Nerven ihres Gehirnes zitterte, als hätte die wilde Jagd daselbst gehaust.

Es war ein düsterer Abend, kein Stern leuchtete an dem mit

Wolken bezogenen Himmel, da ging die Thüre auf und herein trat der Pförtner, gefolgt von einem Manne, der in ganz scharlachrothem Tuche gekleidet war.

Hinter ihnen trat ein Diener ins Zimmer, welcher auf zierlichen Tabletten gebratenes Wildpret und verschiedene Pokale mit Wein trug.

Es dauerte nicht lange, so erglänzte der Saal im Kerzenschimmer.

Auf dem einzigen Sessel, der noch vorhanden war, nahm der Pförtner Platz, trank und speiste mit aller Gemüthlichkeit, während der Mann im rothen Mantel die Arme übereinandergeschlagen, schweigend in einer Ecke des Zimmers stehen blieb, und offenbar die Befehle des Pförtners erwartete.

Das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg sah mit Erstaunen auf die Dinge herab, die sich ereigneten, endlich faßte sie Muth, erhob sich von dem Lager, auf welchem sie noch ausgestreckt lag, und trat an den glänzend erleuchteten Tisch heran, indem sie den Pförtner mit ihrer volltönenden Stimme fragte:

„Warum speiset Ihr allein, ist es Euch nicht erwünscht, daß man an Eurem Mahle theilnehme?"

„Ich hätte Euch aufgefordert, edles Fräulein, mir Gesellschaft zu leisten, doch ich sehe, daß Ihr den Sessel, der Euch jetzt zum Sitzen dienen könnte, zerbrochen habt, so daß ich auf Eure Gesellschaft verzichten muß, da ich doch nicht hoffen darf, daß eine Dame von so edler Geburt und von so hohem Stande, wie Ihr es seid, die Abendmahlzeit stehend verzehren wird."

Unwillig stampfte das Edelfräulein mit dem Fuße, dann fragte sie entschlossen:

„Ist es erlaubt, von Eurer Tafel einen Becher Wein, ein Stück Fleisch und einen Bissen Brod hinwegzunehmen?"

Der Pförtner nickte schweigend, worauf das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg mit angeborener Grazie einige Speisen vom Tische nahm und auf das Ruhebett legte; sie kniecte auf den Fußboden nieder und aß und trank nach Bedürfniß.

Als das Mahl beendet war, erhob sich der Pförtner, schritt

zur Thür hinaus, indem er mit fester Stimme zu dem Edelfräulein sprach:

„Ihr habt meinen Rathschlägen nicht Folge geleistet, Ihr seid daher Eurem Geschicke verfallen, da Ihr Euch der Nothwendigkeit nicht fügen wollt, auf den Besitz des Ritters Erhardt von Hartenfaust zu verzichten. Ihr wollt meinen Worten nicht hören, so wird denn der Rothmantel Euren harten Sinn zu beugen suchen, was der ruhigen Ueberredung nicht gelungen ist, mag mit Gewalt erreicht werden.“

„Wer ist der Mann im rothen Mantel, der sein Gesicht ganz unter seinem ledernen Hute versteckt hält, so daß man sein Antlitz nicht sehen kann?“

„Fraget ihn selbst, er wird Euch Antwort geben.“

Bei diesen Worten ging der Pförtner hinaus und zog die Thür hinter sich zu.

Als das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg und der Mann im rothen Mantel allein im Zimmer waren, trat der Letztere in die Mitte desselben, so daß ihn der Schimmer der Kerzen voll beleuchtete.

Mit sichtlichem Erstaunen trat das Edelfräulein zurück, als wäre sie von einem giftigen Insekt berührt worden, sie konnte einen Ausruf des Schreckens nicht unterdrücken und rief entsetzt aus:

„Ha, Ihr seid es Claus?“

„Wie Ihr sehet, edles Fräulein, und jetzt hoffe ich glücklicher zu sein, als vordem, denn keine Macht der Erde wird Euch jetzt meiner Gewalt entreißen.“

Die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg ergriff ein Messer, welches der Pförtner auf dem Tische hatte liegen lassen, und setzte die Spitze desselben auf ihre Brust, indem sie einen Schritt zurücktrat und zu Claus in entschlossenem Tone sprach:

„Waget es, mich anrühren zu wollen und Ihr werdet die Genugthuung haben, einen blutigen Leichnam zu Euren Füßen liegen zu sehen.“

„Eure Worte machen Euch alle Ehre, und jeder Andere als

ich, wäre sicherlich geneigt, Euren heldenmüthigen Entschluß zu bewundern, aber an mir gleitet Eure Drohung nutzlos ab, wie ein Tropfen Wasser an einer mit Fett getränkten Lederhaut."

Die Blicke der Edeljungfrau leuchteten ob dieser frechen Aeußerung des Claus in hellem Zorne auf und wie eine Katze sprang sie an ihn heran und stieß mit dem Messer nach ihm, was aber keine andere Wirkung hatte, als daß sie den Mantel durchlöcherte und die Klinge nahe an dem Griffe abbrach.

„Ha!" rief sie wuthentbrannt aus, „welche Hexenkünste sind angewendet worden, um die Klinge also abzubrechen?"

Claus lächelte höhnisch, indem er seinen Mantel zurückwarf.

Vor der Edeljungfrau stand nun ein Mann, an dessen blutiger Beschäftigung sie keinen Augenblick mehr zweifeln konnte. Sie erbebte, als sie ihn so mit triumphirender Miene dastehen sah.

„Was wollt Ihr von mir?"

„Nichts Weiteres als Euren schönen Leib, denn ob Ihr wollt oder nicht, Ihr seid mir verfallen und jedenfalls werde ich Euch das schöne Haupt vom Rumpfe abschlagen, wenn Ihr thöricht genug seid, Euch meinem Willen zu widersetzen."

„Ich sterbe, Ungeheuer, aber niemals werde ich Euch gehören, eher will ich mich dem Tode vermählen, als in Euren Armen das herrlichste Dasein zu gewärtigen."

„Das könnt Ihr haben, wie Ihr wollt, edles Fräulein," entgegnete Claus grinsend, indem er auf das breite Richtschwert, welches an seiner Seite hing, hindeutete, und die halbmondförmig gebildete Axt, die er unter seinem Mantel verborgen hielt, mit großer Genugthuung hervorholte, dann fuhr er fort:

„Es wäre gewiß schade, wenn Euer schönes Haupt unter meinen gewaltsamen Streichen erliegen müßte, aber gegen den Strom schwimmen zu wollen, wäre eine Unklugheit meinerseits, die Ihr mich nicht für fähig erachten könnt, da von Euch mir der Grundsatz mehr als einmal eingeprägt wurde, daß man sich stets den Zeitumständen fügen müsse."

„Ha! also Ihr wollt mich ermorden, Claus?"

„Ich will es nicht, edle Jungfrau, aber wenn ich es thun muß, so würde ich selbst dieses Opfer den Zeitumständen bringen, da ich nicht die Absicht habe, gegen den Strom zu schwimmen. Käme es auf meinen Willen an, edle Jungfrau, so seid versichert, daß ich Euch lieber zum Brautbett als zum Henkerblock führen würde."

„Beides wäre für mich gleichbedeutend, denn ehe ich Eure Umarmungen erdulden würde, stürzte ich mich lieber freiwillig in den Tod."

„Es thut mir um Eurer selbst willen leid, daß Ihr diesen Entschluß gefaßt habt, der mich zwingt, gegen Euch Gewalt zu brauchen."

Schnell wie der Blitz hatte Claus sein Schwert gezogen, und ehe die Jungfrau auszuweichen vermochte, durchbohrte sie die Spitze des Schwertes.

Sie brach röchelnd zusammen. Ein Blutstrahl färbte den Boden.

Claus beugte sich über sie, um ihren letzten Athemzug zu vernehmen, doch die Edeljungfrau nahm alle ihre Kräfte zusammen, sie umklammerte in ihrem Todeskampfe den Hals ihres Mörders mit krampfhafter Gewalt, dann bemächtigte sie sich des Dolches, der an seiner Seite hing, und stieß damit wild um sich, indem sie ausrief:

„Fahret zur Hölle, elender Verräther, Ihr sollt mit mir sterben!"

Claus hatte Mühe, die Streiche des Edelfräuleins Clotilde von Waldportsburg, die in unnatürlicher Weise aufeinander folgten, von sich abzuwehren, er wandte den Kopf hin und her, doch plötzlich stieß er einen furchtbaren Schrei aus und taumelte zurück.

Die Spitze des Dolchmessers war ihm in das rechte Auge gefahren, dann quer über die Nase hinweggerutscht, so daß der Dolch auch noch das andere Auge in so furchtbarer Weise verletzte, so daß es augenblicklich der Sehkraft beraubt wurde.

Die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg hörte den Schrei

des Claus, der ihr wie die lieblichste Musik in die Ohren gellte. Sie hatte wohl ihren Wunsch erfüllt, denn sie gedachte ihm einen tödtlichen Streich zu versetzen, und frohlockend rief sie aus:

„Ich fühle, daß ich sterben muß, doch in der Hölle sehen wir uns wieder."

Dieser unchristliche Wunsch schwebte noch auf ihren Lippen, als der Tod seine Beute ergriff und ihr Herz für diese Welt aufhörte zu schlagen.

Claus befand sich mit der Ermordeten allein und in einer bei weitem bedauernswertheren Lage als diese; denn seiner Sehkraft beraubt, taumelte er im Zimmer umher, sobald er sich auf seine Füße erhob.

Die schrecklichen Wunden, die er erhalten hatte, bluteten sehr stark, jedoch schmerzten sie ihn weniger, als sie ihn mit grenzenloser Angst erfüllten.

Sein Jammern und Klagerufen verhallte ungehört, da er in seiner furchtbaren Aufregung vergaß, das verabredete Zeichen zu geben.

Nach einer geraumen Weile trat Pater Augustinus, begleitet von dem Pförtner, in den Vorsaal, indem er zu diesem sprach:

„Ich glaube, mich mit dem Magister Eusebius in Uebereinstimmung zu befinden, wenn ich Zwangsmaßregeln bei dem Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg in Anwendung bringe, da Ihr mir die Versicherung gebt, daß alle Eure Ueberredungskünste vergebens waren."

„Ueberzeugt Euch selbst, sie rast und tobt wie eine Wilde, so daß ich, Eurer Weisung gemäß, von dem letzten Mittel Gebrauch gemacht und ihr den Henker auf den Hals geschickt habe."

Beide traten durch die geöffnete Thür in das Gemach und wichen unwillkürlich einen Schritt zurück, als sie der Scene, die sich hier ereignet hatte, ansichtig wurden.

Die Edeljungfrau war todt, der Henker rutschte von einem Winkel in den andern und stieß die herzzerreißendsten Jammer- und Klagetöne aus, indem er ab und zu die Worte ausrief:

„Ha, ich bin geblendet, ich sehe nichts mehr, vor meinen Augen ist es tiefe Nacht!"

Pater Augustinus trat entschlossen auf den Henker zu, doch als er das von Blut überströmte Antlitz desselben gewahrte, rief er erstaunt aus:

„Was ist hier geschehen, was hat sich zugetragen?"

Claus vermochte nicht zu antworten, doch er taumelte auf den Pater Augustinus zu und ergriff krampfhaft dessen ausgestreckte Hand, indem er laut schluchzend ausrief:

„Sie hat sich gerächt, ich bin geblendet!"

Pater Augustinus benetzte einen Schwamm mit Branntwein und wusch die klaffende Wunde des Claus aus, welcher bei dieser Berührung seiner schmerzhaften Wunde ohnmächtig zusammenbrach.

Wie die Untersuchung den Pater Augustinus belehrte, waren die Wunden durchaus nicht tödtlich, nicht einmal von einer solchen Bedeutung, daß sie lange Zeit zu ihrer Heilung bedurften. Nichtsdestoweniger mußte er sich aber eingestehen, daß das Licht der Augen unwiederbringlich verloren sei.

Als das Antlitz des Henkers vom Blute gesäubert war, erkannte er den Claus und betroffen wandte er sich zu seinem Begleiter, der ebenso erstaunt als er selbst die Züge des Ohnmächtigen betrachtete.

„Wie kommt dieser Mensch hierher?"

„Ich kenne ihn nicht und habe dieses Antlitz nie gesehen, ich weiß es nicht."

Ein leises Pochen an der Thür ließ sich vernehmen, welches oftmals wiederholt wurde, ehe man es hörte.

„Man klopft," sagte der Pförtner, „ich werde den Klosterdiener, der sich auf Euer Geheiß in das Henkergewand einhüllen mußte, herbeirufen, er vermag vielleicht uns über diese räthselhafte Erscheinung dieses Mannes Aufklärung zu geben."

Die Thür des Gemaches wurde geöffnet und herein stürzte der Klosterdiener, indem er mit beiden Händen eine Rolle Gold von sich warf.

Das Aussehen dieses Mannes war im vollsten Sinne des Wortes Entsetzen erregend, er war so bleich wie der Tod, und stürzte zu Boden, indem er das Gold verwünschte, welches ihm der elende Claus in die Hände gedrückt hatte, um für eine Stunde den Henkersknecht spielen zu dürfen.

„Was ist Euch, was habt Ihr gethan und wer ist dieser Mensch?"

„O, helft mir, ich sterbe," war die ganze Antwort, die der Klosterknecht zu geben vermochte, und es bedurfte erst geraumer Zeit, ehe es den gebietenden Worten des Paters Augustinus gelang, aus ihm eine zusammenhängende Schilderung des Vorfalles herauszubringen.

Diese lautete:

„Der Mensch dort, den die Strafe Gottes ereilt zu haben scheint, schlich schon einige Tage dem Magister Eusebius nach und sah ihn oftmals hier eintreten; heute Nacht paßte er den günstigen Augenblick ab, wo ich die Außenpforte öffnete, er kam auf mich los und versprach mir, mich das untrügliche Hexenmittel Wiens kennen zu lehren, welches Magister Eusebius als Geheimniß in seiner eigenen Brust verwahre und wodurch es ihm gelänge, das unedelste Metall in pures Gold zu verwandeln. Es ist Euch bekannt, ehrwürdige Herren, daß wir Diener vor Begierde brennen, das Geheimniß kennen zu lernen, welches der Magister Eusebius uns so sorglich verbirgt und wodurch es ihm gelingt, eine solche Herrschaft, wie er sie ausübt, zu erringen."

Der Pförtner lachte hell auf und rief verächtlich aus:

„Meint Ihr denn, daß nur schnödes Gold dem Magister Eusebius seine Würde und Oberhoheit verleiht?"

Der Klosterknecht blickte mit Verwunderung auf den Bruder Pförtner, der so nichtachtend vom Golde sprach, welches nach seiner Meinung den Inbegriff alles nur Wünschenswerthen ausmachte.

„Nicht Gold ist es," unterbrach ihn Pater Augustinus, „wonach wir streben, die irdischen Schätze haben wir bei Seite ge-

worfen und unser Thun und Trachten geht dahin, die Tiefe des allein seligmachenden Wortes Gottes zu ergründen."

„So ist jener Mensch ein Betrüger, er hat mich einweihen wollen in die Geheimnisse der schwarzen Kunst und mir selbst gezeigt, daß er Herr und Meister sei über die Geister, welche die Metalle, edle wie unedle, beherrschen. Das Hexenmittel Wiens sei untrüglich, so sagte er, indem er wenige Tropfen einer gelblichen Flüssigkeit auf ein Stück Blei, welches er aus seiner Tasche hervorzog, träufelte. Mit sichtlichen Augen habe ich bemerkt, wie das Blei sich in pures Gold verwandelte; er wollte es mir nicht überlassen, doch als ich in meinen Bitten immer dringender wurde, stellte er mir zur Bedingung, daß ich ihm an jedem Tage und zu jeder Zeit, sei es bei Tage oder bei Nacht, Eintritt in die Räume des Klosters gewähre. Noch schwankte ich in meinem Vorsatze, als ich die Weisung erhielt, mich zu der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg im Henkerkostüm zu begeben. Dieser Auftrag war mir in der Seele zuwider, doch wagte ich nicht, mich zu widersetzen. Der Fremde mochte mir meinen Widerwillen gegen diesen Befehl ansehen und er sagte zu mir: „Ueberlasset mir das Henkergewand und übt Euch unterdessen in der Kunst, aus Blei Gold zu machen." Halb und halb war ich entschlossen, ihm eine ablehnende Antwort zu geben, doch als er eine Rolle glänzenden Goldes aus der Tasche zog und vor meinen Augen ausbreitete, da war meine Bedenklichkeit überwunden. Wir wurden Handelseins und ich überließ ihm meinen Posten. Er warf sich in die Kleider des Henkers, gürtete das Richtschwert um und nahm das Henkerbeil zu seinen Händen, welches er sorglich unter dem rothen Mantel verbarg."

„Ein Gottesurtheil hat hier gewaltet, die Strafe des rächenden Armes hat den Frevler ereilt, das Edelfräulein ist nicht mehr, aber dem Mörder ist Zeit zur Buße geblieben, wenn er auch in ewiger Nacht umherwandeln muß."

Den Klosterknecht überfiel wiederum eine Art Starrkrampf, seine Augen verglasten, seine Kniee knickten ein, seine Hände ballten

sich krampfhaft, auf seinen Lippen zeigte sich ein blaugelber Schaum und er rief mit erregter Stimme, die deutlich seine Todesangst bekundete:

„Ich sterbe, ich sterbe, o helfet mir, das Gold war behext, ich fühle, wie der kalte Tod seine Hände nach mir ausstreckt, Fluch über das verwünschte Gold!"

Bei diesen Worten fielen die Augen des Klosterknechtes zu, seine Glieder wurden steif und kalt.

„Er ist todt," sagte der Pförtner in bestimmtem Tone zu dem Pater.

„Nein, er ist es nicht," entgegnete Pater Augustinus, der seine unbehandschuhte Hand auf die Brust des Unglücklichen legte, nachdem er das Wamms desselben geöffnet hatte.

„Das Herz des Unglücklichen pulsirt noch," fuhr er nach einer Weile fort, „wenn es auch nur langsam und schwach schlägt, daß ich kaum das Pochen desselben noch fühlen kann."

Claus kam aus seiner Ohnmacht wieder zu sich, wie die Jammer- und Klagelaute, die er ausstieß, bekundeten.

Pater Augustinus kniete nieder und sagte mit schneidender Stimme zu ihm:

„Was habt Ihr mit dem Klosterknechte gethan, der sich am Boden wälzt, und nahe daran ist, zu verscheiden? Ihr habt ihn gemordet!"

„So er noch nicht todt ist, werdet Ihr ihn zu retten vermögen; lasset ihn das Gold, welches er bei sich verborgen hat, wegwerfen, und flößt ihm von diesem Elixir etwa fünfzehn bis höchstens zwanzig Tropfen ein, und er wird sicher vom Tode gerettet sein."

Während Claus also sprach, griff er in seine Tasche und zog ein Fläschchen hervor, welches bis über die Hälfte mit einer goldgelben Flüssigkeit angefüllt war, deren scharfer Geruch das Zimmer erfüllte, sobald der Pater Augustinus das Fläschchen entkorkt hatte.

Er verlor keine Minute, sondern öffnete mit äußerster An-

strengung den krampfhaft geschlossenen Mund des verwundeten Klosterknechtes.

Er tröpfelte, wie ihm Claus geheißen hatte, fünfzehn Tropfen in den Mund des Unglücklichen.

Die sich zeigende Wirkung war überraschend; die erstarrten Glieder wurden wieder geschmeidig, eine lebhafte Röthe trat auf sein Antlitz; er hob seine Augen auf, deren Blicke nichts Starres mehr an sich hatten, ein tiefer Seufzer entstieg seiner gepreßten Brust; ihm war es, als kehre er von jenseit des Grabes wieder zum Leben zurück.

Sein Erinnerungsvermögen erhellte nach und nach seinen Geist, und er konnte nun auf alle Fragen, die Pater Augustinus an ihn richtete, klar und verständnißvoll antworten.

In kurzen Worten wiederholte er sein Geständniß, worauf Pater Augustinus sich wieder an Claus wandte und diesen barsch fragte:

„Was hat es für eine Bewandtniß mit dem Golde, welches Ihr dem Klosterknechte übergeben?"

Claus lächelte ingrimmig, indem er seine Schmerzen, die ihn folterten, gewaltsam vergaß, und antwortete dann:

„Ich erkenne Euch nicht, wer Ihr seid, der an mich diese Frage richtet, doch wenn ich dem Klange Eurer Stimme nach schließen darf, so seid Ihr der Ritter von . . . ."

Pater Augustinus schloß ihm den Mund mit der Hand und flüsterte ihm leise in's Ohr:

„Wohl war ich Euch bekannt, doch jetzt nennet keinen anderen Namen, als den des Paters Augustinus, und seiet versichert, daß ich Euch nicht elendiglich umkommen lasse, sondern, so viel es in meiner Kraft liegt, für Euch sorgen werde."

„Ha, Ihr seid es, der Freund des Magisters Eusebius?"

„Alle Welt ist der Freund des Magisters, und ich bin stolz darauf, daß Ihr mich also nennet; es beweist, daß er mich auch Euch gegenüber also genennet hat; doch jetzt lasset alle diese Worte, die wie herrliche Lobpreisungen in meinen Ohren klingen, und

saget mir, was es für eine Bewandtniß mit den Goldstücken hat, die Ihr dem Klosterknechte gegeben habt."

„Sie sind vergiftet," antwortete Claus.

„Ungeheuer," platzte der Diener heraus, „habt Ihr Euch nicht gefürchtet, mich zu ermorden, mich, der ich Euch nie etwas zu Leide gethan habe?"

„Ihr waret so unklug, Euch meinem Plan entgegenzustellen, und um mein Ziel zu erreichen, mußte ich Euch entfernen, denn ich hoffte, den Magister Eusebius in diesen Mauern zu finden. Vorläufig ließ ich mir an dem Leben der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg genug sein, da auch sie meine Rache in eitlem Uebermuthe heraufbeschwor."

„Bei ihr ist Euch Euer Rachewerk gelungen, wie Ihr aber an den Magister Eusebius kommen wollet, ist mir unerklärlich, da er mit dem Ritter von Dyskirchen und dessen Gemahlin bereits vor mehr als achtundvierzig Stunden die Stadt verlassen hat, um nach Pest aufzubrechen."

Ein Schrei nicht zu unterdrückender Wuth entfuhr dem Claus, und er rief mit donnernder Stimme:

„Er ist mir entwischt, und ich kann mein Gelübde nicht erfüllen, ihn durch meine Hand eines martervollen Todes sterben zu lassen!"

„Denket nicht mehr an Mord, Claus, sondern daran, daß Euch Gott in seiner großen Güte und Barmherzigkeit die irdische Laufbahn verlängere, um Buße zu thun und danach zu streben, Vergebung für Eure Sünden zu erlangen. Ihr seid geblendet, und für immerdar ist Euch die Macht genommen, Euren Mitbrüdern zu schaden!"

Claus grunzte und stieß gurgelnde Laute aus, die seine ohnmächtige Wuth bekundeten; der Klosterknecht, der kaum dem Tode entronnen war, rief ihm mit bitterem Hohn und unverkennbarer Spottlust zu:

„Nun, Meister, habt Ihr selbst Gelegenheit, das untrügliche Hexenmittel Wiens an Euch zu probiren; es soll nicht nur die

unedlen Metalle in edle verwandeln, sondern auch vor jeglicher Krankheit schützen. Nun seid Ihr mit Euren tausend Künsten stecken geblieben, Euer untrügliches Mittel hat Euch im Stich gelassen, ich mag hinfüro nicht mehr Euer Schüler sein!"

„Gebt mir mein Gold wieder!"

„Euren Judaslohn will ich Euch gern zurückgeben, denn es soll durch ihn weder meine Hand noch mein Gewissen beschwert werden."

Der Diener bückte sich, um die beiden Rollen Gold aufzuheben, doch der Pater Augustinus verhinderte ihn daran, indem er sprach:

„Bedenket, was Ihr thun wollt; vorgethan und nachbedacht hat über Manchen schon groß' Leid gebracht, und auch Euch würde es nicht besser ergehen, wenn Ihr diese beiden Rollen Goldstücke, die den Hauch des Todes an sich tragen, noch einmal berühren wolltet."

Der Diener, welcher sich schon zur Erde niedergebeugt hatte, um das Gold aufzuheben, schnellte empor, als ob er von einer giftigen Natter gebissen worden wäre.

Er machte alle Zeichen des Abscheus und Entsetzens, und rannte zum Zimmer hinaus, als ob tausend Teufel hinter ihm her jagten.

Der Pförtner wollte ihn aufhalten, doch der Pater Augustinus rief ihm zu:

„Lasset ihn laufen, wir bedürfen seiner nicht; ich wette darauf, daß er an der ertheilten Lection genug hat und nie wieder ein Gelüste in sich verspüren wird, das untrügliche Hexenmittel Wiens kennen zu lernen!"

„Ich glaube es auch, und er mag der Vorsehung danken, daß ihm seine Neugierde nicht das Leben gekostet hat und er dieses Mal gleichsam mit einem blauen Auge davongekommen ist."

„Es war auch Strafe genug an der Todesangst, die er ausgestanden, und seine Neugierde scheint mir damit vollkommen gesühnt."

Claus wimmerte und tastete im Zimmer umher, um das Gold zu finden und sich selbst zu vergiften, oder um irgend ein schneidendes Instrument aufzuraffen, um sich dasselbe in die Brust zu stoßen.

Er blieb vom Pater Augustinus und dem Pförtner, welche in tiefer Unterhaltung begriffen waren, unbeachtet, bis er selbst deren Aufmerksamkeit dadurch auf sich lenkte, daß er einen Tisch mit klirrendem Geräusch umstürzte.

Gleichzeitig stieß er vor Freude ein Wuthgebrüll aus, denn seine Hand hatte ein Messer erfaßt, welches er mit thierischer Lust in sein Herz stoßen wollte; doch Pater Augustinus mußte seine Absicht errathen haben, denn ohne auch nur einen Augenblick Zeit zu verlieren, umklammerte der Pater mit Blitzesschnelle und mit furchtbarer Gewalt die beiden Handgelenke des Claus, und rief dem Pförtner zu:

„Reißet ihm die Finger auseinander und nehmet ihm das Messer, denn er soll nicht Hand an sich selbst legen; ein Selbstmord soll nicht dieses Leben beschließen, welches die Vorsehung auf so wunderbare Weise in unsere Hand gegeben hat."

Claus wollte sich das Messer nicht entreißen lassen; er biß und schlug verzweifelt um sich, und suchte mit allen nur möglichen Anstrengungen seine Hände, die wie in einem eisernen Schraubstocke festgehalten wurden, frei zu machen.

Alle seine Anstrengungen waren aber vergebens.

Gegen die Kraft des Paters Augustinus und des Pförtners vermochte er nichts auszurichten, bald war er entwaffnet und lag mit gefesselten Händen ohnmächtig am Boden.

„Wir wollen nicht, daß Ihr allen Euren Frevelthaten noch die Schmach des Selbstmordes hinzufüget, sondern Euch dazu verhelfen, daß Ihr in Euch gehen könnt, um Eure Verbrechen zu bereuen und dafür Buße zu thun."

„Ich bereue nichts!" rief er zähneknirschend, „keine Macht der Erde wird mich bewegen, Buße zu thun und meinen Feinden zu vergeben!"

„Ihr müßt Euch dem Unvermeidlichen fügen, ich will es so, und auch Magister Eusebius wird über Euch nicht anders als ich bestimmen. Er ist es allein, der Euch auf andere Weise bestrafen könnte, als ich es im Sinne habe."

„Mordet mich, tödtet mich, nur lasset mich sterben, denn ohne Augen vermag ich nicht zu leben!"

„Ihr müßt," nahm Pater Augustinus wieder das Wort, „denn Himmel und Hölle verschmähen Euren Tod, und bald werdet Ihr kaum noch der Wunden gedenken, die das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg Euch noch im Todeskampfe zufügte."

„Ich will sterben, ich muß sterben, denn in ewiger Nacht zu leben vermag ich nicht, und das Licht meiner Augen wird unrettbar verloren sein; auch Ihr werdet es mir weder durch Eure ärztliche Kunst noch durch Eure Gebete wiederzugeben im Stande sein können."

„Das werden wir allerdings nicht können," antwortete der Pater, „denn es scheint, als ob das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg die Absicht gehabt hätte, Euch zu blenden, wenn nicht der Stahl des Dolches durch die Hand der Vorsehung gelenkt worden wäre."

„Auch ich bin dieser Ueberzeugung," fügte der Pförtner hinzu, „der Unglückliche wird in ewiger Nacht sein elendes Dasein dahinbringen müssen, da ich nicht glaube, daß er ein so unbegrenztes Zutrauen zu dem untrüglichen Hexenmittel Wiens haben wird, wie er dem leichtgläubigen Klosterknechte vorgespiegelt, um von diesem Mittel die Sehkraft wieder zu erwarten."

Claus machte vergebliche Anstrengungen, um sich von seinen Banden zu befreien; doch als er inne wurde, daß alle Anstrengungen vergeblich waren, so faßte er den kühnen Entschluß, weder Speise noch Trank zu sich zu nehmen und sich durch Hunger zu tödten.

Am ersten Tage war er auch stark genug, diesen Entschluß auszuführen, aber am zweiten Tage seiner Gefangenschaft war die Liebe zum Leben doch stärker als sein Vorsatz; er aß einen Bissen

Brod und trank einen Schluck Wein, was ihm so gut schmeckte, daß er die ganze Mahlzeit sofort gierig verschlang.

Der Klosterknecht, an dessen Stelle er büßen mußte, und der auf so wunderbare Weise gerettet wurde, war sein Gefangenwärter, er verhöhnte und verspottete ihn, und mehr als tausend Mal des Tages befragte er ihn um das untrügliche Hexenmittel Wiens, mit welchem Claus ihn vorher hatte bekannt machen wollen.

„Nehmet doch jetzt zu Euren Hülfsmitteln Zuflucht, die Ihr mir anzurathen so bereitwillig waret.“

„Das würde ich,“ rief Claus, „wenn ich nur ein Goldstück von denen in Händen hätte, die ich Euch gab!“

„Das glaube ich wohl, doch ist dieser Wunsch unausführbar, da ich mich hüten werde, die Goldstücke anzurühren, an denen Gift und Tod klebt; auch nicht ein Stück werde ich berühren, denn gebrannte Kinder scheuen das Feuer.“

„Ihr habt gesehen, daß ich gegen dieses Gift ein Zaubermittel besitze, welches dessen verheerende Kraft sofort aufhebt, und wenn Ihr wollt, so soll Euch das Gold zu ungefährdetem Besitze verbleiben, wenn Ihr mir nur ein einziges Stück, so wie es jetzt ist, davon zu überlassen gewillt seid.“

Der Wächter blieb aber stark bei seinem gefaßten Entschlusse, und schnellen Schrittes verließ er den Kerker.

„Ist es Tag oder Nacht,“ rief Claus, „mir scheint weder Sonne noch Mond; ich sehe nicht, was um mich her vorgeht; was soll ich thun in meinem Elende?“

Claus versuchte es, sich mit den Händen zu erwürgen; doch wenn er nahe daran war, zu ersticken, so ließ er die Hände wieder los und sog begierig in langen Athemzügen die Luft ein, die ihn dem Leben wiedergab; es fehlte ihm der Muth, sich selbst umzubringen.

Sobald der Tod seine Knochenarme ausstreckte, um ihn zu ergreifen, bebte er zurück und ergriff den Strohhalm, der ihn an das elende Leben knüpfte; er peinigte sich selber, ohne zum Ziele zu gelangen.

Tag und Nacht war für ihn gleich, es herrschte ewige Finsterniß um ihn, und nur wenn der Wächter eintrat, um ihn zu speisen und zu tränken, wußte er, daß es Tag sei.

Verschiedene Male hatte er vergeblich versucht, den schweigsamen Klosterknecht zu einer längeren Unterredung zu bewegen, doch immer war er ihm ausgewichen.

So waren drei oder vier Tage verschwunden, als er nochmals dessen Gemüth bestürmte, und seinen Plan auf die Habsucht, diesen Urquell alles Bösen, gründete.

„Es ist schade," sagte er harmlos, „daß das schöne Geld, welches ich Euch gab, der Welt entzogen wird, da doch nichts einfacher ist, als dasselbe vom Gifte zu reinigen, und es nicht werth- und zwecklos in irgend einem Winkel des Hauses liegen zu lassen."

„Es wird nicht umkommen," entgegnete der Wächter, „Pater Augustinus will es dem Klostersäckel erhalten; er hat ein Stück davon genommen und es in einem dicht verschlossenen Kästchen dem Magister Eusebius durch einen reitenden Boten übersandt, welcher ihm gleichzeitig einen genauen Bericht von dem hier Vorgefallenen überbringen soll."

„Ist der Diener schon fort? Liegt das Gold noch an derselben Stelle, oder hat es Pater Augustinus bereits an sich genommen?"

„Nein, das Gold ist vollzählig bis auf das eine Stück, welches der reitende Bote dem Magister Eusebius bringen soll; Pater Augustinus hat sogar Befehl gegeben, Niemand etwas von dem Vorhandensein des Goldes zu sagen."

„Ihr seid es also allein, der von dem Vorhandensein des Schatzes etwas weiß?"

„Soweit es die Diener anbetrifft, kann ich Euch mit Ja antworten, denn es gelüstete mir nicht, mich ob meines großen Vertrauens zu Euch von meinen Gefährten verhöhnen zu lassen. Ich schwieg um meiner selbst willen, denn es wäre Wasser auf die Mühle meiner Gefährten gewesen, über mein Begehren nach der

Kenntniß des untrüglichen Wiener Hexenmittels zu spotten und zu hohnlachen.

„Laßt es Euch nicht gereuen, daß Ihr geschwiegen habt, denn Pater Augustinus, der sich nicht scheuen wird, das Gold in seiner Tasche verschwinden zu lassen, wenn er sich davon überzeugt hat, daß das an den Goldstücken haftende Gift einfach hinweg zu wischen ist, da dasselbe nur um den äußeren Rand sich befindet, wird das Geheimniß wohl klüglicher Weise in seiner Brust verschließen, und wenn er ein Uebriges thun will, um auch die letzte Spur von dem Verderben bringenden Fluidum zu vernichten, so wird er den Lappen, womit er diese einfachste aller Verrichtungen vollführt hat, dem Feuer übergeben."

„Kommet ihm zuvor, und nehmet die Goldstücke in Euren Besitz, da sie für Euch den gleichen und noch größeren Werth wie für Pater Augustinus haben, denn Ihr seid der Mann, der das Gold nach seiner vollsten Bedeutung zu schätzen weiß, ich bedinge mir für meine Mittheilung nur ein einziges Stücklein des Goldes aus, wie es jetzt beschaffen ist."

Hätte Claus das Antlitz des Dieners betrachten können, so wäre er von Entsetzen erfüllt worden, denn dieser konnte ein höhnisches Lachen nicht unterdrücken, dann sprach er:

„Daß ich ein Thor wäre, Euch auch nur ein einziges Stück von meinem Reichthume zu übergeben, und dadurch mein Vermögen ohne Noth zu schädigen, danket Gott dafür, daß ich Euch mit Speise und Trank versehen, und die Väter von meinem Scheiden aus dem Kloster benachrichtigen werde, damit sie sich Eurer fernerweiten Pflege widmen können. Mir selbst wird es nicht einfallen, für ein Geheimniß, welches Ihr mir schon Preis gabet, auch nur einen Deut zu opfern."

Claus knirschte mit den Zähnen und schlug sich mit der geballten Faust gegen die Brust, indem er vor sich hinmurmelte: „O, ich Dummkopf, warum mußte ich so unvorsichtig sein, und diesem elenden Mammonsknechte das Geheimniß verrathen, der nun meiner nicht mehr bedarf, während er im andern Falle mir

das Gold Stück für Stück hätte in die Hände geben müssen, um es wieder unschädlich zu machen."

„Beruhigt Euch, dies wäre nie und nimmermehr geschehen, denn ein zweites Mal hätte ich Euch kein Vertrauen geschenkt, sondern viel eher auf den reichen Gewinn verzichtet."

„O, habet Erbarmen und werfet mir nur ein einziges Goldstück zu, Ihr habet alsdann immer noch mehr als genug, um in aller Gemüthlichkeit und Behaglichkeit ein neues Leben anfangen zu können."

Claus bekam keine Antwort, nur zu bald wurde er inne, daß er allein war, und der Klosterknecht ihn verlassen hatte.

Dieser eilte wie auf Flügeln des Windes getrieben in das Gemach hinter dem Saale, wo das Gold in einer Ecke lag.

Der Diener machte sich sogleich daran, befreite die Ränder, welche einen haarfeinen grünlichen Strich zeigten, von dem Gifte, welches daran haftete.

Mit großer Leichtigkeit vermochte er dasselbe abzuwischen, er that es und verbrannte sogleich den Lappen, welcher ihm hierzu gedient hatte.

In großer Hast raffte er das Gold zusammen und barg es in dem Käpsel von schwarzem Tuche, der ihm zur Kopfbedeckung diente.

Hastig eilte er über die Korridore dahin, ging in den Hof hinunter und eilte in sein Stüblein, wo er seine wenigen Habseligkeiten an sich nahm und eiligen Schrittes das Kloster verließ.

An der äußeren Pforte traf er einen dienenden Bruder, dem er zurief:

„Saget dem Pater Augustinus, daß er des Claus gedenken solle, ich habe das untrügliche Hexenmittel Wiens gefunden."

Ehe noch der dienende Bruder antworten konnte, war schon der Knecht seinen Blicken entschwunden und kopfschüttelnd betrat er das Kloster, indem er über den ihm gewordenen räthselhaften Auftrag nachdachte.

Pater Augustinus fand ihn im Nachgrübeln darüber versun-

ken, doch wie erstaunte der dienende Bruder, als er seinen Bericht angebracht hatte, daß Pater Augustinus durch diese räthselhaften Worte wie elektrisirt wurde.

„Ich danke Euch," rief ihm der Pater zu, indem er Kehrt machte und wieder in das Kloster hineineilte, welches er doch unstreitig so eben verlassen wollte.

„Der Knecht ist entflohen," rief der Pater dem Pförtner zu, welcher ihm entgegentrat.

„Welcher Knecht," fragte der Pförtner betroffen, der sich vergebens bemühte, den Grund der Hast und Aufregung auf dem Antlitze des Paters Augustinus zu entziffern.

„Wer anders als der Knecht, den Claus schon einmal betrogen hat, und dem Ihr leichtsinniger Weise allein die Bewachung des Gefangenen übertragen habet."

„Wie, Claus wäre entflohen, das ist schier unmöglich, auch glaube ich nicht, daß der Klosterknecht sich dazu hergeben wird, zum Führer des Menschen zu dienen, den er vom Grunde seiner Seele aus haßt, da er ihn nicht allein betrogen, sondern auch bis an den Rand des Grabes geführt hat."

„Kommet, und Ihr werdet Euch von der Wahrheit meiner Worte überzeugen."

Der Pförtner kam dem Wunsche des Paters Augustinus sofort nach, obgleich es ihm eine völlige Unmöglichkeit zu sein schien, daß der Gefangene und sein Wärter unbemerkt entfliehen könnten.

Als Beide in die Nähe des Zimmers kamen, in welchem Claus gefangen gehalten wurde, hörten sie deutlich dessen Stimme, die lärmend und tobend und oft bald klagend und jammernd ertönte.

„Der Gefangene ist da, wie Ihr deutlich vernehmet, gewißlich seid Ihr ein Spielball Eurer eigenen Phantasie, denn höret jetzt, er verflucht seine Dummheit, dem Knechte das Gold gegeben zu haben."

„Ich höre es," murmelte Pater Augustinus, „doch sehet, die Gestalt des Tobenden kommt auf uns zu, indem er mit den Armen in der Luft umhertappt."

„Fürwahr, Ihr habt Recht, der Knecht muß das Gemach verlassen haben, Claus fühlt sich an den Wänden vorwärts und kommt auf uns los. Halt nein," rief er plötzlich, „er biegt zur Linken, ich muß ihm zurufen, sonst fällt er die Stufen hinunter, die zu der kleinen Kapelle hinabführen."

„Thut es," sagte Pater Augustinus.

Der Pförtner ließ seine Stimme erschallen, doch sein Warnungsruf kam zu spät, denn der Unglückliche stürzte hinab, wie das polternde Geräusch deutlich bekundete.

So schnell als es ihre langen Mäntel gestatteten, eilten Pater Augustinus und der Pförtner dem Claus zu Hilfe, doch dieser stand bereits wieder auf den Beinen, als sie bei ihm anlangten.

„Was ist geschehen," rief ihn Pater Augustinus an, indem er ihn beim Arme ergriff.

Claus wandte ihm sein augenloses Antlitz zu, dann sprach er:

„Leider nichts, wie Ihr sehet, denn die paar Stufen, die ich hinuntergeglitten bin, haben nicht einmal vermocht, mir eine Schramme beizubringen, während ich doch so gerne wünschte, meinem elenden Dasein ein Ende zu machen. Es war durchaus von keiner Bedeutung und im vollsten Sinne des Worts viel Lärmen um Nichts."

„Wie kommt Ihr aber aus Eurem Gemache?"

„Der Teufel hole mich," murmelte Claus statt aller Antwort, „ich wünschte, ich hätte den Hals gebrochen und die Treppe, die ich hinabstürzte, hätte bis in die Hölle hinabgeführt."

„Unkraut vergeht nicht," sagte der Pförtner zu sich selbst, dann fügte er mit lauter Stimme hinzu:

„Ihr habt mir meine Frage noch nicht beantwortet, daher wiederhole ich dieselbe und frage Euch nochmals:

„Wie kommt Ihr aus dem Gemache, in welchem Pater Augustinus Euch einschließen und bewachen ließ, ist denn der Klosterknecht nicht bei Euch?"

„Der Teufel hole ihn," murmelte Claus, doch so laut, daß seine Worte deutlich verstanden werden mußten, „er ist fort und

entflohen, doch das Gold, was er mit sich genommen hat, wird ihm keinen Segen bringen, ihm vielmehr zum Fluche gereichen."

„Von welchem Golde sprecht Ihr," fragte Pater Augustinus bestürzt.

„Von welchem anders, als von dem, welches ich ihm gab."

„Er wußte ja, daß es vergiftet sei und dennoch getraute er sich, es wieder zu berühren?"

„Ich lehrte ihn das Geheimniß, das Gold unschädlich zu machen, doch ich war thöricht, daß ich es that, denn noch nicht ein einziges Stücklein hat er mir davon zurückgelassen!"

„Was wolltet Ihr aber außerhalb Eures Gemaches beginnen, da doch jeder Fehltritt Euer Verderben, wenn nicht gar Euren Tod herbeiführen mußte."

„Ich suchte eben den Tod, aber es scheint, als ob er vor mir zurückwiche, ich hoffte, ein Fenster zu finden, um mich aus demselben zu stürzen und meinen Schädel auf den harten Granitplatten des Hofes zu zerschmettern."

„Es wäre Euch gelungen," entgegnete der Pförtner, „wenn Ihr uns weder entgegen gekommen wäret, noch den Weg zur Linken eingeschlagen hättet."

„Gott will den Tod des Claus nicht, er verschmäht es, den Verbrecher vor seinen Richterstuhl zu rufen, wenn er ihm noch Zeit gibt, seine Uebelthaten zu sühnen und zu bereuen."

„Lasset Eure frommen Moralpredigten, mir fehlt das Verständniß dafür," knirschte Claus ingrimmig zwischen den Zähnen hervor, „ich suche den Tod, und werde ihn finden, und sollte ich darob der Vorsehung einen Strich durch die Rechnung machen."

„Man wird Euch daran hindern," entgegnete Pater Augustinus mit Würde „und damit Ihr hinfüro nicht so frevle Gedanken heget, so werde ich Euch von jetzt ab unter meine eigene Aufsicht nehmen!"

Claus ballte die Hände, er bäumte sich wie ein wildes Pferd unter der Last des Reiters, doch es half Alles nichts, Pater Au-

gustinus war seinem grimmen Muthe gewachsen, er führte ihn trotz allen Sträubens an der Hand zurück.

„Ich habe mich entschlossen, noch heute die Stadt zu verlassen, um dem Magister Eusebius zu folgen," fuhr er, sich an den Pförtner wendend fort, „daher übergebe ich Euch die Obhut des Hauses, doch den Claus nehme ich mit mir, er soll mir keine Minute mehr aus den Augen kommen."

Der Pförtner wollte noch Einreden machen, doch Pater Augustinus gebot ihm mit würdevollem Blick Stillschweigen und sprach:

„Sparet Eure Worte, mein Entschluß steht unwiderruflich fest, ich reise noch heute ab, lasset mir einen Wagen in den Hof bringen, da ich mit Claus in dem Innern desselben Platz nehmen werde. Zwei Diener und vielleicht drei bis vier bewaffnete Reisigen mögen mich begleiten."

„Euer Befehl soll auf der Stelle ausgeführt werden," entgegnete der Pförtner, welcher in den Hof hinabstieg, und noch ehe eine Stunde verging, war Alles bereit.

Pater Augustinus und Claus hatten in dem Wagen Platz genommen, die beiden Diener saßen vorauf und der eine von ihnen leitete die Rosse.

Vier bis an die Zähne bewaffnete Reisige umgaben das Gefährt, um es zu beschützen.

Der Wagen fuhr aus dem Klosterhof hinaus und die schwere Eichenpforte wurde hinter ihm geschlossen.

In den Karpathen.

Zwei bis drei Wochen waren verstrichen und noch immer irrte Pater Augustinus planlos umher, wo er hinkam, war Magister Eusebius bereits gewesen, und oft hatte er den Ort, wo er rastete,

verlassen, ohne eine Spur oder auch sonst ein Zeichen von sich zu geben.

Pater Augustinus seufzte vor Ungeduld und verzweifelte schier, daß er den Magister Eusebius, welcher, wie er sicher in Erfahrung gebracht hatte, mit einem großen Trupp reiste, nicht einholen konnte.

Kaum gönnte er sich einige Ruhe und jedesmal war er erbittert, wenn er einige Tage in einem Kloster oder in einem abgeschlossenen Meierhofe in träger Ruhe seine kostbare Zeit verlieren mußte.

Die Klugheit gebot ihm aber Pferd und Wagen zu schonen und nicht allzu hastig weiter zu reisen.

Eines Tages erfuhr er, daß ein Mann, in Begleitung eines ausländisch aussehenden Ritters, in dessen Gefolge nicht nur zahlreiche Diener und Reisige, sondern auch ein Weib sich befanden, in einer nicht allzufernen Herberge seinen Wohnsitz aufgeschlagen hätte.

Der Beschreibung nach, war dieser Mann der Magister Eusebius, und der Pater Augustinus beschloß, ihn aufzusuchen. Doch daran war nicht zu denken, daß die schwere Karosse noch einen weiteren Weg, als schon zurückgelegt worden war, machen konnte, daher wollte er diese unter Bewachung zweier Reisigen zurücklassen, und nur von einem Diener gefolgt, auf dessen Treue er zählen konnte, die Herberge, wo Magister Eusebius wohnen sollte, aufsuchen.

Wie gedacht, so gethan.

Nachdem für Menschen und Thiere Sorge getragen war, bestieg er mit seinem auserwählten Diener frische Pferde und begab sich auf den weiten Ritt.

Der nächtliche Himmel war klar und der Mond und die Sterne beleuchteten hell den Weg, den die Räuber zu verfolgen hatten.

Nach einem angestrengten Ritt von zwei und einer halben Stunde, bot sich ihren Augen die Herberge dar, welche ihnen als Ziel diente.

Es war ein Haus von ziemlich armseligem Aussehen und stand am Rande eines schmutzigen zerfahrenen Weges. Zu beiden Seiten der Thür waren Schilder angebracht, deren Schrift das geübteste Auge auch am hellen Tage nicht mehr zu entziffern vermochte. Doch die mit unkünstlerischer Hand darauf gemalten Weintrauben gaben deutlich die Bestimmung des Hauses kund.

Wäre hierüber noch ein Zweifel gewesen, so mußte derselbe gehoben werden, wenn der Fremdling einen Blick auf den über dem Schilde an einer eisernen Kette schwebenden Krug richtete, welcher mit zinnernen Weinblätter umrankt war.

Diese Weinranke war seit undenklichen Zeiten nicht mehr geputzt worden, und das weiß schillernde Zinn von Staub und Schmutz so geschwärzt, daß es dem Kruge eher ein düsteres, als ein heiteres Ansehen verlieh.

Zwei oder drei Lichter glänzten an den schlecht verschlossenen Fenstern der Herberge, um welche eine mit einer düster brennenden Laterne versehene Magd die Runde machte.

Ein in einen weiten Mantel gehüllter Mann trat aus einer niedrigen Thür und ging an der Magd vorüber, welche, um ihm den Weg frei zu machen, einen Schritt zurücktrat.

Hierdurch fiel das Licht der Laterne auf das Gesicht des Fremden, welcher erschreckt den Kopf abwandte, sein Wams bis unter das Kinn zuknöpfte und das Sammetbarett weit über die Stirne hinwegzog, so daß es deutlich ersichtlich war, daß er unerkannt bleiben wollte.

„Das ist der Magister Eusebius nie und nimmermehr,“ murmelte der Pater Augustinus, doch laut genug, um von dem ihn begleitenden Diener verstanden zu werden.

„Nein, er ist es nicht,“ bestätigte der Diener, „ich sah diesen Mann deutlich, obgleich er wie ein Gespenst vorüberhuschte, der Magister ist ein alter würdiger Herr, dagegen der Fremdling ein junger schöner Rittersmann, der meine Bewunderung ob seiner kühnen Haltung erregte und meine Zuneigung erworben hat, obgleich ich ihn noch nicht näher kenne.“

„Ein so getreues Bild konnte ich mir von dem Manne allerdings nicht machen und es bedarf mehr als ein jugendliches, freimüthiges und edles Antlitz, um meine Freundschaft zu erringen. Wo mag er aber geblieben sein, habt Ihr ihn nicht hinauskommen sehen?“

„Der Wirth hat ihn hinausbegleitet und ihm den Bügel gehalten.“

Der Hufschlag eines sich im raschen Galopp entfernenden Pferdes bestätigte den Bericht des Dieners.

Eine Weile lauschte Pater Augustinus, dann nickte er zustimmend dem Diener zu und begab sich hastigen Schrittes an das Thor der Herberge.

Er hob den eisernen Klopfer in die Höhe und ließ ihn mit ziemlicher Gewalt an das mit Eisenblech beschlagene Thor fallen, worauf dasselbe fast eilig geöffnet wurde.

Der Wirth trat heraus; es war ein Mann von untersetzter Statur, doch seine muskulösen Arme zeigten deutlich, daß er kein Schwächling war.

Seine mit Pelz verbrämte Mütze zog er ehrerbietig ab, als er des Paters ansichtig wurde.

Die Mütze in der Hand haltend, fragte er in unterwürfigem Tone:

„Was steht Euch zu Diensten, ehrwürdiger Herr?“

„Gutes Futter für die Pferde, einen Labetrunk und ein Lager für mich, wie für den Knecht, dem Ihr ebenfalls einen Imbiß reichen möget, ist Alles, was ich wünsche.“

„Tretet ein, ehrwürdiger Herr, ich werde mich bemühen, Euren Befehlen zu genügen, nur muß ich bedauern, daß ich Euch kein besonderes Gemach anweisen kann, denn die Ritter, die bei mir wohnen, haben die einzigen drei Zimmer, welche ich besitze, in Beschlag genommen. In dem einen hausen sie selbst, das zweite hat eine junge Dame mit ihrer Zofe inne und in dem dritten wohnt ein gelehrter Mann, der sich nur selten blicken läßt und sich wie

ein Maulwurf in seinem Loche eingeschlossen hält, so daß Ihr Euch schon damit begnügen müßt, hier unten in der Schenkstube zu bleiben und nachher mit einem Strohlager in der Scheune oder im Stalle vorlieb nehmen möget."

„Was," rief Pater Augustinus, „nicht einmal ein Nachtlager könnt Ihr mir gewähren, wo ich doch nichts nöthiger habe, als gerade ein solches!"

„Ich besitze kein Zimmer," betheuerte der Wirth, „und wüßte nicht, auf welche Weise ich den Wunsch Eurer Hochwürden erfüllen könnte."

„Nur ungern würde ich darauf verzichten, in dieser Nacht in einem guten Bett zu schlafen, und mit willigen Händen würde ich für ein solches meine Börse öffnen, um Euch vier Goldstücke zu geben."

Die Augen des Wirthes leuchteten vor Begierde, als der Magister einen mit Gold gespickten Beutel hervorzog, aus welchem er einige Stücke herausnahm und sie dem Wirthe darbot, indem er zu ihm sprach:

„Das Gold ist Euer, wenn Ihr mir eins von den drei Zimmern auf eine einzige Nacht überlassen könnt, was Euch gewiß nicht schwer fallen wird, da ich die Erlaubniß dazu, sowohl von dem Ritter der zurückgeblieben ist, als auch von dem Magister Eusebius erbitten werde."

„Wer ist das, der Magister Eusebius?" fragte der Wirth verwundert, „meint Ihr etwa den alten Gelehrten, der sich in sich selbst zurückzieht, wie eine Schnecke?"

„Ihn selber, und er wird mir die Erlaubniß dazu nicht abschlagen, wenn Ihr ihm sagen wollet, daß Pater Augustinus ihn darum bittet."

Der Wirth schüttelte den Kopf, er überlegte hin und her, dann schien es, als wollte ein plötzlicher Gedanke seine Stirn durchleuchten.

„Den Magister Eusebius, wie Ihr den Alten nennt, vermag ich nicht zu sprechen, doch wenn Ihr mir die Versicherung gebet,

Euch ganz ruhig zu verhalten, so wüßte ich noch einen Ausweg, Euch ein Ruhebett aufzustellen."

„Wohin?"

„In einen kleinen Verschlag, welcher hinter den Zimmern der Ritter und der Edeldame hinwegläuft und gleichsam zwischen diesen und dem des alten Zauberers sich hinzieht. Dieser Verschlag hat zwar kein Fenster, doch ist er lang und breit genug, um vier Ruhebetten darin aufzustellen, und wenn es Euch eben nur um's schlafen zu thun ist, so daß Ihr wohl eines Fensters entbehren könnt, so will ich Euch ein Lager aufschlagen, das seines Gleichen nicht finden soll und worauf Ihr so behaglich ruhen könnt, wie ein Fürst."

„Topp, es gilt, ich nehme Euren Vorschlag an, stellet ein Ruhebett in den Gang, den Ihr mir beschriebet, und sorget dafür, daß die Pferde eine volle Krippe im Stalle vorfinden."

„Ist schon geschehen, Herr Pater," ertönte die Stimme des Knechtes hinter dem Wirthe, so daß sich dieser fast erschreckt umdrehte", für die Pferde habe ich gesorgt und auch für mich ein Lager im Stalle bereitet. Ich bin nur gekommen, um mir einen Krug Wein zu holen."

„Nehmet an dem Tische hier unten im Zimmer Platz, Ihr sollt sogleich das Gewünschte erhalten."

„Traget nur auf, was Ihr habt, der Knecht mag in meiner Gesellschaft bleiben, und während wir Euren Gerichten und dem Weine zusprechen, möget Ihr für mich das Lager für die Nacht zubereiten."

Der Wirth setzte einen großen geräucherten Schinken auf den Tisch, dem er einige Schnitte ziemlich weißen Brodes beifügte, dann holte er einige Krüge Wein herbei und wünschte seinen späten Gästen einen guten Appetit, indem er nicht genug den guten Wein loben konnte, den er aufstellte.

„Lasset es nur gut sein, wir sind hungrig und durstig und würden uns mit einem auch weniger kostbaren Trunke begnügen, als Ihr ihn uns anpreiset."

Der Wirth wollte in neuen Lobeserhebungen über seinen Wein sich ergehen, doch Pater Augustinus winkte ihm ungeduldig Schweigen zu und sprach:

„Wir werden Eurem Wein schon Gerechtigkeit widerfahren lassen, machet nur, daß Ihr hinwegkommt und mein Bett herrichtet, denn ich bin so müde, wie ein Jagdhund."

Ohne Verzug eilte der Wirth hinaus und seine Gäste wollten sich daran machen, den Schinken zu zertheilen, doch es fand sich, daß leider kein Messer vorhanden war, um denselben zu zerlegen.

Der Knecht murrte verdrossen, doch Pater Augustinus zog ein scharfes Messer hervor und schnitt im Umsehen einen guten Theil davon ab.

Herr und Diener sprachen dem Mahle nach Kräften zu, und als der Wirth nach kaum einer Stunde zurückkehrte, war fast Alles aufgezehrt und der Wein bis auf den letzten Tropfen getrunken.

„Eure Lagerstätte ist bereit und wenn Ihr mir folgen wollt, hochwürdiger Herr, so will ich Euch voran leuchten und das Geleit geben."

„Ich bin bereit," antwortete Pater Augustinus, indem er sich erhob und dem voranschreitenden Herbergswirth folgte, nachdem er seinem Diener noch mit leiser Stimme in Betreff der Pferde einige Weisungen ertheilte.

Der Pater wurde eine Stiege hinaufgeführt, die sich in so gutem Zustande befand, daß er sich nicht enthalten konnte, dem Wirthe darob seine Verwunderung auszudrücken.

„O, hochwürdiger Herr," antwortete derselbe, „Ihr dürft nicht nach dem armseligen äußeren Aussehen des Hauses auf dessen Inneres schließen. Unter meinem Dache haben die edelsten Grafen und Ritter gewohnt und ich habe es mit allen nur denklichen Bequemlichkeiten ausgestattet, so daß ich wohl hoffe, auch Eure Zufriedenheit im vollsten Maße zu verdienen."

„Ihr steigert durch Eure Worte meine Erwartungen auf's Höchste, doch traue ich Euch nicht und wage es kaum, ein gutes Ruhebett zu erhoffen."

„Eure Hoffnungen werden nicht zu Schanden werden und wenn Ihr Eure Anforderungen auch noch so hoch stellet.“

Bei diesen Worten öffnete der Wirth eine niedere Thür, so daß Pater Augustinus eine gebückte Haltung annehmen mußte, um ihm zu folgen.

Doch als er die Thür hinter sich hatte, konnte er die Höhe des Raumes kaum mit bloßem Auge ermessen.

Er ging aufrecht weiter, bis er nach einigen Schritten den Wirth stehen bleiben sah, der an seiner Laterne eine Wachskerze anzündete und sie auf einen zinnernen Leuchter, der auf einem kleinen eichenen Tische stand, steckte.

Das Gemach wurde nur theilweise erleuchtet, doch Pater Augustinus konnte deutlich erkennen, daß die Wände nur aus einem dünnen Bretterverschlage bestanden.

Das Ganze schien überhaupt ursprünglich ein einziger großer Saal gewesen zu sein, den man nachträglich durch Bretterwände in mehrere Räume eingetheilt hatte.

Pater Augustinus hatte auch nicht Unrecht, denn als er deswegen den Herbergswirth befragte, bejahte dieser mit leiser Stimme seine Frage und fügte hinzu:

„Ihr werdet Euch nicht zu beklagen haben, da sowohl die Edeldame wie der alte Gelehrte in der Nacht nicht zu sprechen pflegen und der eine der jungen Ritter zu Pferde gestiegen ist, um im Schlosse des Barons von Urgilzy einen Besuch abzustatten, der ihn wohl länger als eine Nacht in Anspruch nehmen wird.“

„So wäre das Haus ruhig und auch wir wollen jetzt der Ruhe pflegen.“

Der Wirth nahm nunmehr seine Laterne zur Hand und ging hinaus.

Pater Augustinus warf einen prüfenden Blick auf das Ruhebett, vor welchem ein prächtiger Teppich von künstlich gewebter Wolle ausgebreitet war.

Das Ruhebett war weich und lud zur behaglichen Ruhe ein, Pater Augustinus streckte sich lang aus und wollte soeben die

Kerze verlöschen, als er in dem Damengemach ein leises Geflüster vernahm.

Lauschend streckte er den Kopf empor, dann erhob er sich, um besser hören zu können.

Es war ihm, als vernehme er die Stimme der Edelfrau Barbara von Dyskirchen; die andere weibliche Stimme dagegen war ihm völlig fremd.

Er legte sein Ohr an den Bretterverschlag, um die Worte, die ihm früher wie wirres Gesumme klangen, deutlicher vernehmen zu können.

Die beiden Edeldamen gaben sich keine Mühe, ihre Stimme zu unterdrücken, oder auch nur zu dämpfen, da sie weit entfernt davon waren, einen Lauscher an der Wand zu vermuthen.

In seiner neuen Stellung konnte Pater Augustinus Wort für Wort deutlich vernehmen, und nun erkannte er mit voller Bestimmtheit in der Sprechenden die Edelfrau Barbara von Dyskirchen.

Er wußte wohl, daß sie mit ihrem Ehegemahl, dem Ritter von Dyskirchen, nach Ungarn aufgebrochen sei, aber wie kam sie hierher, wer war die jüngere Dame, mit der sie sprach und warum hatte sie ihren Gemahl verlassen?

Diese und ähnliche Fragen stellte er sich vergebens, ohne eine Antwort darauf finden zu können.

An Schlaf war nicht mehr zu denken, seine Neugierde war erregt und er hoffte sicher, daß die Unterhaltung der beiden Damen ihm hierüber Auskunft geben würde.

Die beiden Ritter, von denen der Wirth sprach, sollten jung und schön sein, auf beide Bezeichnungen hatte Ritter von Dyskirchen doch zweifelsohne keinen Anspruch mehr zu machen. Sollte er vielleicht die Rittertracht von sich gestreift und sich in einen ehrsamen Bürgersmann verwandelt haben?

So dachte er, doch nur einen Augenblick, dann ließ er diesen Gedanken sogleich wieder fahren, denn Ritter von Dyskirchen hätte auch auf einen noch so einfachen Menschen niemals den Ein-

druck eines Gelehrten machen können, und hätte dieser Mensch auch noch mit keinem Fuße die Scholle, auf der er geboren, jemals verlassen.

Der Herbergswirth dagegen machte auf ihn nichts weniger als den Eindruck eines einfältigen Menschen, im Gegentheil sah er verschmitzt und pfiffig aus, und schien vielen Mutterwitz zu verrathen.

Das Gespräch der beiden Frauen wurde immer lauter, die Eine und unstreitig die Jüngere, war erregt, sie vergoß Thränen, während Barbara von Dyskirchen sich bemühte, ihre junge Freundin zu beruhigen und zu trösten.

„Ich muß das Antlitz der Frauen sehen," und entschlossen blies er die Kerze aus, die ihm der Herbergswirth zurückgelassen hatte.

Tiefe Dunkelheit umgab ihn, er tastete mit beiden Händen um sich herum. Endlich hatten sich seine Hände, an der Bretterwand anstreichend, zurecht gefunden, langsamen Schrittes nahte er sich der Thür und kaum vermochte er einen Ruf der Freude zu unterdrücken, denn es fiel ein schmaler Lichtstreifen in den Verschlag, der ihm zur Wohnung angewiesen war.

Durch den kleinen Spalt vermochte er in das Zimmer der Edeldamen hineinzusehen, ohne befürchten zu müssen, entdeckt zu werden.

Beide Damen hatten die Nachtruhe noch nicht gesucht, auch hatte es ganz den Anschein, als dächten sie an alles Andere, nur nicht daran, in gegenwärtiger Nacht zu schlafen, denn sie hatten nicht einmal ihr Oberkleid abgeworfen, um es sich bequem zu machen.

Pater Augustinus erweiterte seinen Gesichtskreis dadurch, daß er die schmale Oeffnung in der Wand mit seiner Hand auseinander preßte.

Die Edelfrau Barbara von Dyskirchen stand vor einem jungen Mädchen, welches ganz in Thränen aufgelöst war und das sie zu beruhigen suchte.

„Der Magister Eusebius will nur Gutes, vertrauet Euch ihm an und fasset Muth; wenn er auch Eurer Liebe abhold zu sein scheint, so wird er Euch dennoch nicht verstoßen, hoffet zu Gott, er wird Euch nicht verlassen.“

Das junge Mädchen richtete ihren thränenfeuchten Blick zu der Edelfrau Barbara von Dyskirchen, und der Pater erkannte nun die züchtige Jungfrau Veronika, die aber in stolzer Schönheit erblüht war und ganz einer frisch aufknospenden Rose glich.

„Der Magister Eusebius ist nicht Euer Vater, wie Ihr bisher vermeintet, er wird aber nicht unterlassen, Euer berathender und wohlmeinender Freund zu bleiben.“

„Ich weiß es wohl, edle Frau, er hat mir selber meinen Wahn genommen, mich aus meinen süßen Träumereien herausgerissen, die mich in meiner goldenen Liebe eingewiegt hatten. Ich hoffte das Herz meines strengen Vaters zu erweichen, der zu stolz einem begüterten Ritter das Glück seiner Tochter zu verdanken, sich wohl hätte bereit finden lassen, einen armen Schwiegersohn aus edlem Geschlecht anzunehmen, aber nun ist mir alle Hoffnung zertrümmert, denn nicht er, der Magister Eusebius, ist es mehr, der über meine Hand und mein Schicksal zu entscheiden hat, sondern der mächtige Ritter Jugurt von der Meinhardsburg ist mein Vater, und wie mir Magister Eusebius verkündete, wird er niemals gestatten, daß mein Herz und meine Hand dem Sohne seines Todfeindes gehöre.“

Pater Augustinus spitzte das Ohr. Was er jetzt vernahm, erregte seine Theilnahme und Neugierde.

Wer mochte der Ritter sein, welcher um die Hand der Edeljungfrau Veronikas von der Meinhardsburg warb? Welchen Todfeind konnte der Ritter Jugurt von der Meinhardsburg anders haben, als den Ritter von Dyskirchen, den er beschuldigte, die Ehre seiner Tochter untergraben und ihm sein ganzes Leben verbittert zu haben. Hierüber sollte er Aufklärung erhalten.

Veronika bedeckte die Hände der Edelfrau Barbara von Dyskirchen mit tausend Küssen, welche sich ihrerseits in allen Trost-

gründen erschöpfte, um ihre junge Freundin vollständig zu beruhigen.

Veronika schluchzte laut und brach endlich mühsam in die Worte aus:

„Wenn ich meiner Liebe zu Richard entsagen müßte, so wäre es mein Tod.“

„Euer Vater wird dem Glücke seines einzigen Kindes nicht entgegen sein und in Eure Heirath willigen, da Ihr Euer Herz doch wohl sicherlich nicht an einen Unwürdigen verschenkt haben werdet.“

„Nein, unwürdig ist Richard nicht, er ist tapfer und edelmüthig, und würde Alles thun, um die Achtung meines Vaters zu verdienen.“

„Ich bin geneigt, Euren Worten Glauben zu schenken, um so mehr, da auch der Ritter Erhardt von Hartenfaust seines Lobes voll ist, dessen Freundschaft zu ihm, mir eine volle Bürgschaft für sein edelmüthiges Herz ist.“

„O, wenn auch mein Vater gleich Euch sprechen würde, ach, wie bangt mir, daß er mir meine Liebe rauben könne, ich wüßte nicht, was ich thäte, vielleicht würde ich den Schleier nehmen und mich auf ewig hinter Klostermauern begraben.“

„Das werdet Ihr nicht thun, meine Tochter, Ritter Jugurt ist ein stolzer Mann, der als Letzter seines Stammes wenigstens in seiner Tochter sein Geschlecht erhalten wissen will.“

„Um so weniger wird er es gestatten, daß ich dem Sohne eines Geächteten meine Hand reiche.“

„Eines Geächteten, sagt Ihr?“ fragte die Edelfrau Barbara von Dyskirchen bestürzt, indem sie ihr Antlitz theilnehmend auf Veronika richtete.“

„Ja, er ist der Sohn eines Geächteten, über seinen Vater hat der Kaiser die Reichsacht ausgesprochen, trotzdem Ritter Erhardt von Hartenfaust seinen anzen Einfluß aufgeboten hat, um dies zu verhindern, doch le er waren alle seine Bemühungen vergebens, denn der Magister Eusebius brachte unwiderlegbare Beweise

mit sich, die die Schuld des Ritters von Dyskirchen deutlich erwiesen."

Kaum hatte Veronika diesen Namen ausgesprochen, als die Edelfrau Barbara von Dyskirchen ohnmächtig zusammenbrach.

Es bedurfte aller Anstrengung der Edeljungfrau Veronika, die Ohnmächtige wieder zu sich zu bringen, welche nach vielen Bemühungen die Augen wieder aufschlug.

„O, Magister Eusebius," seufzte sie, wie aus einem tiefen Schlafe erwachend, „warum habt Ihr mir das gethan, warum habt Ihr mir das Geheimniß verborgen gehalten, daß Ritter von Dyskirchen einen Sohn in weiter Ferne hatte, dessen Geburt er ehelich zu machen verpflichtet war, indem er der Mutter die Hand reichte."

Die Edelfrau Barbara von Dyskirchen vergoß heiße Thränen als die Thür aufging und ein stolzer Rittersmann in voller Jugendblüthe hereintrat.

Veronika schaute ihm unter Thränen lächelnd in's Antlitz und rief in einem Tone aus, welcher ihre ganze glühende Liebe durchschimmern ließ:

„O, Richard, helfet mir die edle Frau trösten, welche in Schmerz zusammensank, als ich den Namen Eures edlen Vaters aussprach."

„Nennet meinen Vater nicht mehr edel, denn der Kaiser hat ihn in des Reiches Acht erklärt, und leider muß ich bekennen, daß das Maß der Frevel, die mein Vater auf sein Haupt lud, so groß waren, daß der Kaiser nicht umhin konnte, also zu handeln, er mußte ihn aller Würden und Ehren entsetzen, wenn er nicht wollte, daß die Ritterehre und die Ritterwürde mit Füßen getreten werde. Vergesset aber nicht, Veronika, daß ich der Sohn meines Vaters bin, und es Niemandem gestatten würde, in meiner Gegenwart unehrerbietig von ihm zu sprechen, wenn ich auch vor Scham erröthen muß, wenn seine Frevel genannt werden, so hat doch Niemand das Recht, meine getrübten Augen zu sehen und mich bedauern zu wollen. Niemand hat das Recht, und auch

Euch, Veronika, wiederhole ich es, Niemand darf einen Stein auf ihn werfen, ohne zu befürchten, daß derselbe zurückpralle und ihn treffe, wenn er nicht wuchtig genug, auch mich mit meinem Vater zugleich niederzuschmettern. Niemand darf ein Urtheil über ihn fällen, oder den Stab über ihn brechen, ich leide es nicht, so wahr ich eine Lanze zu halten und ein Schwert zu führen weiß."

„Ich habe das Recht über den Ritter von Dyskirchen zu richten," nahm Barbara von Dyskirchen das Wort, indem sie die hervorquellenden Thränen gewaltsam zurückdrängte und ihr Haupt stolz emporhob.

„Ihr?"

„Ja, ich!" bestätigte Barbara von Dyskirchen, worauf der junge Ritter und Veronika sie verwundert anschauten.

Pater Augustinus war ganz Auge und Ohr ob der Scene, die sich nun vor seinen Augen abspielte.

Die Edelfrau Barbara von Dyskirchen flüsterte leise mit dem jungen Rittersmanne, als dieser plötzlich vor ihr auf die Kniee niederfiel und ihre Hände mit unzähligen Küssen bedeckte. Dann legte er ihre Hand auf sein Haupt und erflehte ihren Segen, welchen sie ihm mit der Liebe einer zärtlichen Mutter spendete.

Veronika blickte erstaunt auf dieses Paar, da sie nicht begreifen konnte, wie ein so stolzer Rittersmann, wie ihr Richard sonst war, sich herablassen konnte, vor einem Weibe, das er doch unmöglich liebte, in einem Augenblicke niederknieete, während er noch kurz vorher Niemandem, ja selbst nicht einmal ihr, ein Wort des Tadels über seinen Vater gestatten wollte.

Das Staunen der lieblichen Veronika wuchs noch mehr, als die Edelfrau sich zu ihrem Richard niederbeugte, ihn auf die Stirne küßte und dieser, wie neubelebt, auf die Beine sprang und sie mit beiden Armen umschlang.

Er wollte sprechen, doch die Edelfrau Barbara von Dyskirchen verschloß ihm den Mund mit einem Kusse und preßte ihn mit Inbrunst an ihre Brust, indem sie zu ihm sprach:

„Schweiget und gehet muthig in den Kampf und glaubet, daß

wenn der Magister Eusebius Euch den Blicken Eures Vaters entzieht, er seine guten Gründe dafür hat, ebenso wäre es eine Sünde, wollte man gegen seinen Willen das Herz des Ritters Jugurt von der Meinhardsburg bestürmen, um ihn zu bewegen, die Werbung um die Hand seiner Tochter anzunehmen."

„Was soll ich aber thun?"

„Geduldig warten, bis er Euch die Erlaubniß gibt an die Oeffentlichkeit zu treten, um Eure Werbung mit aller Aussicht auf Erfolg anbringen zu können."

„Ihr rathet mir also, in träger Ruhe die Hände in den Schooß zu legen und geduldig zu warten, während mein Herz doch mit unaufhaltsamen Schlägen in meinem Busen pocht und mich zum ungestümen Handeln antreibt?"

„Wartet, sage ich Euch, und überstürzt die Dinge nicht, überlasset es dem Magister Eusebius ganz allein, für Euer Glück zu sorgen."

„Er ist der Gegner, den ich am meisten fürchte, was auch meine theure Veronika zu seinem Lobe und förmlicher Vergötterung seiner Person anführen mag, ich kann es nicht begreifen und fürchte mich förmlich vor ihm, wie vor einem bösen Geiste, dem ich mit gewöhnlichen Waffen nichts anhaben kann."

„Ihr thut Unrecht daran, ihn zu fürchten, zudem überlasset es mir, seine Gesinnungen gegen Euch in die herzlichsten umzuwandeln. Vertraut auf den mächtigen Beistand des Ritters Erhardt von Hartenfaust und auf meine schwache Hülfe. Auch ich hoffe es, daß ich einen großen Baustein zu dem Gebäude Eurer Liebe hinzufügen könne, um es aufzurichten."

„Nehmet meinen Dank im Voraus für die Güte, die Ihr mir spendet, und als Zeichen meiner Erkenntlichkeit, werde ich Euch geloben, in lässiger Ruhe zu warten, bis Ihr mir zu handeln gestattet."

Der Ritter nahm Veronika bei der Hand und führte sie vor die edle Frau Barbara von Dyskirchen, indem er in herzgewinnendem Tone zu ihr sprach:

„Heißet auch diese in Eurem Herzen willkommen und schenket meiner Braut, die ich nie und nimmer von mir lasse und mögen auch die Furien des Schicksals gegen mich sein, Eure Liebe."

„Ihr könnt darauf rechnen, ich habe sie schon längst lieb gewonnen und in mein Herz geschlossen. Wir drei werden, vereinigt zu Schutz und Trutz, Wunderdinge zu verrichten im Stande sein."

„Möge es Gott wollen und uns seine Kraft dazu verleihen."

„Amen," ertönte eine tiefe Stimme, die wie Geisterhauch das Zimmer durchzitterte.

Betroffen schaute der Ritter sich um, die beiden Frauen eilten zu ihm hin und riefen fast einstimmig:

„Was war das?"

„Ich weiß es nicht," flüsterte Ritter Richard leise, indem er den Leuchter ergriff und in allen Ecken und Winkeln, selbst unter den Ruhebetten, umherspäte, aber es war nichts zu sehen, kein menschliches Wesen war zu entdecken. „Ich hörte auch diese Stimme, aber ich vermag nicht den Urheber davon zu entdecken, und wohl möchte ich annehmen, daß eine Täuschung meine Sinne befangen hielt, wenn nicht Eure Unruhe, edle Frau, und die meiner angebeteten Veronika deutlich bekundeten, daß auch die Stimme an Euer Ohr gedrungen wäre."

Noch einmal durchstöberte Ritter Richard das ganze Gemach, aber er fand nichts.

„Niemand ist hier und dennoch muß uns Jemand belauscht haben."

„Sei dem wie ihm wolle," nahm Barbara von Dyskirchen das Wort, „der Unbekannte war kein Höllengeist der Böses prophezeihte, nehmet sein Wort als gutes Wahrzeichen an und hoffet, mein Segen ist über Euch gebreitet, er wird gleich einem schirmenden Dach über Euern Häuptern schweben."

Ritter Richard küßte ehrfurchtsvoll die Hände der beiden Edeldamen, nahm dann eine Kerze zur Hand und trat auf den Gang hinaus.

Auch hier leuchtete er überall umher, doch vermochte er keine

Spur zu entdecken, die auf irgend einen unberufenen Lauscher schließen ließ.

Sinnend und träumend verließ er den Gang und begab sich in sein Zimmer zurück, um sich seinen Gedanken zu überlassen. Er sagte sich wohl, daß ein unberufener Zuhörer das Geständniß der Edeldamen belauscht haben könnte, denn er fand die Thüre zu dem Gange, in welchen wir Pater Augustinus haben eintreten sehen, geöffnet.

„Ein leerer Raum," sagte er kopfschüttelnd zu sich selber, indem er das Ruhebett, welches kaum berührt war, sorgsam betrachtete, auch unter demselben war Niemand, denn Pater Augustinus war verschwunden.

Wohin war er gekommen?

Als der Pater die Unterredung der drei Genossen belauscht hatte und ihm das Wort „Amen" entschlüpft war, nahm er die Kerze, welche er verlöscht hatte, in die Hand, und begab sich eiligst auf den Flur hinaus.

Es war finstere Nacht, doch der vorsorgliche Wirth hatte ein trübe brennendes Oellämpchen hingestellt, welches sein mattes Licht über die Gegenstände ergoß, so daß Pater Augustinus wenigstens erkennen konnte, wohin er seine Schritte zu lenken habe.

Zuerst wollte er in das Gastzimmer hinunter gehen, doch bald besann er sich eines Anderen, wandte sich zur Linken und öffnete auf's Gerathewohl eine Thür, die er glücklicher Weise unverschlossen fand und die, wie ihm der Wirth gesagt hatte, in das Zimmer des alten Gelehrten führte.

Hier trat er entschlossen ein, indem er so sachte als möglich auftrat und die Thür leise hinter sich zuzog und verriegelte.

Fast überrascht war er, als er den Magister Eusebius vor einem mit vergilbten Pergamenten und Schriftstücken aller Art übersäeten Tisch sitzen sah.

Die Kerzen, die ihm bei seiner Arbeit leuchten sollten, waren

schon über die Hälfte niedergebrannt, ohne daß es der Magister bemerkt zu haben schien.

Magister Eusebius, der sonst die Aufmerksamkeit selber war, so daß ihm auch nicht das kleinste Geräusch zu entgehen pflegte, war ganz in seine Gedanken versunken.

Man sagte, daß er die Fliegen an der Wand laufen hörte, und jetzt überhörte er sogar den Tritt eines Menschen.

Pater Augustinus betrachtete ihn schweigend und mit ungetheilter Aufmerksamkeit; der Magister schien ein ganz Anderer in den wenigen Tagen geworden zu sein, welche ihn von dem Pater trennten.

Der sonst so rüstige Mann schien um wenigstens zehn Jahre gealtert zu sein. Die Schriftstücke lagen unberührt vor ihm ausgebreitet, doch sein düsteres Auge ruhte nicht auf ihnen.

Er war augenscheinlich in tiefen Selbstbetrachtungen verloren, so daß er von der Außenwelt und den Dingen, die ihn umgaben, nichts bemerkte.

Der Pater Augustinus hustete, um seine Gegenwart anzukündigen, doch der Magister wandte nicht den Kopf, um von seinem Dasein Notiz zu nehmen, so daß ihn der Pater Augustinus für todt gehalten hätte, wenn nicht die schweren Seufzer, die von Zeit zu Zeit seiner gepreßten Brust entstiegen, ihn über diese Befürchtung hinwegsetzten.

„Was geschehen soll, muß bald geschehen," preßte Magister Eusebius endlich hervor, „wenn ich nur einen zuverlässigen Boten wüßte, der den Ritter Jugurt von der Meinhardsburg von dem benachrichtigte, was ich weiß und welches Geheimniß mir schier das Herz abdrückt."

„Ach," fuhr er fort, „wenn es dem Ritter Ehrhardt von Hartenfaust doch gelänge, den Aufenthalt des geächteten Ritters von Dyskirchen zu erspähen."

Der Magister Eusebius drohte wieder in seinen Tiefsinn zu verfallen, doch es lag [illegible] n der Absicht des Paters Augustinus, den stillschweigenden Beobachter eines stummen Nachgrüblers zu

machen, daher trat er einen Schritt näher und legte vertraulich die Hand auf die Schulter des Magisters Eusebius, der wie vom Blitze getroffen schnell herumfuhr, und den Pater Augustinus anstarrte.

„Ha, wie kommt Ihr hieher?" rief er mit lauter Stimme, ohne sich nur die leiseste Mühe zu geben, sein Erstaunen verbergen zu wollen.

„Ich bin gekommen," antwortete Pater Augustinus leise, „weil ich ein besonderes Geheimniß entdeckt, dessen unberufener Zuhörer ich geworden bin, und nun hoffe ich, daß es unseren vereinten Anstrengungen gelingen wird, die Hände des Ritters Richard und der edlen Jungfrau Veronika durch das Band der Ehe zu vereinigen."

Magister Eusebius sprang wie elektrisirt von seinem Sessel in die Höhe, indem er den Pater Augustinus anstierte und in abgebrochenen Sätzen zu ihm sprach:

„Was wißt Ihr von Ritter Richard?"

„Ich weiß noch mehr," entgegnete Pater Augustinus lächelnd, „mir geht es wie Cäsar, und ich kann mit ihm ausrufen:

Veni, vidi, vici *,

denn ich sah den Ritter Richard zu Füßen der Edelfrau Barbara von Dyskirchen liegen, die ihm ihren mütterlichen Segen liebevoll ertheilte."

„Diese Liebe wird den Ritter noch mit vielen Sorgen erfüllen, denn ich fürchte, daß Ritter Jugurt von der Meinhardsburg es nie und nimmermehr zugeben wird, daß seine Tochter, auf die er seinen ganzen Stolz gesetzt hat, ihre Hand einem vermögen- und namenlosen Landstreicher reichen wird."

„Das würde er nicht thun, besonders wenn er im Stande wäre, über das liebende Herz einer Jungfrau zu gebieten. Aber so ist die Liebe ein eigenthümlich Ding, und fragt nicht, in wel-

*) Veni, vidi, vici, ich kam, ich sah, ich siegte.

chem Herzen sie Platz nehmen und auf welchen Gegenstand sie fallen soll."

Magister Eusebius schaute den Pater Augustinus betroffen an, doch dieser fuhr unbeirrt fort:

„Ich kenne den Ritter Richard besser, als Ihr es vermeinet, und wenn Ihr mir ein aufmerksames Ohr schenken wollet, so will ich Euch im Vertrauen mittheilen, weß Stammes der Liebhaber Veronikas ist."

„Wie, das wüßtet Ihr wirklich?" frug Magister Eusebius betroffen.

„Ich weiß es und bin bereit, es Euch mitzutheilen."

„Sprechet, ich höre."

Ritter Richard ist der Sohn eines rheinischen Rittersmannes, dessen Name es wohl mit einem Jeden aufzunehmen vermöchte."

„Wer ist es?" unterbrach ihn der Magister Eusebius, indem er mit beiden Händen seinen Arm umklammerte und ihm leuchtenden Blickes ins Auge schaute, „sprechet, Pater Augustinus, Eure Worte klingen mir wie Cymbeln und himmlische Musik in den Ohren. Nennet mir den Namen des rheinischen Ritters, der sich Vater des edlen Richard nennen darf, und das schwöre ich Euch, daß ich Einer der Ersten sein werde, der mit Triumph die Hand der Edeljungfrau Veronika von der Meinhardsburg in die Hand Richards legen würde, denn seine eigene edle Gesinnung habe ich erforscht, und auch Ritter Erhardt von Hartenfaust würde stets bereit sein, als Bürge dafür einzutreten, und bei Erforderniß sein halbes Vermögen mit ihm zu theilen, denn schon zwei Mal war es dieser junge Ritter, der ihn im Kampfe mit dem eigenen Leibe deckte."

„Was Ihr saget, Magister Eusebius, erfüllet mein Herz mit Freude. Nun so sprechet und nennet den Namen des Ritters an unserem schönen Rheinstrome, und haltet damit nicht so geheimnißvoll hinter dem Berge, als ob es eine Sünde wäre, diesen Namen zu nennen."

„Es ist auch fast eine Sünde, diesen Namen auszusprechen,

doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß der Kaiser in Anbetracht der Thaten dieses jungen Helden den Namen des Vaters, der auf Euren eigenen Antrag aller ritterlichen Würden und Ehren entsetzt ist, wieder herstellen wird."

Wie, solltet Ihr den Ritter von Dyskirchen meinen?"

„Ihr habt den Namen ausgesprochen; er und Niemand anders ist der Vater des edlen Ritters Richard."

„Alle Hoffnung ist dahin," seufzte Magister Eusebius, den Arm des Paters Augustinus, den er bis dahin mit beiden Händen umklammert hatte, loslassend; „der Ritter Jugurt von der Meinhardsburg wird es niemals gestatten, daß der Sohn seines Todfeindes seine einzige Tochter heimführe, zumal dieser vermögens- und namenslos dasteht. Ritter von Dyskirchen ist geächtet und ausgestoßen aus dem Ritterstande; ich bedaure seinen unglücklichen Sohn, daß er für die Fehler und Verbrechen des Vaters einstehen muß; aber so ist es, die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied."

„Wenn dem so ist, wie Ihr sagt, müßte ich an der Gerechtigkeit des Himmels zweifeln, denn Ritter Richard, dem es nicht vergönnt ist, auf ein unbeflecktes Ahnenschild zu pochen, wird nicht ermangeln, durch eigene Verdienste die Scharten auszuwetzen, welche früher die Unklugheit seines Vaters in das Ritterschwert schlugen."

„Ich will es ihm wünschen," sagte Magister Eusebius herzlich, „doch Mann, der Ihr Alles zu wissen scheint, offenbaret mir, wer die Mutter des Ritters Richard ist!"

„Das weiß ich nicht!"

„Nun gut, so will ich Euch die andere Hälfte des Geheimnisses klar machen; werfet einen Blick in diese Schriften, und Ihr werdet Mitleid mit mir, der Mutter des Ritters Richard, und mit ihm selbst haben."

Pater Augustinus warf einen staunenden Blick auf den Magister Eusebius, der mit einer Erregung, die ihm, dem besonnenen Manne, sonst völlig fremd war, im Zimmer auf und nieder ging,

dann plötzlich stehen blieb, und ihn fast gewaltsam auf den Sessel vor dem Schreibtische niederdrückte, indem er mit zitternder Stimme zu ihm sagte, sich vergeblich bemühend, seine innere Erregung zu bekämpfen:

„Leset, und Ihr werdet begreifen, daß ich nicht beim Kaiser meinen Einfluß aufbieten kann, um dem Ritter Richard die Ehre, die seinem Vater geraubt worden ist, wieder zu verschaffen; ebenso verbietet es mir mein Stolz, den Ritter Jugurt von der Meinhardsburg anzugehen, seine Einwilligung zu dieser Heirath, welche, ich leugne es nicht, das Glück des Ritters und der Edeljungfrau Veronika von der Meinhardsburg ausmachen würde, zu geben."

„Was werde ich erfahren müssen!"

„Leset, und es wird Euch alles dasjenige, was Ihr noch nicht wisset, offenbar werden; der Schleier, der Eure Augen umhüllt, wird, nachdem Ihr Kenntniß von diesen Schriften genommen haben werdet, weggezogen sein, und Ihr vor der Macht des Schicksals entsetzt Euer Haupt beugen. Wie ich erschüttert war, als ich diese Schriften in die Hände bekam, werdet Ihr begreifen. Ihr werdet mich bedauern, Pater Augustinus, und meinen Schmerz zu würdigen wissen, als ich den Stand der Dinge erfuhr und hier die traurige Wahrnehmung machen mußte, daß die Edeljungfrau Veronika von der Meinhardsburg ihr Herz an den Ritter Richard verschenkt habe. Ritter Richard ist muthig und edel gesinnt, ich wage es nicht, ihn unwürdig zu nennen, und dennoch fürchte ich Unheil von der Liebe zu dieser Jungfrau."

„Warum fürchtet Ihr das?"

„Leset," wiederholte Magister Eusebius abermals mit zitternder Stimme, „und Ihr selbst werdet bekennen, daß ich es nicht vermag, ein Lied zu seinem Lobe zu singen, ohne den Schein der Eigennützigkeit und Selbstsucht auf mich zu laden; dennoch fühle ich mich nicht stark genug, das Band, welches ihn an die Edeljungfrau Veronika von der Meinhardsburg knüpft, gewaltsam zu zerreißen. Ich kämpfe mit mir selbst, und habe schon stundenlang grübelnd vor diesen Schriftstücken gesessen, Tage und Nächte habe

ich gerungen, um einen Entschluß zu fassen, aber immer fühlte ich mich zu schwach, um die Kette zu zerreißen, welche meine Hände umschlungen hielt."

„Fasset Muth, Ihr habet Freunde, die den besten Willen haben, wenn es irgend in menschlicher Möglichkeit liegt, Euch zu trösten; und auch ich wäre gern bereit, mein Hab und Gut aufzuopfern, wenn es mir gelänge, dadurch ein Scherflein der Dankbarkeit auf den Altar der Freundschaft niederzulegen."

„Leset," sprach Magister Eusebius, „und dann saget mir offen und ehrlich, ob ich es wagen darf, die Freundschaft des Ritters Jugurt für mich in Anspruch zu nehmen, um ihn zu bewegen, die stolzen Hoffnungen, die er auf seine einzige Tochter gesetzt hat, aufzugeben, damit er deren Glück für das ganze Leben an einen namenlosen Ritter binde."

„Ich komme Eurem Wunsche nach, und werde die Schriften durchsehen, welche Euch so viel Sorge machen; doch muß ich gestehen, daß mir Eure Besorgniß den Appetit erregt hat, und ich vorerst einen Becher Wein zu mir nehmen muß, ehe ich mich an die Arbeit wage."

Stillschweigend stellte Magister Eusebius zwei krystallene Kelche auf den Tisch, welche er mit Wein füllte.

Beide Freunde nahmen die Kelche zur Hand, und indem sie anstießen, daß die Gläser einen lauten Klang von sich gaben, rief Pater Augustinus aus:

„Auf eine glückliche Zukunft!"

„Ich wage es nicht, darauf zu trinken, meine Pulse beben, meine Brust ist beengt; ich zittere wie ein junger Baum im Gewittersturme."

„Trinkt immerhin darauf und seid heiter, und lasset den düsteren Ausdruck aus Eurem Antlitze verschwinden und hoffet das Beste."

„Auf eine gute Hoffnung stoße ich an, sie möge immer der Stern sein, der den Ritter Richard bis zu seinem Grabe voranleuchtet."

„Ich kann Euch sagen, daß Ihr mich durch Eure seltsamen Reden begierig gemacht habt, den Inhalt dieser Schriften zu durchforschen, welche einen Mann wie Euch so außer aller Fassung zu bringen vermögen."

„Lest," gebot Magister Eusebius statt einer anderen Antwort, indem er auf einem Sessel Platz nahm, der dicht bei dem noch unberührten Ruhebette stand.

Es vergingen mehrere Stunden, ohne daß auch nur ein einziges Wort zwischen dem Magister Eusebius und dem Pater Augustinus gewechselt worden wäre; je weiter der Letztere las, desto mehr wurde sein Interesse angeregt; er schien förmlich die einzelnen Buchstaben der Documente zu verschlingen; er öffnete und faltete dieselben wieder zusammen und legte sie, in zwei Theile getrennt, vor sich hin.

Er konnte mitunter Ausrufe der Ueberraschung nicht unterdrücken, und als er endlich die Lectüre beendet hatte, schlug er so heftig mit der Faust auf den Tisch, daß der Magister Eusebius aus seinem leichten Schlummer emporschreckte und seine Blicke erstaunt auf den Pater Augustinus heftete.

Er stand auf, trat nahe an den Tisch heran, und sprach mit Entsetzen:

„Was ist Euch begegnet, Pater Augustinus, daß Ihr Euch also geberdet?"

Anstatt zu antworten, sprang Pater Augustinus von seinem Sessel empor, breitete seine Arme aus und drückte den Magister Eusebius an seine Brust, indem er ihn herzhaft küßte und laut ausrief:

„Ich beneide Euch, Magister Eusebius, um das Glück, welches Euch anlächelt."

„Welches Glück?" fragte der Magister erstaunt, welcher Mühe hatte, sich der immer auf's Neue wiederholenden Zärtlichkeit des Paters Augustinus zu erwehren, dessen Augen vor lauter Freude strahlten.

„Ich habe die Schriften gelesen und von allen Documenten

Kenntniß genommen, und abermals wiederhole ich Euch, Ihr seid der glücklichste aller Väter."

„Ich verstehe Euch nicht, habt Ihr denn ganz vergessen, daß ich nicht von edler Geburt bin, und es demnach die Sprossen meines Stammes auch nicht sein können?"

„Was will die Geburt besagen, wenn so große Tugenden wie Eure eigenen und die des Ritters Richard in die Wagschale fallen? Der Kaiser muß Euch einen Adelsbrief ertheilen und die Wappenschilde des Ritters von Dyskirchen von der ihn betroffenen Reichsacht befreien."

„Der Kaiser kennt aber diese Documente nicht."

„Nun, so werdet Ihr sie ihm übersenden, damit er sie kennen lerne."

„Nie und nimmer soll er durch mich von diesen Schriftstücken ein Wort erfahren."

„Warum nicht?"

„Ich will über das Haupt des Ritters von Dyskirchen nicht eine neue Schmach bringen; ich will nicht für den durch mich Angeklagten um Gnade flehen, zumal die ihm zukommenden Wohlthaten den Schein des Eigennutzes und der Selbstsucht auf mich werfen müßten."

„Nun so behaltet diese Documente für Euch, der Kaiser wird sie Euch nicht abverlangen. Sprecht nur ein Wort und eingedenk aller der Dienste, die Ihr ihm und dem Reiche geleistet habt, wird er sich bewogen fühlen, Euch allsogleich einen Adelsbrief auszufertigen. Sprechet diese Bitte aus und Euer Wunsch wird auf der Stelle erfüllt werden."

„Ich will aber dieses Wort nicht aussprechen."

„Nun so schweiget und verschließet Eure Wünsche in Eure Brust. Es wird dem Kaiser nichts Anderes übrig bleiben, als Eure Wünsche zu errathen, und gewißlich werdet Ihr nicht zu ängstlich sein, um Euren Freunden zu gestatten, hin und wieder einen leisen Wink fallen zu lassen."

„Nein, nein, das dürft Ihr nicht, ich will nicht, daß der

Kaiser auch nur ein einziges Wort von diesen Documenten erfahren soll!"

„Euer Wille, Herr Magister Eusebius, ist mir stets heilig gewesen; doch da diese Documente und Schriftstücke zum Theil auch den Ritter Jugurt von der Meinhardsburg angehen, so werdet Ihr mir schon einmal verstatten müssen, ihm davon Kenntniß zu geben."

„Nicht alle Documente sind es, von denen er Kenntniß nehmen darf, und ich habe sie schon abgesondert und auf die Seite gelegt."

„Ich sah es, Herr Magister, und habe sie in ein Bündel zusammengeschnürt, da ich es mir nicht nehmen lassen werde, sie ihm eigenhändig zu überreichen, es sei denn, daß Ihr mich begleiten wolltet."

Der Magister schüttelte traurig mit dem Kopfe und machte eine verneinende Geberde.

„Nun, wie Ihr wollt, bleibet meinetwegen hier, aber verbannet von Eurem Antlitze den Ausdruck der Trauer und seid heiter und guter Dinge, denn es wird am Ende sich Alles noch zum Besten kehren, darum vertrauet auf Gott und seine Allmacht. Jetzt aber labet Euch an einem Becher Wein."

„Nein, ich kann nicht trinken, meine Kehle ist wie zugeschnürt, meine Brust ist beengt und nur mit großer Mühe vermag ich zu athmen."

„Seid stark, mein Freund, nehmet Eure Thatkraft zusammen und erhebet Euren Geist, damit Ihr nicht als Schwächling erscheinet, wo Ihr im Gegentheil doch als Herr und Gebieter auftreten könnet."

Der Magister schüttelte abermals mit dem Kopfe und sagte in bestimmtem Tone:

„Ich will es nicht, daß vor meinem Tode ein Wort von diesen Schriftstücken verlaute."

„Euer Wille ist mir heilig, wenn er Eure eigene Person betrifft, doch in diesem Falle gebietet es mir meine Pflicht, auch

gegen Euren Willen zu sprechen, denn mit Eurem Schweigen würdet Ihr das Lebensglück der einzigen Tochter des edlen Ritters Jngurt von der Meinhardsburg und des Ritters Richard vernichten, und hierzu habt Ihr kein Recht, Gott will es nicht, es darf nicht sein!"

Magister Eusebius sah den Pater Augustinus sprachlos vor Verwunderung an, doch dieser ließ die Documente alle und ohne Ausnahme in die weite Tasche seines Mantels verschwinden, und ehe der Magister Eusebius ein Wort zu sprechen vermochte, hatte er seinen Hut schnell von der Wand genommen und ihn aufgestülpt.

„Gott befohlen, Herr Magister!" sagte Pater Augustinus, indem er ihm die Hand schüttelte, „hoffentlich werden wir uns bald wiedersehen; bis dahin möget Ihr Euch üben, ein freundliches Gesicht zu machen und eine heitere Miene anzunehmen."

„Wo wollt Ihr hin, was fällt Euch ein, Ihr habt ja die Schriften zu Euch gesteckt, die ich so sorgsam gesondert und geordnet habe?"

„Ganz gewiß habe ich das gethan, und, so Gott will, werde ich den besten Gebrauch davon machen."

Magister Eusebius wollte den Pater Augustinus am Mantel ergreifen, doch dieser entzog sich gewandt seinen Händen und schlüpfte zur Thüre hinaus.

Ehe Magister Eusebius eigentlich wußte, was er thun sollte, hörte er den Hufschlag zweier Pferde, welche sich im eiligen Galopp von dem Wirthshause entfernten; er wollte rufen, doch seine Stimme versagte ihm den Dienst; gleichzeitig besann er sich, daß Niemand eine Ahnung von dem Vorhandensein dieser Schriftstücke haben durfte.

Er öffnete das Fenster und schaute in die Nacht hinaus. D sah er, wie zwei dunkle Gestalten bereits um die Ecke der Landstraße bogen; es war zu spät, ihnen zuzurufen und seufzend zog sich der Magister Eusebius in sein Zimmer zurück, indem er vor sich hinmurmelte:

„Ach, Pater Augustinus, was habt Ihr mir gethan, o, wenn Ihr es wüßtet, mit welcher ängstlichen Sorgfalt ich das Geheimniß, welches diese Dokumente bekunden, bewahrt habe, so würde es Euch auf der Seele brennen, mir diese Schriftstücke zu entreißen. Was wollt Ihr damit thun, werdet Ihr nicht meinen Namen den Mißdeutungen der Welt aussetzen? Ich wollte büßen und mich hinter Klostermauern zurückziehen, aber ich werde gewaltsam in die Welt hineingetrieben, um den Kampf mit dem Schicksale auf's Neue zu beginnen."

Ein leises Pochen an der Thür störte ihn aus seinen Selbstgesprächen auf und machte ihn erbeben.

Das Klopfen wurde wiederholt und auf seinen Hereinruf trat der Ritter Richard in das Zimmer.

„Verzeihet, daß ich Euch störe, doch es ereignen sich Wunderdinge in diesem Hause, so daß ich gekommen bin, um bei Eurer Gelehrsamkeit Trost zu suchen."

„Was ist denn geschehen?" fragte Magister Eusebius mit einer Theilnahmlosigkeit, die den Ritter Richard an dem sonst so lebenswarmen Manne auffiel, und fast entmuthigt, berichtete er von der geheimnißvollen Stimme, die ertönte, als er zu ungewohnter Stunde in besonderer Unterhaltung mit den beiden Edeldamen hinbrachte.

Der Magister Eusebius beachtete kaum die Worte des Ritters Richard, so daß dieser von Neuem anhub:

„Es war schon Mitternacht geworden, als ich mich in mein Zimmer zurückbegab, ohne daß ich daran dachte, mich dem Schlaf hingeben zu wollen. Die räthselhafte Stimme, die noch deutlich in meinen Ohren hallte, versetzte mich in eine fieberhafte Unruhe, ich wollte meine glühende Stirne an der Nachtluft abkühlen und öffnete das Fenster. Als ich in die Nacht hinaussah, zog ein Diener, den ich bisher noch nicht bemerkt hatte, zwei gesattelte und völlig aufgezäumte Pferde aus dem Stalle, indem er ausrief: Die Gäule sind ausgeruht und wir werden die kurze Strecke zurücklegen, die uns von dieser Herberge trennt. Aufgesessen, befahl

ein Mann in langem Mantel, mit einer so lauten Stimme, als ob ein Rittersmann den Angriff eines festen Thores anordnen würde. Den Mann selbst konnte ich nicht erkennen, aber die Stimme war mir nicht unbekannt und ich wollte darauf schwören, daß es dieselbe gewesen sei, welche im Laufe der Nacht mir ihren Glückwunsch zu meiner Liebe, zu der edlen Veronika, dargebracht hatte. Ich wollte rufen, doch die Worte blieben mir in der Kehle stecken, da ich ganz Auge und Ohr war und voller Ueberraschung auf die stolze Gestalt sah, welche sich mit Gewandtheit und ritterlichem Anstande in den Sattel schwang. Der Mann trug nur das bescheidene Gewand eines Dieners der Kirche, aber jeder Zoll war an ihm ein Rittersmann. Ihr hättet es sehen sollen, mit welchem Anstande er im Sattel saß und wie er das sich unter ihm bäumende Pferd mit fester Hand zügelte. Plötzlich drängte er sich an dem Diener vorbei, ließ dem Gaule die Zügel schießen und flog wie ein Pfeil in die Nacht hinaus. Ich war ganz Auge und in Bewunderung verloren, die Sprache verging mir, als ich einen geistlichen Herrn in so aufrechter Haltung in die Nacht hineinsprengen sah. So lange ich den Hufschlag der Rosse vernehmen konnte, war ich an dem Platze am Fenster wie festgebannt und erst als die beiden Reiter meinem Auge und Ohr entschwunden waren, konnte ich das Fenster verlassen. Mir war es, als ob eine Geistererscheinung mich befangen hätte, und um mich wieder in die Wirklichkeit zurückzuversetzen, ergriff ich meine Kerze und begab mich in den Stall hinunter, um unsere Gäule in Augenschein zu nehmen, doch hier wartete meiner ein neuer Schrecken, denn unsere Pferde waren hinweggeführt; anstatt ihrer lag ein Pergamentstreifen am Boden, welcher folgende Worte trägt:

> Magister Eusebius wird es bekunden, daß ich kein Rossedieb bin, trotzdem muß ich Eure Gäule entführen, denn nur dadurch, daß ich es thue, bin ich einigermaßen gesichert, daß Ihr meine Rückkehr erwartet.
>
> Den Ritter Richard verpflichte ich bei seiner Ritterehre und bei der Liebe, die er für die Edeljungfrau

Veronika hegt, diese Herberge nicht zu verlassen, bis ich selbst komme, um ihn abzuberufen.

Der Magister Eusebius wird jede Bürgschaft für mich übernehmen, er kennt mich, wenn er auch nicht meinen Namen nennen wird, um nicht sein eigenes Geheimniß vor der Zeit Preis zu geben.

Ich empfehle Euch, bis zu meiner Rückkunft Euch zu gedulden, und sollte diese Schrift in die Hände des Ritters Richard gelangen, so bitte ich ihn, um seines eigenen Glückes Willen, ein sorgsames Auge auf den Magister Eusebius zu richten und ihn nicht entwischen zu lassen.

Pater Augustinus."

Der Magister Eusebius nahm diese Schrift zu Händen; er überlas sie mehr als einmal, trat dann an das Licht und verbrannte sie, so daß nur ein Häuflein Asche übrig blieb.

„Schweiget über das, was Ihr gesehen und gehört habt. Der Pater Augustinus ist ein edler Mann, der nur das Beste will, seine Absichten sind stets edel und auf Euch komme alle der Segen, welchen er auszuspenden vermag. Erwartet ihn hier, wie er es Euch geheißen, doch mich lasset hinausziehen in die weite Welt, ich will das irdische Glück nicht mehr an meine Fersen heften, sondern in einem Kloster, in tiefer Abgeschlossenheit von der Welt, mein Heil im Gebete suchen, wo ich hoffe, den Trost und den Beistand der Heiligen zu finden, damit der ewige Richter mir meine Fehler und Verbrechen, wenn ich solche auch nur aus unbegrenzter Liebe begangen habe, dereinst vergeben möge. Pater Augustinus ist ein Ehrenmann, was er beschließen wird, das thut, es kann Euch nur zum Vortheil gereichen."

Ritter Richard wollte es versuchen, den Magister umzustimmen, daher bot er Alles auf, um ihn zum Bleiben zu bewegen, doch dieser wehrte ihm mit der Hand ab, hängte seinen Mantel um, dessen Kapuze er bis weit über das Gesicht hineinzog, nahm einen wuchtigen Knotenstock von der Wand und verließ das Gemach und das Haus.

Nach wenigen Sekunden schritt der Magister auf der Landstraße einher, er schlug denselben Weg ein, welchen Pater Augustinus mit seinem Begleiter genommen hatte.

Ritter Richard wollte ihm folgen, doch der Hufschlag eines Pferdes, welches sich in schnellem Tempo der Herberge näherte, nahm seine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Es war ein einzelner Reiter, der daher gebraust kam, der kaum des Ritters Richard ansichtig wurde, als er sein Barett vom Kopfe nahm und es vergnüglich schwenkte.

In kurzer Zeit hatte der Reiter den Hof erreicht und dem Herbergswirthe, welcher, sich die müden Augenlider reibend, aus dem Stalle trat, die Zügel zugeworfen, als er in das Haus hineinstürmte, mit hastigen Schritten die Treppe hinaufeilte und den Ritter Richard, welcher ihm schon entgegenkam, in seine Arme schloß und stürmisch an seine Brust drückte.

„Seid Ihr schon zurück, Ritter Erhardt von Hartenfaust?“

„Ja, mein Freund, ich konnte schneller zurückkehren, als ich selbst gehofft habe, und wie ich annehmen darf, wird sich der scharfe Ritt glänzend belohnen. Meine kühnsten Hoffnungen sind übertroffen, ich habe den Ritter von Dyskirchen gesehen und weiß jetzt, daß er sich in einer Felsenhöhle versteckt hält, die dem verschmitzten Herbergswirthe bekannt ist. Doch jetzt sorget für einen guten Trunk, denn der scharfe Ritt hat mich hungrig und durstig gemacht.“

Ritter Richard wollte ihm die Vorfälle, die sein ganzes Ich beschäftigten, berichten, doch Ritter Erhardt von Hartenfaust war nicht geneigt, ihm jetzt Gehör zu schenken, sondern sprach in zutraulichem Tone zu ihm:

„Lasset das jetzt, mein theurer Gefährte und Waffenbruder, wenn wir erst gemüthlich bei einem Kruge Wein beisammen sitzen, möget Ihr mir Euer Herz öffnen und die Geheimnisse, die Euch zu bedrücken scheinen, mir mittheilen.“

Ritter Richard sah nun wohl, daß er im gegenwärtigen Augenblicke vorerst für das leibliche Wohlbehagen seines Freundes sorgen

mußte, daher nahm er ihm den schweren Reitermantel ab und führte ihn in ihr gemeinschaftliches Zimmer, wo er mit ihm an einem hölzernen Tische Platz nahm, auf welchem noch ein Krug Wein stand, der noch beinahe bis zum Rande gefüllt war und neben welchem sich zwei Becher befanden, die Ritter Erhardt von Hartenfaust, ohne irgendwelche Aufforderung dazu abzuwarten, voll schenkte, und den einen davon dem Ritter Richard darbot, während er den anderen selbst zur Hand nahm, und, indem er mit seinem Freunde anstieß, ausrief:

„Seid nicht so traurig, mein Freund, verscheuchet die düsteren Wolken von Eurem Antlitz, es wird Alles zu Eurem Wohle ausschlagen. In wenigen Tagen werdet Ihr nicht mehr elternlos und ohne Namen einher irren müssen."

„So saget mir, was Euch so freudig stimmt, welche Gewißheit über mein Schicksal ist Euch geworden? Ihr sehet so freudig aus, welches Glück habt Ihr mir zu verkünden?"

„Noch nichts, doch hoffet das Beste!"

Ritter Richard, dessen Auge schon in unbewußter Freude schimmerte, ließ den Kopf wieder traurig sinken.

„Ihr seid stets zaghaft, wenn es sich um Eure Geburt handelt, ich kenne Euch, es ist eine alte Leidenschaft von Euch, immer zu verzagen, sobald dieser heikle Gegenstand berührt wird, doch dieses Mal werdet Ihr sehen, daß Euch die Hoffnung nicht täuschen wird, wenn Ihr Euch ganz rückhaltslos derselben überlasset."

„O, saget mir, was Ihr wisset, ich brenne vor Begierde, die näheren Umstände zu erfahren."

„Nur Geduld, mein Freund, was ich vermuthe, bedarf noch der Bestätigung, ehe ich mit Brief und Siegel vor Euch hintreten kann und sagen: Ihr seid der Sohn dieses oder jenes Ritters!"

„O, warum nennt Ihr mir den Namen meines Vaters nicht, warum umhüllt Ihr das, was Ihr wißt, so sorglich mit dem Schleier des Geheimnisses, warum schweigt Ihr, wo Ihr selbst wisset, daß mein ganzes Glück an Euren Lippen hängt?"

„Ich schweige, um Eurer selbst willen, da es nicht in meiner

Absicht liegt, eine Hoffnung in Euch zu erregen, deren Täuschung Euch für immer niederbeugen müßte. Ich schweige, bis dasjenige, was ich entdeckt habe, zur unumstößlichen Gewißheit geworden und mit Brief und Siegel verbürgt ist. Doch saget mir, wo ist Magister Eusebius? Er ist der Mann, der uns in unserer Noth helfen könnte, er ist sicherlich im Besitze derjenigen Dokumente, welche Eure Herkunft mütterlicherseits feststellen."

„Magister Eusebius hat vor Kurzem die Herberge verlassen und ich glaube nicht, daß er hierher zurückkehren wird."

Ritter Erhardt von Hartenfaust war heftig erschrocken ob dieser neuen Kunde und den Becher, den er schon erhoben hatte, um aus demselben einen kräftigen Zug zu thun, setzte er geräuschvoll wieder auf den Tisch, indem er sich hastig an seinen Freund wandte und zu diesem sagte:

„Wie, Magister Eusebius hat dieses Haus verlassen, und gerade jetzt, wo nur er mich in meinen Nachforschungen unterstützen könnte?"

„Ja, ich sagte es, er ist fort, und bei seinem Scheiden gab er mir noch den Befehl, dieses Haus nicht zu verlassen, sondern darin auszuharren, bis ich Weiteres von ihm hören werde."

Ritter Erhardt von Hartenfaust schlug sich vor die Stirn und rief hastig aus:

„Ich müßte sogleich wieder aufbrechen um seine Spur zu verfolgen."

„Das dürft Ihr nicht, ich kann es nicht zugeben, daß Ihr Euch meinetwegen zu Tode hetzet, trinket noch einen Becher Wein und dann pfleget der Ruhe."

„Nein, nein," entgegnete Ritter Erhardt von Hartenfaust nachsinnend, indem er von seinem Sitze aufstand und mit unruhigen Schritten im Zimmer auf- und niederging und nach einem Entschlusse zu ringen schien; dann blieb er plötzlich stehen, ergriff den Becher mit Wein und hob denselben in die Höhe, indem er plötzlich ausrief:

„Der Wein erfreuet des Menschen Herz!"

„Lasset uns plaudern und erzählet mir die Begebenheiten dieser Nacht, die Euch so sehr beunruhigt haben, daß Ihr Euer Ruhelager bisher nicht aufsuchtet. Hat der Magister Eusebius Euch geheißen, ihn hier zu erwarten, so dürft Ihr nicht ungehorsam sein und das Haus verlassen, Ihr werdet also hier bleiben, während ich mich beim Anbruche des Tages wieder aufmachen werde, um die Spur des Verschwundenen aufzusuchen."

Ritter Richard, erstaunt seinen Waffengenossen plötzlich wie umgewandelt vor sich zu sehen, nahm dessen Aufforderung gemäß, einen Becher zur Hand und trank, indem er hoffnungsvolle Blicke auf Ritter Erhardt von Hartenfaust richtete, zu welchem er nunmehr sprach:

„Die Begebnisse dieser Nacht sind bald geschildert, trotzdem geeignet genug, auf mein ganzes Leben von bedeutendem Einfluß zu sein, denn die edle Frau Barbara, die so sorglich ihren Namen verborgen hielt, hat gesprochen; sie bekundete mir, daß sie das eheliche Weib meines Vaters sei und mit Fug und Recht den Namen des Ritters von Dyskirchen führe."

„Was, das wißt Ihr, wo bleibt die Offenbarung des Geheimnisses, welches ich mit Mühe erforschte?"

„Lasset Euch dies nicht grämen."

„Nein, nein, meine Bemühungen sind doch nicht ganz so vergebens, wie Ihr befürchten müsset, denn ich hoffe, den Schlupfwinkel Eures Vaters erforscht zu haben."

„Und dann verlangt Ihr, daß ich in müßiger Ruhe hier bleiben soll, um die Rückkehr des Magisters Eusebius zu erwarten, keine Macht der Erde soll mich zurückhalten, Euch zu begleiten, um den Urheber meiner Tage an mein Herz zu drücken, o, lasset uns noch in dieser Stunde aufbrechen, denn das ungestüme Pochen meines Herzens jagt mir das Blut durch alle Adern, so daß ich jede Minute Zeitverlust für eine Ewigkeit erachte, die ich nicht versäumen darf, ohne die Hände des Ritters von Dyskirchen mit Küssen zu bedecken."

„Ihr vergesset, daß Ritter von Dyskirchen sich verborgen halten

muß, und daß man nicht zu ihm gelangt, wie zu einem freien Manne, der auf dem Sitze seiner Väter gemächlich und nach Belieben jeden Besuch empfangen kann, wie es ihm eben redlich erscheint und seinen Wünschen angemessen ist."

„Ich habe es nicht vergessen und ich danke Euch dafür, daß Ihr mich mit so zarten Worten darauf aufmerksam machet, daß Ritter von Dyskirchen den Zorn des Kaisers auf sich geladen hat, so daß er ausgestoßen wurde von dem Verbande des Reiches. Ich werde an den Stufen des Thrones für meinen Vater um Gnade flehen und ich hoffe, daß meine Bitten nicht ungehört an dem Ohre des Kaisers verhallen werden."

„Ihr habt Anspruch auf die Gewährung Eurer Bitte, der Kaiser wird mit Freuden jede Gelegenheit ergreifen, um Euch für die Dienste, die Ihr ihm geleistet habt, seine Dankbarkeit zu beweisen. Doch ob er Euch zu willfahren vermag, die Missethaten, die Ritter von Dyskirchen auf sein Haupt geladen hat, ungeschehen zu machen, ist eine Frage, die ich nicht zu entscheiden vermag. Ihr müßt nicht vergessen, daß der milde Kaiser auch zu gleicher Zeit ein gerechter Richter sein muß."

Ritter Richard wollte unwirsch emporfahren, denn die Annahme einer solchen Möglichkeit brachte sein Blut in Wallung und zornig wollte er dem Freunde in's Wort fallen; doch dieser umschlang ihn liebevoll und sagte mit tröstender Stimme zu ihm:

„Was Euch nicht zu gelingen vermöchte, wird dem Magister Eusebius ein Leichtes sein; er ist der Ankläger Eures Vaters und auch er vermag es allein, über die Vergehen desselben den Schleier christlicher Milde, Liebe und Barmherzigkeit zu decken. Er allein darf es wagen, bei dem Kaiser ein Wort der Versöhnung zu sprechen und um Verzeihung zu bitten."

„Er soll dieses Wort sprechen, so wahr ich ein Schwert an meiner Seite trage!"

Ritter Erhardt von Hartenfaust schüttelte den Kopf, dann sprach er:

„Magister Eusebius ist nicht der Mann, der sich durch Waffen-

gewalt einschüchtern läßt und der Euer Schwert, so große Achtung er auch Euren Waffenthaten zollt, es doch verächtlich ansehen würde, wenn Ihr dessen Spitze auf seine Brust setzen wolltet."

„Was soll ich aber thun?"

„Nichts, als geduldig der Dinge harren, die da nun kommen werden."

„Das vermag ich nicht, denn meine Ungeduld treibt mich von hinnen."

„Ihr müßt Euren ungestümen Sinn zügeln und gemäß dem Willen des Magisters Eusebius in Geduld auf seine Rückkehr harren."

„Ich kann es nicht."

„Ihr müßt es, wenn Ihr nicht an dem Verderben Eures Vaters schuld sein wollt. Der Magister Eusebius hat Euch gesagt, Ihr sollt ihn erwarten und Ihr müßt ihn erwarten.

„Der Magister ist ein edler Mann, der jedes Wort, welches er spricht, gleichsam auf der Wage abwiegt und wenn er das Wort ausspricht: „Es diene zu Eurem Besten, hier zu bleiben," so seiet versichert, daß er für Euch handeln wird, nm Alles zu einem guten Ende zu führen. Er ist der Mann, an dessen starkem Willen die fein angelegtesten Pläne zerschellt sind, er hat so manches Böse verhindert und er wird auch das Gute nach seinem Ermessen fördern können."

„Und ich sollte in Unthätigkeit verharren, wenn es sich um die Wiederherstellung der Ehre meines Vaters handelt, ich sollte die Hände müßig in den Schooß legen, wenn es gilt, die Ritterwürde für mich selbst wieder zu erringen?"

„Das müßt Ihr schon, der Magister Eusebius will es und Ihr müßt Euch seinem Willen unbedingt unterwerfen, denn nur durch blinden Gehorsam könnt Ihr die Erfüllung Eurer Wünsche erhoffen."

„Ich werde versuchen, unbedingten Gehorsam zu leisten, doch das sage ich Euch, allein kann ich nicht in dieser Gefangenschaft ausharren. Ihr müßt Euch schon bequemen, bei mir zu bleiben."

„Das geht nicht, lieber Freund, meine Pflicht ruft mich von hinnen und ich muß danach streben, dem Magister Eusebius seine Pläne betreffs Eurer abzulauschen. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich bis zum Anbruche des Tages Eurer weiteren Erzählung Gehör schenke. Wenn es durchaus nothwendig ist, daß Ihr mich zum Mitwisser Eures Geheimnisses macht, so sprechet, sonst aber laßt mich unbehelligt und gestattet mir, noch die wenigen Stunden, die bis zum Anbruch des jungen Tages verstreichen müssen, auf dem Ruhebett hinzubringen.“

„Es sei ferne von mir, Euch von der Ruhe abhalten zu wollen, denn ich weiß gar wohl, daß Ihr Euch dieselbe kürzlich zumesset, zumal wenn es gilt, Euren Freunden einen Dienst zu leisten.“

„Was in meinen geringen Kräften steht, thue ich, um für Euch das Ziel zu erstreiten, doch damit Ihr auch Euren Theil daran habt, so verpflichte ich Euch auf Euer Ritterwort, die zurückbleibenden Edeldamen zu beschirmen und zu bewachen.“

„Ha, ha,“ lachte Ritter Richard laut auf, „Ihr wollt meinem Nichtsthun eine Färbung verleihen und dem Müßiggänger den Wächtermantel umhängen. Doch ich will Euch gehorsamen und es versuchen, mit Essen, Trinken und Schlafen die Zeit zu vertreiben.“

„Ehe Ihr es Euch versehet, werde ich zu Euch zurückkehren und Euch aufrufen, nun die Palme des Sieges zu brechen.“

„Amen, sagte die geheimnißvolle Stimme,“ entgegnete Ritter Richard, welcher plötzlich Leben gewonnen, „die sicherlich meine Unterhaltung mit den Edeldamen belauscht hatte, aber deren Ursprung ich nicht zu ermitteln vermochte.“

„Von welcher Stimme sprecht Ihr?“ fragte Ritter Erhardt von Hartenfaust, aufmerksam werdend, der seine Müdigkeit völlig verloren zu haben schien.

Ritter Richard machte ihm nun eine ausführliche Schilderung von allem, was sich Sonderbares ereignet hatte, er hob besonders hervor, daß nicht er allein diese Stimme wahrgenommen, sondern auch die edle Frau von Dyskirchen und die Edeljungfrau Vero-

nicht dieselbe gehört hätten, worauf er sorgfältig alle Räumlichkeiten durchsucht habe. Leider habe er Niemand gefunden, den er in den Verdacht des Horchens nehmen könnte, denn die Thür des Magisters Eusebius war fest geschlossen, obgleich dieser noch in seinem Zimmer eine Kerze brannte. Am Schlusse bekundete er, daß er einen aparten Verschlag gefunden, worin ein Ruhebett aufgestellt worden war, in welchem jedoch Niemand gelegen hätte.

„Könnte Euch denn der Wirth nicht Auskunft geben, wie das Ruhebett an jene Stelle gekommen ist.“

Ritter Richard sprang betroffen auf, indem er sich vor die Stirn schlug und ausrief:

„Daran habe ich nicht gedacht, ich habe den Wirth nicht befragt, und dieses einfachste aller Auskunftsmittel übersehen; doch im Augenblicke soll er mir Rede stehen.“

Bevor ihn Ritter Erhardt von Hartenfaust zurückhalten konnte, war er die Stiege hinuntergeeilt und rief, unten im Hofe angekommen, mit einer Donnerstimme nach dem Herbergswirth, der mit hastigen Schritten herbeigeeilt kam und fragte, ob es denn im Hause brenne, oder sich sonst ein großes Unglück ereignet habe, welches einen solchen Lärm rechtfertige.

„Wen habt Ihr in Eurem Hause beherbergt und für wen ist das Ruhebett im Hinterraume unseres Zimmers aufgeschlagen worden?“

Der Wirth sah ihn lächelnd an, doch gab er ihm sofort keine Antwort.

„Werdet Ihr sprechen, seht Ihr nicht, daß es mich drängt, eine Auskunft von Euch zu erhalten?“

„Euch drängt es, eine Auskunft von mir zu erhalten, aber ich habe es nicht so eilig, Euch zu antworten, daher muß ich Euch bitten, Eure Fragen, die Ihr desfalls an mich richten wollt, bis auf morgen aufzusparen.“

Ritter Richard bebte vor Zorn ob dieser Antwort und stand im Begriff, sein Schwert zu ziehen, um dem Herbergswirthe für seine ungebührliche Antwort die Strafe zu geben, doch Ritter

Erhardt von Hartenfaust, der seinem Gefährten auf dem Fuße gefolgt war, legte seine Hand besänftigend auf dessen Arm und sprach:

„Nehmet mir es nicht übel, Ritter Richard, Ihr habt eine sonderbare Manier, von den Leuten eine Auskunft erzwingen zu wollen, ich wette darauf, daß ich mit weniger Worten und mit weniger Geschrei die befriedigendste Antwort von unserm Wirthe erhalte."

„Versucht Euer Heil," rief Ritter Richard unwirsch, indem er bei Seite trat.

Augenblicklich nahm Ritter Erhardt seine Stelle ein und ließ einige Goldstücke in seinem Beutel erklingen und sprach im leutseligsten Tone zu dem Wirthe:

„In dieser viel bewegten Zeit kamen mir zwei Reiter entgegen, die, obgleich sie den Anschein hatten, als wäre ihnen das Kriegshandwerk vollständig fremd, sich sorgfältig bemühten, ihre Angriffs- und Vertheidigungswaffen zu verbergen, aber nicht vermochten, mein geübtes Auge zu täuschen, um mich nicht sofort Krieger von Beruf erkennen zu lassen. Beide kamen offenbar aus Eurer Herberge, und da nur Ritter Richard und die beiden Edeldamen darinnen wohnen, so werdet Ihr schon so gut sein, mir zu sagen, wer die beiden Fremden waren, welche Euer Haus diese Nacht verließen."

„Ihr wißt mehr, als ich, Herr Ritter, denn ich habe Niemanden gesehen."

„Besinnt Euch nur," rief Ritter Richard dazwischen, „sonst werde ich bei Gott genöthigt sein, Eure Zunge mit meinem guten Schwerte zu lösen."

Der Wirth zuckte verächtlich die Achseln.

Hierüber wurde Ritter Richard noch zorniger, er stieß gewaltig mit seinem Schwerte auf den steinernen Fußboden, indem er dem Wirth einen Schritt näher trat und mit vor Zorn bebender Stimme diesem zurief:

„Für wen habt Ihr das Ruhebett hinter meinem Zimmer

aufgeschlagen, oder wollt Ihr dies auch leugnen, daß Ihr darum wißt?"

„Ich leugne es nicht, Herr Ritter, obgleich ich Euch einfach die Antwort geben könnte, daß ich das Ruhebett dort aufgestellt habe, da mir dieser Platz für dasselbe geeigneter erschien, als ein anderer."

Ritter Richard keuchte vor Wuth ob dieser Antwort des Wirths, und wäre sein Waffengefährte nicht zugegen gewesen, so hätte er sich sicherlich so weit vergessen, sein Schwert gegen den schweigsamen Hauswirth zu ziehen, doch Ritter Erhardt besänftigte ihn wieder und sprach in sanfter Weise zu dem Herbergswirth, indem er zwei Goldstücke aus seinem Beutel nahm und dieselben an den matten Strahlen der düster brennenden Stalllaterne, die der Wirth in Händen hielt, leuchten, und spielend aneinander klingen ließ, so daß der helle Klang des edlen Metalls gar zu lieblich sich in den Ohren des Herbergswirths wiederholte, dann hub er an:

„Ihr habt nun die freie Wahl, ob Ihr die beiden Goldstücke Euer eigen nennen, oder mit dem Schwerte des Ritters Richard Bekanntschaft machen wollt. Jeder von uns hat seine eigene Manier, Euch eine Antwort abzuzwingen, ich biete Euch schönes blankes Gold für eine solche, während der Ritter Richard Euch ein wenig kaltes Eisen in die Rippen stoßen möchte, um Euren Lippen ein Geständniß abzupressen. Wählet also zwischen mir und dem Ritter Richard und zwischen meinem Golde und seinem guten Schwerte."

„Die Wahl ist wohl nicht schwer, Herr Ritter, aber leider werde ich wohl auf Euer Gold verzichten müssen, denn ich wüßte nicht, wie ich dies verdienen sollte."

„Nichts ist leichter, als das," entgegnete Ritter Erhardt von Hartenfaust mit gemüthlichem Lächeln, „denn Ihr habt mir nur auf meine Fragen zu antworten, und damit es Euch nicht allzu schwer werde, nehmet ein Goldstück und legt es auf Eure Zunge, so wird dieselbe gelöst werden."

Bei diesen Worten bot Ritter Erhardt von Hartenfaust dem Herbergswirth ein Goldstück dar, welches dieser mit Begierde ergriff und in der weiten Tasche seines Wammses verschwinden ließ, dann sprach er:

„Mein Gedächtniß ist schwach und es thut mir wahrhaftiglich leid, Euch über die Reiter, die Euch begegnet sind, keine Auskunft geben zu können.“

Der Herbergswirth drehte sich um und wollte sich entfernen, doch Ritter Erhardt von Hartenfaust hielt ihn zurück und drückte ihm das zweite Goldstück, welches er aus seinem Beutel genommen hatte, in die Hand, indem er zu ihm sprach:

„Betrachtet dieses zweite Goldstück genauer und denket daran, daß ich noch zwei ganz gleiche diesem hier folgen lasse, wenn Ihr die Erinnerung in Eurem Gedächtnisse wieder wach rufet und mir offen und freimüthig bekennt, wer diese Reiter gewesen sind, welche in der heutigen Nacht bei Euch einsprachen.“

Der Wirth betrachtete das ihm dargebotene Goldstück schmunzelnd, wies es aber dennoch zurück und sagte mit ruhiger aber fester Stimme:

„Leider kann ich Euch nicht zu Willen sein, ich habe die beiden Reiter, die Euch begegneten, nicht gesehen, und wenn ich sie auch kennen sollte, so vermag ich doch nicht, Euch ihren Namen zu nennen, denn es liegt meiner Gewohnheit fern, die bei mir einsprechenden Gäste oder Fremdlinge um Namen und Stand zu befragen.“

„Ha, Ihr gebet also zu, daß andere Ritter in dieser Nacht bei Euch Wohnung genommen haben,“ unterbrach Ritter Richard den Herbergswirth mit hastigen Worten.

„Wie vermöchte ich dies zuzugeben oder zu verschweigen, da mich weder Ritter Erhardt von Hartenfaust noch Ihr darum gefragt habt, auch bin ich nicht einfältig genug, um etwaige Geheimnisse eines Andern, ohne ersprießlichen Gewinn für mich vorauszusehen, auszuplaudern.“

Ritter Erhardt von Hartenfaust hatte stillschweigend ein drittes

Goldstück aus seiner Tasche genommen. Er führte den Herbergswirth bei Seite und zischelte ihm zu:

„Bekennt, wie das Ruhebett dort hingekommen ist und für wen es bestimmt war. Wenn Ihr mir hierüber Auskunft gebt, so ist dieses Goldstück auch Euer, im andern Falle überlasse ich Euch aber dem Grimm des Ritters Richard, der, wie Ihr wißt, eine unglimpfliche Manier an sich hat, um den Leuten ihre Geheimnisse abzupressen und die Euch unter allen Umständen weniger gut gefallen wird, als die meinige. Wählet also zwischen meinem Golde und dem Eisen des Ritters Richard, dem ich Euch höchstens hülflos überlassen werde, wenn Ihr es verschmäht, meinen Worten und, wie ich wohl erwarten darf, Eurer eigenen Vernunft Gehör zu geben.“

„Furcht ist mir fremd und ich würde dem Eisen des Ritters Richard muthig die Stirn bieten, wenn ich Euch trotzen wollte, doch, Herr Ritter, Ihr mögt es mir glauben, daß ich Euch ganz ergeben bin, und es mir zum Ruhme nachsage, Euch zu dienen.“

„Ich werde Eure Dienste nicht vergessen und stets eingedenk sein, daß jeder Dienst seines Lohnes werth ist.“

Bei diesen Worten nahm Ritter Erhardt von Hartenfaust noch ein Goldstück aus dem Lederbeutel und drückte beide Goldmünzen dem Wirthe abermals in die Hand, welcher mit vergnüglichem Lächeln den ihm gespendeten reichen Lohn in seiner weiten Tasche verschwinden ließ, den Ritter auf die Seite führte und ihm in das Ohr flüsterte:

„Was Eurer Drohung nie und nimmer gelungen wäre, habt Ihr von meinem guten Herzen errungen, und gerne will ich Euch das Geheimniß anvertrauen, nach welchem Ihr wahrhaft zu lechzen scheint.“

„Lasset nur Euer gutes Herz sprechen und es soll Euer Schaden wahrlich nicht sein.“

Das Klingen des Goldes, welches Ritter Erhardt von Hartenfaust in seinem Beutel rührte, war eine liebliche Musik in den Ohren des Herbergswirthes, doch schaute er mit besorgten Blicken

um sich, damit er sich versicherte, daß kein unberufener Horcher in der Nähe stände.

Hierüber beruhigt, neigte er sich an das Ohr des Ritters Erhardt von Hartenfaust und machte ihm mit so leiser Stimme eine längere Mittheilung, so daß selbst der in der Nähe stehende Ritter Richard kein einziges Wort vernehmen konnte.

Ganz im Gegensatze des scheu um sich blickenden Wirthes geberdete sich der Ritter Erhardt von Hartenfaust, und ohne sich auch nur die geringste Mühe zu geben, seine Stimme zu dämpfen, rief er dem Ritter Richard zu:

„Kommt nur herauf in das Zimmer, und so wahr mir die heilige Jungfrau ihren Schutz verleiht, werde ich mit dem Gespenst, dessen geheimnißvolle Stimme Euch und die Edeldame beunruhigte, ein lautes Wort reden und ihm Aug' in Auge gegenüber stehen."

Die Ritter begaben sich auf ihr Zimmer.

Hier angekommen, warf sich Ritter Erhardt von Hartenfaust völlig angekleidet wie er war, auf das Ruhebett und schloß die Augen, während Ritter Richard, er mochte es anstellen, wie er wollte, kein Wort aus ihm herausbrachte.

Endlich verlor er die Geduld und faßte seinen Freund an dem Arm, indem er ihn zu ermuntern versuchte.

„Ich schlafe ja nicht," murrte Ritter Erhardt von Hartenfaust, ohne aber die Augen aufzuschlagen, „sondern ich träume nur von Eurem Glücke."

„Aber so sprecht doch, ich bitte Euch darum, Ihr seht ja meine Ungeduld."

„Ich weiß Euch Nichts zu sagen. Vertrauet nur dem Manne, dessen geheimnißvolle Stimme Ihr gehört habt, und dem Magister Eusebius."

„Ist das die einzige Antwort, die Ihr mir zu geben habt, darf ich von dem Freunde nichts weiter erfahren?"

„O ja," lächelte Ritter Erhardt von Hartenfaust schlaftrunken, „Ihr sollt Alles erfahren, was ich selbst weiß, aber nur nicht jetzt, sondern wecket mich morgen bei guter Zeit, damit ich die kostbaren

Augenblicke, die mir noch verbleiben, zu traulicher Unterhaltung mit Euch benutzen kann."

„Sprecht doch jetzt, ich bin ganz Ohr und jegliche Eurer Mittheilungen wird mein Herz erfreuen."

„Ihr seid sehr selbstsüchtig, Ritter Richard, sonst würdet Ihr mir die wenige Ruhe gönnen, die ich für mich beanspruche, ich kann Euch unmöglich zu Willen sein und Euch jetzt beichten, daher lasset mich ruhen und folget meinem Beispiele und träumt süß von Eurem Liebchen."

Ritter Richard seufzte. Da er aber trotz aller Anstrengung kein Gehör mehr fand, so mußte er wohl oder übel dem Rathe des Ritters Erhardt von Hartenfaust folgen. Er setzte sich auf einen Polstersessel und lehnte sein sorgenschweres Haupt gegen das Fensterbrett.

Trotz dieser unangenehmen Stellung schlossen sich bald seine Augen, der Schlaf war seiner Herr geworden, und schon längst sandte die Sonne ihre Strahlen in das Gemach, wo des trägen Schläfers Ruhelager aufgeschlagen war.

Als er erwachte, warf er seinen ersten Blick auf das Lager des Ritters Erhardt von Hartenfaust, doch dieses war leer; er trat herzu, um sich zu überzeugen, doch als er die Decke berühren wollte, ward er eines Pergamentes ansichtig, dessen Inhalt also lautete:

„Edler Ritter Richard!

„Geduldet Euch bis zu meiner Rückkehr, es wird mir alsdann zu besonderer Freude gereichen, Euch glücklich zu sehen! bis dahin nehmet die Edelfrau Barbara von Dyskirchen und Eure liebe Braut in besonderen Schutz, lasset das Haus nicht außer Acht, und hoffet auf die glückliche Aufklärung alles Dessen, was ich als tiefstes Geheimniß in meine Brust verschließen muß.

„Ich hätte Euch aus den Armen des Schlummers gerissen, um Euch meine Vermuthungen mitzutheilen, doch da man es nur verantworten kann, den Genossen bei

schlimmen Nachrichten zu wecken, so wagte ich es nicht, Eure süßen Träume zu unterbrechen.

„Hoffet das Beste, ich werde mich freuen, der Zeuge Eures ungetrübten Glückes sein zu können; bis dahin füget Euch in Geduld, und harret der Dinge, die da kommen werden.

„Wappnet Euch mit Eurem ganzen Muthe, um die Fülle des Glückes tragen zu können, welches Eurer sicher wartet.

„Seid herzlich umarmt von Eurem treuen Waffengefährten

Erhardt von Hartenfaust.

N. S.

„Harret in Geduld und fraget nicht!“

Kaum traute er seinen Augen, mehr als einmal nahm er das Pergament zur Hand und durchflog dessen Inhalt, dann ging er in den Hof hinab, wo er sich überall umschaute, bis er den Herbergswirth fand.

Dieser kam, ein Liedchen trällernd, aus dem Stalle, und das vergnügte Lächeln, mit welchem er den Ritter Richard anschaute, machte diesen stutzig.

„Wo kommt Ihr her?“ fragte der Ritter.

„Aus dem Stalle!“ war die eintönige Antwort.

Hiermit begnügte sich Ritter Richard aber nicht, sondern legte seine Hand schwer auf den Arm des Herbergswirthes, und sagte zu ihm in drohendem Tone:

„Am hellen, lichten Tage entkommt Ihr mir aber nicht mit leeren Ausflüchten, zumal da Ritter Erhardt von Hartenfaust nicht gegenwärtig ist, um Euch in seinen Schutz zu nehmen; also rechnet nicht weiter auf dessen Beistand!“

„Ich weiß es wohl, daß ich allein bin, und von Euch keine Goldstücke zu gewärtigen habe.“

„Nein, das habt Ihr nicht, denn ich habe ein anderes Mittel,

Euch die Zunge zu lösen und Euren hartnäckigen Sinn völlig zu beugen!"

„Wenn Ihr ein Mittel habt, Herr Ritter, meine Starrköpfigkeit zu beseitigen, so habe ich ein anderes, um mich nicht fangen zu lassen."

„Und das wäre?"

„Nehmet dieses Papier."

Ritter Richard empfing aus den Händen des Herbergswirthes ein schmales Pergamentstreifchen, worauf der Ritter Erhardt von Hartenfaust mit flüchtiger Hand folgende Worte niedergeschrieben hatte:

> „Harret in Geduld, lasset die Edelfrauen nicht außer Acht und belästigt unseren Wirth nicht mit Fragen; ich gebe Euch mein Ehrenwort darauf, daß er das Geheimniß, welches über Euch und über Eurer Braut schwebt, nicht kennt.
>
> „Lebet wohl, auf Wiedersehen!"

„Wo ist der Ritter Erhardt von Hartenfaust?" frug Ritter Richard.

„Das vermag ich Euch nicht zu sagen," antwortete der Herbergswirth, „denn kaum hatte die Sonne mit ihren ersten Strahlen die Gefilde übergoldet, als Ritter Erhardt von Hartenfaust mir befahl, sein Roß aus dem Stalle zu ziehen, es zu satteln und aufzuzäumen."

„Er ist fortgeritten, ohne daß ich auch nur das Geringste gewahr wurde."

„Deshalb ließ er Euch durch mich ein schriftliches Valet überreichen."

„Gut, ich werde seine Rückkehr erwarten, doch Euch mache ich dafür verantwortlich, mir jedwedes absonderliche Ereigniß sofort anzuzeigen."

„Es soll geschehen, Herr Ritter, doch sehet, dort kommen die Edeldamen von ihrem Morgenspaziergange zurück, vielleicht findet Ihr bei ihnen nähere Aufklärung über Alles, was Euch dunkel ist."

Ritter Richard verabschiedete den Herbergswirth mit einer stolzen Handbewegung und wandte sich alsdann den Edeldamen zu, indem er sie freundlich begrüßte.

Vereint mit ihnen begab er sich in das Haus zurück und verzehrte unter traulichem Geplauder das Frühbrod, welches die zarten Hände Veronikas sorglich bereitet hatten.

Der Mann mit dem Todtenschädel.

Der unruhige Schlummer, dem sich Ritter Erhardt von Hartenfaust in die Arme geworfen hatte, war beendigt, ehe das Licht des neuen Tages hereinbrach, und da er seinen Waffengefährten nicht stören wollte, so sagte er ihm schriftlich Lebewohl und ritt ab.

Der Morgenthau lag noch auf den Gräsern, als er auf steinigem Wege in das Gebirge hineinritt, so daß er die Hauptstraße bald aus den Augen verloren hatte.

Wenige Schritte vor sich sah er einen Mann langsam dahinwandeln, der in tiefen Träumereien befangen zu sein schien.

Er gab seinem Pferde die Sporen und in wenigen Augenblicken befand er sich an dessen Seite.

Er erkannte den Magister Eusebius und mit unverhohlenem Erstaunen rief er ihm zu:

„Was sucht Ihr denn hier auf diesem einsamen Wege? Wollt Ihr die Spur des Mannes verfolgen, der heute in unserer Herberge verweilte, oder seid Ihr im Begriffe, dem geächteten Ritter von Dyskirchen in seinem Schlupfwinkel einen Besuch abzustatten?"

Der Magister Eusebius erbleichte, doch war der Ausdruck der Ueberraschung nur einen Augenblick lang auf seinem Antlitz zu lesen, und in so ruhigem Tone, wie er ihm sonst eigen war, erwiderte er:

„Der Mann, der mich heute in der Herberge aufsuchte, oder vielmehr zufällig fand, war Ritter Raimund von Overstolz, der sich gar freundlich des Geschickes des Ritters Richard annehmen will, denn er vermag viel beim Kaiser; doch ich selbst stehe im Begriffe, seine Pläne zu durchkreuzen, denn ich will es nicht, daß man mir nachsage, ich erflehte für mich selbst eine Gnade von den Menschen."

„Was habt Ihr mit dem Ritter Richard zu schaffen?" fragte Ritter Erhardt von Hartenfaust erstaunt.

„Euch will ich das Geheimniß meiner Seele anvertrauen, und dann werdet Ihr den Schmerz, der meine Seele bedrückt, ermessen können."

„Einen Augenblick geduldet Euch, Herr Magister," rief ihm der Ritter zu, indem er von seinem Pferde stieg und dieses am Zügel führte.

Als er an der Seite des Magisters Eusebius einherschritt, begann dieser mit leiser, fast einem Windhauche zu vergleichender Stimme:

„Ihr kennt das trostlose Geschick, welches mich seit meinen jungen Jahren verfolgt, und es ist noch nicht müde, mich zu peinigen, so daß ich glaube, bis zum Grabe hin unbarmherzig gefoltert zu werden. O, warum trifft mich die Strafe für meine Sünde nicht allein, und warum müssen die Kinder für die Sünden der Väter mit leiden?"

„Ihr quält Euch selbst mit unnützen Gedanken; wer vermöchte einen Stein auf Euch zu werfen? Wer wagt es, Euch zu beleidigen?"

„Es würde wohl Niemand wagen, mir Vorwürfe zu machen, aber ich selbst vermag es nicht, mich von meinen Sünden frei zu sprechen."

„Was habt Ihr denn gesündigt, daß es so schwer auf Eurem Herzen lastet, und daß es noch nicht gesühnt wäre durch die unzähligen Wohlthaten, die Ihr Euren Mitmenschen in so reicher Fülle erwiesen habt?"

„Fraget nicht, mein Herz wird schwer bedrückt durch die Widerwärtigkeit der Umstände, die auf mich einstürmen."

„Sprechet, Herr Magister, ich bin ewig in Eurer Schuld, und wenn sich mir eine Gelegenheit darböte, Euch meine Dankbarkeit zu bezeigen, so würde ich sie mit Freuden ergreifen, um Euch zu dienen."

„Ich weiß es," flüsterte der Magister dem Ritter zu, indem er gewaltsam die Thränen des Schmerzes, die in seine Augen traten, zu unterdrücken suchte, „ich weiß es, daß meine Freunde insgesammt für mich bereit wären, ihr Hab und Gut mit mir zu theilen."

„Nun, wenn Ihr das wisset, Herr Magister, so streichet Eure Falten aus dem Gesichte, und sehet froh und voller Hoffnung in den Tag hinein."

„Ihr wolltet sagen in das Grab," murmelte Magister Eusebius düster vor sich hin.

„Lasset nicht die Schwermuth den Sieg über Euch davontragen, sondern erleichtert Euer Herz, indem Ihr mir mittheilet, welcher Kummer Euch niederdrückt."

„Ihr sollt Alles erfahren, vergönnet mir nur, daß ich meine Gedanken sammle, um in geordneter Reihe die Bilder meines düsteren Geschickes zu entrollen."

Nach einer geraumen Weile begann der Magister:

„Es ist Euch bekannt, daß die Schwester Benedikta nicht die Tochter des Ritters Jugurt von der Meinhardsburg ist, sondern ich in ihr mein eigen Fleisch und Blut geschändet sah, als es dem Ritter von Dyskirchen gelang, ihre Tugend zu besiegen. Der Ritter von Dyskirchen ist, wie Euch bekannt, der verhätschelte Sohn einer Mutter, die weniger auf Bildung des Herzens und Gemüthes Anspruch machen konnte, als durch äußeren Glanz und Schimmer zu bestechen suchte. Ihren Sohn, den Ritter von Dyskirchen, verzärtelte sie, und wußte alle Vorwürfe des ungestümen und strengen Vaters von seinem Haupte abzuwenden. Das Kind wuchs zu einem lebenslustigen Jünglinge heran, und sein Vater,

der sich um nichts kümmerte, als um Jagd und Rauferei, sah es nicht ungern, daß die Mutter die Erziehung des wilden Junkers übernahm, und gab mit Freuden die Erlaubniß, daß sich dieser an fremden Höfen und auf anderen Burgen aufhielt. Der Ritter von Dyskirchen war erst zwanzig Jahre alt, als er die Herrschaft selbst übernehmen mußte, da sein Vater auf der Jagd mit dem Pferde stürzte und das Genick brach. Seine äußere Bildung war eine glänzende, sie entbehrte aber aller inneren Tiefe und jeglichen sittlichen Gehaltes. Seine Leidenschaftlichkeit stürzte ihn aus einer Liebeständelei in die andere, und er sah in dem Zerbrechen jungfräulicher Herzen nur eine Abwechselung seiner leichtfertigen Zerstreuungen. Seine Ungebundenheit vergönnte ihm alle Genüsse, die sich darboten, und ermüdet von unkeuschen Liebeshändeln jeglicher Art, suchte er jedes Mal auf seiner Burg Ruhe und Gemachlichkeit. Aber nicht lange vermochte es der feurige Sinn des jungen Burgherrn, sich auf seine Behausung zu beschränken, und gar bald versammelte er wilde Zechbrüder um sich, die nicht anders dachten als er, und im Zechen, Spielen und wollüstigen Freuden aller Art nur erlaubte Zerstreuungen erkannten. In diesem wüsten Treiben fand so manche keusche Jungfrau ihr Verderben, doch immer waren es die Töchter frohnpflichtiger Bauern, nach welchen die wilden Gesellen ihre Hände ausstreckten. Nicht lange währte es aber, daß auch nicht Wappen und Adelsschild mehr geschont wurden; die edlen Töchter der Ritter fürchteten die Burg ihrer Väter zu verlassen, und nur unter bedeutendem Geleite wagten sie sich hinaus in Wald und Feld. Die Schwierigkeiten reizten die Begierden des Ritters von Dyskirchen, und voll des Weines, verschwor er sich bei einem Zechgelage, daß ihm nach edlen Frauen lüstere, und er sich anheischig mache, ehe vierzehn Tage ins Land gingen, die Tochter eines edlen Ritters zu umarmen und sein Eigen zu nennen. „Hierzu kann Rath werden," rief ich ihm zu, „denn wisset, in der heiligen Stadt Köln rüstet man sich zu einem großen Turnier, wo die Blüthe der rheinischen Edelfrauen und Edeljungfrauen in dem Schmucke ihrer Jugend

prangen werden." Diese Worte waren von mir wie absichtslos hingeworfen, zündeten aber in dem jugendlichen Herzen des Ritters von Dyskirchen.

„Der Höllenbrand fiel gleichsam in dürres Stroh, und mit geballter Faust auf den Tisch schlagend, daß die gefüllten Weinkrüge emporschnellten, rief er in vermessenem Tone:

„Fürwahr, ich pflücke mir aus dem Strauße des reichen Damenflors die köstlichste Blume, und noch in dieser Stunde breche ich auf, um an dem Turnier in der heiligen Stadt Köln theilzunehmen.

„Viele der vom Weine in heitere Stimmung versetzten Zechgenossen spendeten ihm lauten Beifall, denn sie riefen fast einstimmig aus:

„Wir begleiten Euch, um Euren Sieg mit eigenen Augen anzuschauen, in Köln sehen wir uns wieder!"

Nach einer kleinen Pause fuhr Magister Eusebius fort, indem er mit der Hand über die Stirne strich, gleichsam, als ob er die finsteren Gedanken, die sich seiner bemächtigten, verscheuchen oder wenigstens zurückdrängen wollte:

„In diesem Turnier wurde Ritter von Dyskirchen allgemein bewundert und fast vergöttert; es gelang ihm, die stets sieggewohnten Ritter, die in stolzem Selbstbewußtsein ihre Streitrosse tummelten, fast spielend aus dem Sattel zu heben und in den Sand zu werfen.

„Der Ritter Jugurt von der Meinhardsburg stellte sich ihm als der Letzte gegenüber, doch auch ihm erging es nicht besser als seinen Vorkämpfern, auch er flog in den Sand; aber die Lanze, die ihn vom Pferde warf, sollte ihm verderblicher als den Uebrigen werden: er mußte es mit ansehen, daß die leibliche Tochter dem Sieger mit eigenen Händen den Preis überreichte, und was ihn noch mehr mit banger Sorge erfüllte, das waren die schmachtenden Blicke, die sie dem jungen Ritter von Dyskirchen dabei zuwarf.

„Ihre Augen verriethen es deutlich, daß der junge und schöne

Ritter nicht nur den Siegespreis, sondern auch ihr Herz und ihre Liebe gewonnen hatte.

„Die Pflicht der Ritterlichkeit gebot dem Ritter Jugurt von der Meinhardsburg, dem Sieger den Vortritt bei dem nachfolgen Bankett zu gestatten.

„Er sah, wie Ritter von Dyskirchen seiner Tochter die ungetheilteste Aufmerksamkeit schenkte, und ein unerklärliches Mißtrauen erfüllte seine Brust; doch um nicht den Schein gekränkter Eitelkeit auf sich zu laden, mußte der Besiegte dem Sieger die Ehre des Tages überlassen.

„Der Ritter Jugurt von der Meinhardsburg sollte seine Tochter nie wiedersehen, denn es gelang dem Ritter von Dyskirchen, ihr jungfräuliches Herz zu bethören, und sie zu vermögen, das Fest heimlicher Weise zu verlassen und ihm ungesäumt auf seine Burg zu folgen.

„Die Begleiter des Ritters von Dyskirchen sahen mit hämischer Freude seinen Sieg, und als sie die Unmöglichkeit einsahen, dem Ritter von Dyskirchen seine Beute zu entreißen, verfehlten sie nicht, den Ritter Jugurt von der Meinhardsburg auf das spurlose Verschwinden seines holden Töchterleins aufmerksam zu machen.

„Der Ritter von Felseneck büßte seine vorwitzige Bemerkung, daß es dem Ritter Jugurt von der Meinhardsburg wohl nicht mehr einfallen werde, seine Tochter aus den Händen des Ritters von Dyskirchen zurückzufordern, mit dem Leben, doch Ritter Jugurt von der Meinhardsburg wurde bald von den unlauteren Absichten des Ritters von Dyskirchen überzeugt, der die Gastfreundschaft bei Seite setzte und dem Ritter Jugurt von der Meinhardsburg es verwehrte, einen Fuß in die Burg zur Aar zu setzen, wo rohe Zechgelage und wüste Schwelgereien drängend aufeinander stattfanden.

„Die Zechgenossen des Ritters von Dyskirchen überschütteten ihn mit einem Schwall von Freudenbezeugungen, Glückwünschen und ungehobelten Scherzen; sie priesen und lobten ihn ob des ge-

lungenen Jungfernraubes, und machten über die mit der Edeljungfrau angeknüpfte Bekanntschaft die zweideutigsten und unanständigsten Bemerkungen.

„Mancher Becher wurde auf das Ehepaar, wie sie scherzweise die Verbindung des Ritters von Dyskirchen mit der Edeljungfrau von der Meinhardsburg nannten, geleert, und zur Schande des Ritters von Dyskirchen sei es gesagt, daß er ihre Spottreden duldete, denn er ließ sie nur für Ausbrüche kameradschaftlicher Herzlichkeit gelten, trotzdem er sich nicht verhehlen konnte, daß gerade diese sauberen Genossen es waren, die ihn zu allem Bösen aufstachelten.

„Ihre Rathschläge brachten dem Ritter von Dyskirchen nur üble Folgen; sie waren es, die ihm riethen, die getäuschte Edeljungfrau nicht zu verwöhnen und sie gleich im Anfange seine volle Gewalt fühlen zu lassen, doch der Ritter von Dyskirchen schämte sich einer solchen Handlungsweise und verbot ihnen schließlich alle Ausdrücke und Aeußerungen, welche die Ehrenhaftigkeit der Edeljungfrau in Frage stellten und sie irgendwie hätten belästigen oder beschämen können.

„Nach kurzer Zeit jedoch dachte er hierüber ganz anders, und wäre bereit gewesen, das Ziel seiner Wünsche mit Gewalt zu erzwingen, wenn die sanfte Nachgiebigkeit des gefangenen Täubchens, wie er die Edeljungfrau scherzweise nannte, Miene machen sollte, aus dem goldenen Käfige, in den er sie eingesperrt hatte, zu entfliehen.

„Ein Jahr verging der Edeljungfrau in strenger Abgeschiedenheit, als eines Tages der Ritter von Dyskirchen plötzlich in ihr Gemach trat und ihr befahl, sich hochzeitlich zu schmücken. Ihre Thränen flossen, sie umklammerte seine Arme, doch der Rittersmann spottete ihrer Traurigkeit.

„Als die Sonne sich zum Abend senkte, erschien er in einem prachtvollen Anzuge, und führte sie vor einen Priester, der bereit war, ihren Bund einzusegnen.

„Sie wagte nicht zu widersprechen, und als der Priester ihr

das Ja abverlangte, sprach sie es vor allen Anwesenden verständlich aus.

„Der Ritter von Dyskirchen ist also zwei Mal vermählt," unterbrach Ritter Erhardt von Hartenfaust den Magister Eusebius, ihn heftig am Arme ergreifend.

„Nein," antwortete dieser mit fast tonloser Stimme, „denn dieser Priester hatte nicht die Weihe der Kirche erhalten, er war nicht ein Diener am Worte Gottes."

„Wer war es denn?"

„Einer jener Bösewichte, die den Ritter von Dyskirchen verleiteten, sich auf eine so verwerfliche Weise eine Edeljungfrau auf dem Turnier in Köln zu erobern."

„Und diesen falschen Priester vernichtete nicht das Strafgericht Gottes? Der Himmel konnte es zugeben, daß eine so gotteslästerliche Komödie gespielt wurde?"

„Ja, und er lebt noch, und ein ganzes Leben voll bitterer Reue und Buße vermochte es nicht, diese große Sündenschuld zu sühnen!"

„Der Priester lebt und Ihr kennt ihn? Nennt ihn mir, damit ich mein Schwert in die verrätherische Brust dieses elenden Menschen stoßen kann!"

Magister Eusebius stand stille, und auch Ritter Erhardt von Hartenfaust hielt betroffen seine Schritte an, indem er auf das leichenblasse Antlitz des Magisters hinstarrte.

Nach einer Weile hub Magister Eusebius aufs Neue an und sprach mit röchelnder Stimme, als ob jedes einzelne Wort ihn zu ersticken drohe:

„Der unwürdige Priester steht vor Euch, ich bin es selbst, der Henker seiner eigenen Tochter!"

Ritter Erhardt von Hartenfaust zitterte am ganzen Leibe; seine Lippen bewegten sich, ohne daß er auch nur einen Laut hervorbringen konnte; endlich sagte er nach mühsam wieder erlangter Fassung:

„Ihr seid also dieser unmenschliche Priester gewesen, der so

unsägliches Leiden über das Haupt des Ritters Jugurt von der Meinhardsburg heraufbeschwor?"

„Ja, ich war es, doch ihm blüht noch zu Ende seines Lebens das Glück, eine unbefleckte Tochter an sein Herz drücken zu können, während mir nichts übrig bleibt, als hinter Klostermauern die Verzeihung des Himmels für mein schuldbeladenes Gewissen zu erflehen."

Ritter Erhardt von Hartenfaust vermochte keine Trostesworte hervorzubringen, denn er fühlte sich durch die Größe der Unthat wie niedergeschmettert.

Stillschweigend sah er dem Magister Eusebius in's Angesicht, welcher ihn aufforderte, weiter zu gehen.

Etwa eine Viertelstunde schritten sie schweigend neben einander her, dann nahm Magister Eusebius das Wort und sprach mit so fester Stimme, wie sie ihm sonst eigen war:

„Die erste Hälfte des Geheimnisses, so weit es mich betrifft, habt Ihr nun vernommen, und jetzt drängt es mich, Euch auch die andere Hälfte desselben mitzutheilen, die sich gleichsam als Folge der ersteren kennzeichnet.

„Die Edeljungfrau verlebte an der Seite des Ritters von Dyskirchen grauenvolle Tage, und oftmals wurde sie gezwungen, an den wüsten Zechgelagen ihres vermeintlichen Gemahls Theil zu nehmen.

„Die Freunde des Ritters von Dyskirchen kamen fast Tag für Tag, und nachdem sie die Jagdmeute und die Pferdeställe besichtigt hatten, versammelten sie sich im Rittersaale zu einem Trinkgelage, welches bis tief in die Nacht hinein dauerte, und dessen wilde Lust noch durch Karten- und Würfelspiel erhöht wurde.

„An solchen Tagen zog sich das Edelfräulein weinend und schluchzend in ihre Gemächer zurück.

„Sie konnte nicht schlafen, unheimliche Bilder marterten ihre erregte Phantasie, und vor ihren Ohren sauste und brauste es wie höllischer Sturm.

„In einer solchen Stimmung verließ sie eines Abends das

Gemach, und folgte den Tönen, die aus der Ferne an ihr Ohr schlugen.

„Das bleiche Dämmerlicht des Mondes fiel auf die steinernen Stufen der Wendeltreppe; hier sah sie einen Fleck, der ihr bei näherer Untersuchung von vergossenem Blute herzurühren schien.

„Sie hatte sich nicht getäuscht, diese Blutspuren führten zu der mittelsten Thür des Corridors.

„Ein Schauder erfaßte sie und sie zitterte vor Schreck an allen Gliedern, doch fühlte sie auch, daß jetzt oder nie der Zeitpunkt gekommen war, wo sie die Geheimnisse ihres Gemahls erforschen konnte.

„Mit einer Kühnheit, deren sie sich niemals für fähig gehalten, eilte sie in ein offenstehendes Zimmer, welches sie leichten Fußes durchschritt.

„Ihr gegenüber befand sich eine schwere eichene Thür, welche verschlossen und verriegelt war.

„Sie schob die Eisenriegel zurück und drehte den Schlüssel um, der im Schlosse steckte.

„Sie empfahl sich dem Schutze des Himmels und der heiligen Jungfrau, öffnete nach kurzem Gebete zu ihrem Schutzheiligen die Thür, und schlich auf den Zehen in den Saal hinein, welcher sich in einem entlegenen Theile des Schlosses befand, und den sie noch niemals betreten hatte.

„Zagend blieb sie stehen; sie besann sich noch, ob sie weiter gehen oder umkehren sollte, doch ein Geräusch, welches sie auf dem Gange zu vernehmen glaubte, veranlaßte sie, ihren Weg fortzusetzen.

„Sie kam an einen neuen Eingang, welcher durch eine schwarze Draperie verhüllt war; sie bog dieselbe zurück und erkannte mit Erstaunen, daß sie sich in einem kirchenähnlich gewölbten Gemach befand.

„Hier sollte sie nicht lange im Unklaren über die Bestimmung desselben bleiben, denn die Diener des Ritters von Dyskirchen, die sie sehr wohl kannte, zündeten in allen Ecken und an allen

Seiten des geräumigen Saales Kerzen an, so daß es ein Wunder zu nennen war, daß ihr Aufenthalt von den Dienern nicht entdeckt wurde.

„Nur wenige Minuten vergingen, als man Thüren öffnen und schließen hörte und langsam abgemessene Schritte auf dem Gange vernahm.

„Von einer Seite traten Mönche ein, in denen sie bald die Genossen ihres Gemahls erkannte, und auch dieser befand sich selbst unter ihnen.

„Von der anderen Seite traten Nonnen ein, die sich in ziemlich vertraulicher Weise den Mönchen näherten.

„Im Anfang schien es, als ob man singen und beten wollte, doch sollte die Edeldame leider gar zu bald eines Anderen belehrt werden.

Nach kurzem Gesange ließen die Mönche und Nonnen ihre Gewänder fallen, und vor den Augen der Edeldame entwickelte sich ein Schauspiel, welches jeder Beschreibung spottet.

„Die Kleidung der Mönche und Nonnen bestand in kaum etwas mehr als in paradiesischem Kostüm, und ein Ausruf des Schreckens entfuhr den Lippen der unberufenen Zuschauerin, die sich glücklich schätzen konnte, daß ihr Austruf von Niemand vernommen wurde.

„Sie erröthete bis unter die Stirne und mit Ekel und Abscheu wandte sie sich von dem Bilde zügellosester und raffinirtester Wollust ab.

„Der Priester, welcher sich unter den ausgelassenen Mönchen befand, wurde von der Edelfrau erkannt, und als die Orgie in vollem Gange war und die Lichter auf Befehl des Ritters von Dyskirchen gelöscht wurden, entfernte er sich und streifte hart an der Edeldame vorüber.

„Halt, Elender!“ wurde ihm in das Ohr gerufen, und schwer fiel die Hand der betrogenen Jungfrau auf seinen Arm.

„Ihr waret ja selbst jener Priester,“ unterbrach ihn Ritter Erhardt von Hartenfaust.

„Ja wohl, ich war es, doch gestattet mir, daß ich mein Selbstbekenntniß in die Form der Erzählung einkleide, und unterbrechet mich fürderhin nicht mehr, denn nur noch weniger Worte bedarf es, und das ganze Geheimniß ist Euch so offenkundig wie mir und dem Ritter von Dyskirchen."

„Was werde ich noch hören müssen?"

„Die Edelfrau und vermeintliche Gattin des Ritters von Dyskirchen hielt mich an und als ich sie beim schwachen Dämmerlicht des Mondes, welches die einzige Leuchte draußen auf dem Gange war, betrachtete, sah ich in ein schmerzlich bewegtes, leichenblasses Antlitz.

„Bekennet bei Allem, was Euch heilig ist, ob Ihr ein geweihter Priester des Herrn seid!" rief die Edelfrau mit zornbebender Stimme.

„Ich vermochte nicht, die so entschieden an mich gerichtete Frage zu bejahen und stotterte unzusammenhängende Worte, wußte überhaupt nicht, was ich sprach, da mir die Erscheinung dieses Weibes wie ein Gespenst aus einer anderen Welt vorkam.

„Bin ich das angetraute Weib des Ritters von Dyskirchen, oder seid Ihr ein elender Heuchler," rief sie weiter, „bekennet die Wahrheit, damit ich weiß, wohin ich jetzt meine Schritte zu lenken habe!"

„Ich wankte auf den Füßen und bekannte zerknirscht den an ihr verübten Betrug.

„Die edle Frau sank ohnmächtig nieder, ihr nur vom Nachtgewande leicht verhüllter Busen schlug heftig auf und nieder, und nur röchelnde Töne und Seufzer entrangen sich ihrem halb geöffneten Munde.

„Als sie nach Verlauf einiger Minuten wieder zu sich kam, stieß sie mich mit allen Zeichen des Entsetzens von sich und flüchtete in ihr Gemach, indem sie mir noch zurief:

„Saget dem Ritter von Dyskirchen, daß er in mir keine gemeine Buhldirne vor Augen habe, wenn ich ihm auch als eine solche gegolten.

„Noch zur Stunde verlasse ich diese Burg, an welche mich kein Band fesselt; saget dem Ritter von Dyskirchen, daß ich ihm nicht fluchen, sondern für seine Sünden beten und die Verzeihung des Himmels auf sein Haupt herabflehen werde; aber wegen Euch, ehrvergessener Bösewicht, rufe ich die ewige Vergeltung an, damit sie mit unerbittlicher Strenge über Euer frevelhaftes Gebahren den Stab breche.

„Auf Euch, falscher Priester, falle der Fluch des Himmels herab, über Euch komme die Schmach, welche Ihr durch Eure teuflischen Verstellungskünste auf mich gewälzt habt; über Euch komme das Elend, welches Ihr dem Kinde, das unter meinem Herzen ruht, und das ich in ehelicher Liebe von meinem Gemahl empfangen zu haben glaubte, für sein ganzes Leben bereitet habt!"

„Ich wollte mich vertheidigen, doch meine Worte fanden kein Gehör; die Edeldame war verschwunden, ehe ich einen Entschluß zu fassen vermochte. Da auf ein Mal hörte ich die Stimme des Ritters von Dyskirchen, welcher mich beim Namen rief.

„Hierdurch wurde ich bis zum Morgen des folgenden Tages im Schlosse aufgehalten, und als ich wieder Zeit fand, mich nach dem Befinden der Edelfrau zu erkundigen, war diese schon spurlos verschwunden.

„Von dem Burgwart konnte ich nur erfahren, daß dieselbe ohne Begleitung mit dem frühesten Morgengrauen das Schloß verlassen habe.

„Jahr und Tag verging, ehe ich über den Verbleib der Edelfrau etwas Bestimmtes erfuhr.

„In einer armseligen Bauernhütte war sie Mutter geworden und hatte einem Knaben das Leben gegeben, welchen ein Ritter, der in das gelobte Land zum heiligen Grabe wallfahrtete, mit sich genommen hatte, um für die väterliche Erziehung desselben Sorge zu tragen.

„Der Rittersmann hing als Erkennungszeichen eine güldene Kette um den Hals des Knaben, trennte aber einige Glieder von derselben, an denen ein goldenes Kreuzchen hing, ab, und über-

reichte sie der Mutter, mit dem Bemerken, dieses Andenken nie aus den Händen zu geben; er selbst aber befestigte an der Kette die Hälfte eines kostbaren Ringes, dessen andere Hälfte er selbst für sich behielt."

„Wißt Ihr, wer dieser Rittersmann war?" fuhr Ritter Erhardt von Hartenfaust plötzlich auf.

„Nein, ich weiß es nicht, doch den Sohn des Ritters von Dyskirchen habe ich längst in dem Ritter Richard erkannt, und in Schwester Benedikta seine Mutter wiedergefunden."

„Ich vermag Euch den Ritter zu nennen, der es sich angelegen sein ließ, für die ritterliche Erziehung des Knaben zu sorgen!"

„Das könnet Ihr?" fragte plötzlich Magister Eusebius, indem er mit großer Begeisterung die Hand des Ritters Erhardt von Hartenfaust ergriff, „Euch sollte es gelungen sein, die Spur des Ritters aufzufinden, nach welcher ich seit jener Zeit vergeblich gesucht habe?"

„Ja, mir war es beschieden, den Ritter zu erkennen, der Jahre hindurch an Eurer Seite lebte."

„O, wo ist er? O, sprechet doch, ich bitte Euch inständig darum!"

Der Ritter Erhardt von Hartenfaust wußte nicht, ob er sprechen sollte; doch die Angst und Verzweiflung des Magisters rührte ihn tief und er sagte:

„Ritter Richard kennt seinen Erzieher noch besser, als ich ihn zu schildern vermag."

„Lasset diese Schilderung, ich weiß, daß es ein edler Mann sein muß, denn Ritter Richard gibt durch seine ritterlichen Tugenden ein glänzendes Zeugniß von der Vortrefflichkeit seiner Erziehung."

„Ja, das ist er, wenn er auch, selber vom Schicksal hart geprüft, sich veranlaßt sah, die Ritterkleidung mit dem Bußgewand zu vertauschen, so setzte er doch seinen Stolz darein, seinen Zögling in allen ritterlichen Uebungen wohl zu unterweisen und ihn

in Führung der Waffen zum Meister zu machen, und dies ist ihm vollständig gelungen."

„Wer ist es? Täuscht mich meine Ahnung nicht, so sprecht Ihr von dem edlen Ritter Raimund von Overstolz, von dem Pater Augustinus, der in dieser Nacht bei mir hauste, alle Schriftstücke und Documente, die dieses Geheimniß enthüllen, durchgelesen und mit sich genommen hat."

„Ihr habt seinen Namen genannt, Magister Eusebius, der Erzieher des Ritters Richard war der Ritter Raimund von Overstolz, oder, wenn Ihr lieber wollt, der Pater Augustinus; er war ihm ein zweiter Vater."

„Habt Dank, habt tausendfachen Dank für diese Mittheilung; Ihr gebt mich dem Leben wieder!"

Der Magister Eusebius und der Ritter Erhardt von Hartenfaust schritten schweigend neben einander her; Jeder von ihnen hing seinen Gedanken nach, und so wurden sie es kaum gewahr, wie der Weg immer steiler wurde, so daß Ritter Erhardt von Hartenfaust sich endlich genöthigt sah, den Gaul zurückzulassen; er band ihn an einen Baum fest und sagte zu dem Magister Eusebius, indem er sich an dessen Ohr neigte:

„Geduldet Euch einen Augenblick, denn wir nahen uns der Höhle, in welche der Ritter von Dyskirchen sich zurückgezogen hat, da er sich dort vor allen Nachstellungen gesichert glaubt."

Von jetzt ab schritt der Ritter Erhardt von Hartenfaust voran und diente dem Magister Eusebius zum Führer.

„Hört," sprach der Letztere, „ist es Euch nicht auch, als ob schleichende Schritte uns umkreisen?"

Der Ritter stand nun ebenfalls still und lauschte; dann flüsterte er weiter:

„Lasset uns in diese Höhle eintreten, wo wir allen irdischen Augen verborgen sind, es aber wohl vermögen, jeden Wanderer auf diesem Wege zu beobachten."

„Wie Ihr wollt, Herr Ritter; ich folge Euch!"

Beide zogen sich nun tiefer in die Felsenhöhle zurück, und da

sie nun deutlich herannahende Schritte vernahmen, so schärften sie Augen und Ohren, um die Dinge wahrzunehmen, welche sich jetzt ereigneten.

Nach Verlauf einiger Minuten trat der geächtete Ritter von Dyskirchen aus dem Gebüsche; ihn begleitete ein Mann mit wahrhaft abschreckendem Gesichte, er schien gleichsam eine wandelnde Todtenmaske zu sein.

Plötzlich blieben die beiden Männer stehen, und es war, als ob den Mann mit dem Todtenschädel ein unheimlicher Schauder ergriff.

„Hier war es, wo mich die Räuber überfielen und mich alles Goldes beraubten, welches ich so sorgfältig unter meiner Lederkappe verborgen glaubte."

„Nicht nur Eures Goldes beraubten Euch die Strolche, sondern wäre ich nicht dazwischen getreten, so hättet Ihr wahrlich Euren Fürwitz mit dem Leben büßen müssen."

„Ihr hättet aber niemals erfahren, auf welche Weise ich in den Besitz des Goldes gekommen bin."

„Was ich für Euch gethan habe, heißt sicherlich Eure Mittheilung reichlich vergolten zu haben, denn sehet, die Räuber, die Euch belästigten, dienen den Raben zur Speise."

Bei diesen Worten deutete er auf einen in geringer Entfernung stehenden Baum, der sein breites Geäste weithin über den Weg erstreckte.

Grauen umgab diesen natürlichen Galgen, an dessen Zweige, aller Kleidung baar, zwei leblose Gestalten hingen, die vom Winde hin und her geschleudert wurden.

„Ich danke Euch nochmals, daß Ihr diese beiden Räuber erschluget, doch lebhaft bedaure ich den Verlust des Goldes, da der Erzschelm, der mich beraubt hat, durch die Flucht entkommen ist."

„Laßt ihn immerhin das Weite suchen, an dem Golde des Claus haftet das Verderben."

Bei dem Namen Claus erbebten Ritter Erhardt von Hartenfaust und Magister Eusebius vom Scheitel bis zur Zehe und mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgten sie jede Regung und Bewegung des Ritters von Dyskirchen.

„Nennt nicht den Namen des verrätherischen Claus, der mich bethört hat, meinen Dienst zu verlassen, denn ohne seine Dazwischenkunft wäre ich noch heute wohlbehalten im Dienste des Klosters der guten Augustinermönche, die es mir an nichts fehlen ließen, und ohne die Begierde, die in meiner Seele erwachte, das Geheimniß des Magisters Eusebius ergründen zu wollen, müßte ich nicht das Unglück beklagen, welches mich jetzt auf Schritt und Tritt verfolgt."

„Ihr seid selbst schuld," hub Ritter von Dyskirchen an, denn ohne Eure lästerliche Begierde, wäre es dem Claus nie gelungen, die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg zu ermorden, um deretwillen ich die Acht des Reiches auf mich geladen habe."

„Sie ist todt, Ritter von Dyskirchen, und ich mag so schuldig sein, als ich will, die Strafe, die der Himmel über mich verhängt hat, indem er mich gleichsam mit einem Todtenkopfe herumwandeln läßt, ist mehr denn zu viel für ein Vergehen, das nur in der Begierde des Golddurstes wurzelt."

Magister Eusebius konnte nicht länger mehr an sich halten, und plötzlich trat er aus der Höhle heraus und legte seine Hand auf den Arm des Ritters von Dyskirchen, indem er zu diesem, der wie vom Donner gerührt sich umwandte, mit feierlicher Stimme sprach:

„Friede sei mit Euch, der Himmel hat Erbarmen mit allen Sündern, und da der Tod das lästerliche Band, welches Euch an die Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg fesselte, gewaltsam zerrissen hat, so kehrt mit mir getrosten Muths an das Hoflager des Kaisers zurück, der Gnade an Euch üben und Euch ein gelinder Richter sein wird."

„Ha, es ist der Magister Eusebius," riefen der Ritter von Dyskirchen und der Klosterknecht fast gleichzeitig aus, so daß der

Erstere nicht bemerkte, daß Ritter Erhardt von Hartenfaust hinter ihm war.

Er schrak sichtlich zusammen, als dieser mit seiner volltönenden Stimme zu ihm sprach:

„Der Himmel ist sicherlich mit Euch und gewillt, Eure Vergehen zu verzeihen, denn er läßt das schwerste Uebel, welches der Kaiser in allen Euren Thaten erblickt, gleich einer Seifenblase verduften. Eure unkeusche Liebe zu der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg, der Triebfeder aller Eurer sträflichen Handlungen, ist von hinnen genommen, dieselbe wird als Entschuldigung für Euch gelten. Bei Hofe habt Ihr vielvermögende Freunde und auch ich will ein fürbittendes Wort für Euch einlegen, wenn Ihr Eure Jugendsünde bereuet und Euren Sohn willkommen heißt und an Eure väterliche Brust schließet, den Ihr, noch im Mutterleibe, verstießet."

„Ich sagte Euch dies zu, Ritter von Hartenfaust, als Ihr meine Höhle erspähtet und erwartete Euch mit dem Ritter Richard, an dessen Stelle führt Ihr aber den Magister Eusebius hierher, der mir ebensowenig hold ist, als ich ihm."

„Lasset Euren Haß gegen mich fahren," unterbrach ihn der Magister mit mehr bittender als drohender Stimme, indem er die Hand des Ritters von Dyskirchen zutraulich ergriff und sie freundschaftlich schüttelte.

„Ritter Richard ist Euer Sohn und mein Enkelkind," sagte der Magister.

„Nie und nimmer kann das sein, Ihr wollt mich täuschen, denn nie habe ich einer Tochter von Euch meine Zuneigung geschenkt."

„Ihr wart es aber, der auf mein Anstiften die Tochter des Ritters Jugurt von der Meinhardsburg entführte. Diese Edeljungfrau stammte aus meinem Blute, Ritter Erhardt von Hartenfaust kann Euch die Beweise dafür bringen."

„Ich entführte die Tochter des Ritters Jugurt von der Meinhardsburg, ich bekenne es, ich habe den Vater, der die Ehre seiner

Tochter rächen wollte, auf meiner Burg eingekerkert, bis er Gelegenheit fand, mit dem Ritter Erhardt von Hartenfaust zu entfliehen, doch Ihr und Eure Tochter möget Euch nicht mit meiner leichtsinnigen Liebe brüsten."

„Ich werde Euch die Wahrheit von dem was der Magister Eusebius sagt, durch Dokumente beweisen."

„Thut es," sagte Magister Eusebius zu dem Ritter Erhardt von Hartenfaust, „Ihr seid ruhiger und stehet den Dingen ferner als ich, so daß es Euch beschieden sein wird, eine partheilosere Darstellung des Sachverhalts dem Ritter von Dyskirchen zu geben."

„Ich werde mein Möglichstes thun, um den Ritter von Dyskirchen von der Wahrheit Eurer Worte zu überzeugen, und auch Pater Augustinus soll ihm Dokumente und Schriftstücke vor Augen halten, deren Wahrhaftigkeit er in keiner Weise abzuleugnen vermag."

„Ich leugne nichts und will mich gern von Euch überzeugen lassen, Herr Ritter, doch hütet Euch, mir die Wahrheit Eurer Worte nicht verbriefen zu können, da ich mich nicht scheuen werde, blutige Genugthuung von Jedem, wer es auch sein möge, zu verlangen."

Magister Eusebius begab sich unterdessen zu dem Klosterknecht, der ihm im Fluge Bericht erstattete, wie das edle Fräulein Clotilde von Waldportsburg ihr Leben endete und gestand, daß er als Pförtner des Klosters den Claus zu öfteren Malen eingelassen habe.

Sinnend ging der Magister neben ihm her, als er den Zipfel eines Tuches unter seiner Lederkappe hervorgucken sah.

„Was habt Ihr da," fragte er erschrocken, da das Tuch eine hellrothe Färbung angenommen hatte, während es kurz vordem noch in graugrüner Farbe schimmerte.

Der Klosterknecht riß das Tuch von seinem Haupte herab, welches er ebenfalls staunend betrachtete.

„Was ist's mit diesem Tuche, wo kommt es her," fragte der Magister, indem er einen forschenden Blick über dasselbe hinstreifen ließ.

„In diesem Tuche habe ich die Goldstücke des Claus verwahrt gehabt, doch jetzt sehe ich zu meinem Erstaunen, daß das ursprünglich weiße Tuch sich gefärbt hat, doch bleibt diese Farbe nicht immer, sie wechselt und vergeht oftmals ganz wieder."

Während der Klosterknecht also sprach, breitete Magister Eusebius das Tuch aus, indem er dasselbe bei den Zipfeln erfaßte und im Winde flattern ließ, doch zeigte sich seinen beobachtenden Blicken nichts Verdächtiges.

Die vier Wanderer kamen zu der Stelle, wo Ritter Erhardt seinen Gaul angebunden hatte, doch da weder er noch der Ritter von Dyskirchen sich ermüdet fühlten, sondern es vorzogen, ihren Weg zu Fuß fortzusetzen, so wurde die Sorge für das Thier dem Magister Eusebius übertragen.

Die beiden Ritter setzten ihren Weg in gerader Linie fort, während Magister Eusebius einen Nebenweg einschlug, der zu einer Quelle hinführte.

Auf sein Geheiß mußte der Mann mit dem Todtenschädel in seiner hohlen Hand Wasser schöpfen und das Tuch, was der Magister bisher an einem Lederriemen getragen hatte, mit demselben anfeuchten.

Die Wirkung, die das klare Wasser hervorbrachte, war überraschend, denn kaum kam es mit dem Tuche in Berührung, als es zu kochen schien.

Es verflog im Umsehen; doch ehe es noch aufgetrocknet war, hatte schon das Tuch wieder seine ursprüngliche weiße Farbe angenommen.

„Was soll das bedeuten?" rief der Klosterknecht höchst verwundert aus, während er dieses Schauspiel mit Schauder und Entsetzen betrachtete.

„Es ist nichts," antwortete ihm der Magister, „als das Hexenmittel Wiens, welches Claus angewendet hatte, um Euch zu vergiften. Ihr habt wohl das Gold sorgfältig von allem daran haftenden Gifte befreit und es nach der Weisung des Claus unschädlich gemacht; aber das Tuch, mit dem Ihr dies gethan habt, erschien

Euch noch des Mitnehmens werth, und anstatt dasselbe fortzuwerfen, habt Ihr es bei Euch getragen."

„Ja, Herr Magister, das Tuch habe ich behalten, da ich die Menge des Goldes nicht in den Taschen meines Wammses zu bergen vermocht hätte."

„Ihr habt Unrecht daran gethan, denn wäre ich Euch nicht begegnet, so hättet Ihr Eure Habsucht mit dem Leben büßen müssen. Es steht leider nicht in meiner Macht, geschehene Dinge zu ändern, daher müßt Ihr den ganzen Rest Eures Lebens mit dem Todtenschädel umherlaufen. Das giftige Tuch, welches Ihr so unvorsichtig waret unter Eurer Lederkappe zu verbergen, hat Saft und Kraft der Kopfhaut ausgesogen und die Nerven abgetödtet. Wäre das Tuch in dem giftigen Zustande, in welchem es war, verblieben, so hätte es Euch langsam aber sicher getödtet, Ihr wäret dem Wahnsinn verfallen und schließlich elendiglich umgekommen."

Der Mann mit dem Todtenschädel ergriff den Arm des Magisters mit großer Heftigkeit, seine Augen glühten in unheimlichem Feuer und mit tonloser Stimme sprach er:

„Mein Gehirn ist wie ausgebrannt, ich fühle dumpfe Stiche im Kopfe und eine wüste Leere darin, meine Zunge verdorrt und lechzt fortwährend nach kühlendem Trank und der Säugling kann die Mutterbrust nicht freudenvoller anlächeln, wenn er schier verschmachtet, als ich nach einem Trunke Wasser lechze."

„Diesem ewigen Durste kann ich Einhalt gebieten, nehmet dieses Fläschchen," sagte der Magister, indem er in die Hand des Klosterknechts ein kleines Krügelchen drückte, das mit einer dickflüssigen öligen Masse angefüllt war, „und sobald Ihr eine Quelle erblickt, schöpft daraus und thut von dieser Masse eine Kleinigkeit in das Wasser, trinket einige Tropfen davon und gießet den Rest auf Euer Haupt."

Ritter Erhardt von Hartenfaust und der geächtete Ritter von Dyskirchen setzten ihren Weg rüstig fort, und als sie sich umsahen, war der Magister Eusebius und der Mann mit dem Todtenschädel

ihren Augen entschwunden, so daß Beide den Entschluß faßten, anzuhalten, oder noch besser eine Strecke Weges zurückzugehen, um die Vermißten wieder aufzusuchen."

„Wo mag der Magister nur hingekommen sein?" fragte Ritter Erhardt von Hartenfaust verwundert, als er drei gleiche Wege sich abzweigen sah.

„Das sollte wohl schwer zu errathen sein," entgegnete der Ritter von Dyskirchen, indem er aufmerksam den steinigen und nur mit einer ganz dünnen Sandschicht bedeckten Boden betrachtete.

„Was sucht Ihr da?"

„Die Spuren des Magisters und des ihn begleitenden Dieners möchten wahrlich nicht zu verfolgen sein, aber sehet hier die festen Huftritte Eures Pferdes sind auf dem steinigen Pfade abgebildet, und ich bin der festen Ueberzeugung, daß sie uns nicht irre leiten werden."

„Ihr mögt Recht haben, Herr Ritter, ja, ja, dieser Weg ist es auch, der unserem Ziele zuführt, und wenn wir kräftig ausschreiten, so muß es uns gelingen, den Magister und den Diener wieder einzuholen."

Beide schlugen nun diesen neuen Weg ein und nach einem Marsche von einer kleinen Viertelstunde erblickten sie das Streitroß des Ritters Erhardt von Hartenfaust, welches sich herrenlos auf dem Wege herumtummelte.

„Ei, was ist das," sagten die beiden Ritter fast gleichzeitig, das Roß läuft sich selbst überlassen umher, das Riemenzeug ist zerrissen."

Ihre Neugierde sollte noch gesteigert werden, denn auch der Sattel war abgeworfen, so daß nur noch einige Fetzen davon auf dem Boden umherschleiften.

Ohne sonderliche Mühe gelang es dem Ritter Erhardt von Hartenfaust, daß Roß einzufangen, und mit ihm vereint, gab sich der Ritter von Dyskirchen daran, das Sattel- und Riemenzeug wieder in Ordnung zu bringen.

Kaum hatten sie diese Arbeit besorgt, als Ritter Erhardt plötzlich mit vorgebeugtem Kopfe lauschte.

„Hört Ihr nicht Schritte?“

„Ja,“ bekräftigte er, „und ich will darauf schwören, daß es der Magister Eusebius und sein Begleiter ist, welche das Roß suchen.“

So war es auch in der That, denn kaum waren einige Sekunden verstrichen, als der Magister Eusebius und der Mann mit dem Todtenschädel an der Biegung des Weges sichtbar wurden und freudig ausriefen:

„Ha, da ist ja das Pferd, welches wir schon längst verloren glaubten.“

Der Ritter von Dyskirchen erblickte kaum den Magister Eusebius, als er mit Ungestüm auf den alten Mann zustürzte, vor ihm im Sande niederkniete und seine Hände mit unzähligen Küssen bedeckte.

„O, verzeihet mir,“ rief er aus, „ich habe mich schwer an Euch versündigt.“

Der Magister wußte nicht, wie ihm geschah, bald sah er auf den vor ihm im Sande liegenden Ritter von Dyskirchen herab, der alle Zeichen bitterster Reue von sich gab, bald schaute er den Ritter Erhardt von Hartenfaust fragend an, welcher sodann zu ihm sprach:

„Ich habe dem Ritter von Dyskirchen Alles gesagt, er weiß Euer ganzes Geheimniß und erbittet jetzt in tiefster Reue und Zerknirschung Eure Verzeihung. Seit nicht hartherzig und verschließt Euer Ohr dem bußfertigen Sünder nicht und schenket ihm Eure Vaterliebe. Ich unterstütze seine Bitte auf's Möglichste und hoffe, daß er, mein Vater, bei Euch ein geneigtes Gehör finden werde.“

Ritter Erhardt von Hartenfaust knieete bei diesen Worten neben dem Ritter von Dyskirchen nieder und berührte mit seinen Lippen das Gewand des Magisters.

Dieser trat einen Schritt zurück, hob den Ritter von Dys-

kirchen auf, breitete seine Arme aus und schloß ihn fest an seine Brust.

Der alte Mann war keines Wortes mächtig, Thränen entströmten seinen Augen und endlich preßte er mühsam hervor:

„Ich bedarf selbst der Verzeihung, doch eingedenk Dessen, der da spricht:

„Vergebet, so wird Euch vergeben!"

vergesse ich alles Leid, welches ich durch Euch erlitten habe, kein Fünkchen Rachsucht glimmt in meiner Brust und aus vollem Herzen heiße ich Euch willkommen."

Ohne Augen.

Als Magister Eusebius die Ritter wechselweise umarmt hatte, warf er einen Blick hinter sich und sah den Mann mit dem Todtenschädel wie zu einer Salzsäule verwandelt auf einen Flecken hinstarren.

„Was ist Euch?" rief er ihm zu, indem er ihn heftig am Arme schüttelte.

Endlich fand dieser die Sprache wieder und sagte:

„Sehet dort die schwarze Gestalt, welche gleich einer Schlange am Boden hinkriecht und nahe daran ist, in den Abgrund zu stürzen, es ist ein Mensch, und wenn mich nicht Alles trügt, ist es Claus, der in der Henkertracht, welche er mir abschwatzte, umherwankt."

Magister Eusebius lenkte seine Blicke nun ebenfalls dorthin, und erkannte den Claus. Doch kaum gab er zu verstehen, daß der Mann mit dem Todtenschädel sich nicht geirrt habe, als auch schon der Ritter von Dyskirchen von seiner Seite hinwegstürzte

und wie ein Pfeil nach dem Punkte, welchen der Mann mit dem Todtenschädel bezeichnet hatte, hinschoß.

Er kam grade zu rechter Zeit, um von dem Unglücklichen den verderblichen Fall in den Abgrund abzuwenden, wobei dieser unfehlbar hätte zerschmettert werden müssen.

Mit seinen starken Armen hob er ihn auf und zog ihn zurück, indem er ihm zurief:

„Noch einen Schritt weiter und Ihr wäret des Todes gewesen.“

„Verflucht seid Ihr, wenn Ihr mich daran hindert, den Tod aufzusuchen, da mir das Leben zur Last ist, welche Bürde ich gewaltsam von mir abstreifen werde, so war ich Claus heiße.“

„Ja, ja, Ihr seid es, Claus, ich kenne Euch und weiß, daß Ihr den Tod tausendfach verdient hättet.“

Claus wandte sich bei dem Klange dieser Stimme und starrte mit den augenlosen Höhlen den Ritter von Dyskirchen an, als ob er noch vermocht hätte, diesen mit seinen giftigen und gehässigen Blicken zu tödten.

„Wer seid Ihr,“ rief er mit krächzender Stimme, die wie aus einem Grabe zu kommen schien.“

„Ich bin der Ritter von Dyskirchen.“

„Ha, ha,“ lachte Claus, „also der Geächtete und Ihr waget es, Euch auf freier Landstraße sehen zu lassen, ohne zu befürchten, den Spähern des Kaisers in die Hände zu gerathen, nehmt Euch in Acht, und aus Dankbarkeit will ich es Euch verkünden, daß Pater Augustinus mir auf den Fersen folgt, der es sicherlich nicht verschmähen wird, seinem Kloster den reichen Lohn einzubringen, der auf Euer Haupt gesetzt ist.“

„Ritter Raimund von Overstolz ist also in der Nähe?“

„Ja, ja, saget Ritter Raimund von Overstolz oder Pater Augustinus, wie es Euch gefällt, Ihr werdet in seine Hände gerathen, wenn Ihr diesen Weg fortsetzet. Er glaubte mich ganz sicher geborgen und seiner Aufsicht nicht bedürftig und gab sich sorglos der Ruhe hin, während ich mich, mit beiden Händen um-

hertastend, davon stahl und hoffte, in dem Abgrunde zu zerschellen, vor welchem mich Pater Augustinus warnte."

„Ihr sollt aber nicht sterben," donnerte ihm der Magister Eusebius zu, welcher unterdessen herangekommen war.

„Ha, Ihr seid es, Magister Eusebius, Euch erkenne ich sofort an der Stimme, und wenn der Himmel mir seine Barmherzigkeit schenkte, um Euch mit mir in das Verderben zu reißen, so würde ich ihn fortwährend preisen und gern in dem ewigen Höllenpfuhl in ewiger Verdammniß schmachten."

„Lasset solche ungebührliche Reden und denket nur daran, Eure Seele mit dem Himmel zu versöhnen," nahm Ritter Erhardt von Hartenfaust das Wort, indem er den Claus nöthigte, seine Hand zu nehmen und sich führen zu lassen.

Wohl oder übel mußte er gehorchen, und als die Ritter die Landstraße erreicht hatten, mußte er es sich gefallen lassen, auf den Gaul gesetzt zu werden, welchen der Mann mit dem Todtenschädel nach sich führte.

Claus ergab sich in sein Schicksal und nur ab und zu ließ er dumpfe Flüche und Verwünschungen hören.

Der Mann mit dem Todtenschädel hatte noch bisher kein Wort gesprochen, doch als er des Paters Augustinus ansichtig wurde, welcher hinter einem Gebüsche hervortrat, welches die Ritter unbeachtet gelassen hatten, rief er betroffen aus:

„Ha, der Pater, wie wird es mir nun ergehen, welche Strafe werde ich nun erleiden müssen? Ihr seid es gewesen Claus, der mich zu allem Uebeln verleitete, Ihr seid schuld daran, daß ich nicht noch gemächlich im Kloster des Pförtnerdienstes obliege, über Euch komme der Fluch des Himmels."

„Hat denn die Hölle alle ihre bösen Geister auf die Oberwelt gespieen, damit sie mich peinigen und beängstigen sollen? Seid Ihr nicht der Klosterknecht aus dem Kloster der Augustinermönche zu Wien?"

„Ja, ich bin es," antwortete der Mann mit dem Todtenschädel, „ich bin der unwürdige Knecht, welcher Euren falschen Vorspiege-

lungen Gehör gab und Euren verrätherischen Goldstücken traute, Ihr habt mich mit Worten bethört, Ihr wolltet mich ermorden, und wenn Euch nicht hier auf Erden schon der Fluch des Himmels getroffen hätte, der Euch, ich weiß nicht wie, der Augen beraubte, so könntet Ihr sehen, wie mich Euer unseliges Verderben bringendes Gold verunstaltet hat, ich fluche Euch, obgleich ich verzeihen sollte."

„Euer Fluch kann mir nur zum Segen gereichen, ich spotte Eurer und hohnlache Eurer Wuth."

Der Pater Augustinus war erstaunt, den augenlosen Claus, den er in allen Gebüschen und Gräben gesucht hatte, auf einem Streitroß des Ritters Erhardt von Hartenfaust, welches er an den Farben erkannte, zu erblicken, und mit hastigen Schritten ging er darauf zu, ohne den Mann, der das Roß am Zügel hielt, zu erkennen.

Mit Abscheu wandte er sich von ihm ab, indem er entrüstet sprach:

„Wie kommt Ihr in den Besitz dieses Rosses, welches doch offenbar dem Ritter Erhardt von Hartenfaust zugehört?"

„Ich kenne den Ritter nicht, obgleich es wohl der Gefährte des Magisters Eusebius sein wird."

„Eure Stimme ist mir bekannt," rief Pater Augustinus, „aber fürwahr, Euer Antlitz gleicht einem vollkommenen Todtenkopfe, da die lederdürre Haut, welche die Knochen bedeckt, so glatt wie eine Bogensehne darüber hingespannt ist und Euer Gesicht zu einer scheußlichen Fratze verzieht."

Der Klosterknecht verhüllte unwillkürlich sein Antlitz und erhob voller Ingrimm den Stecken, den er in der Hand trug in die Höhe, und indem er sich den Anschein gab, als ob er den Gaul zu schnellerem Gange antreiben wollte, ließ er den Stecken mit gewuchtigem Schlage auf den Rücken des Claus niederfallen, so daß dieser vor Schmerz laut aufschrie und ausrief:

„Erzittert vor meinem Zorne, ich werde Euch diesen Schlag gedenken, wenn es mir gelingt, Euren Hals zwischen meine Hände

zu bekommen, so werde ich Euch den letzten Athemzug mit innerer Genugthuung auspressen."

„Wer seid Ihr denn, daß Ihr Euch eine solche Rohheit und Grausamkeit gegen einen solchen Unglücklichen anmaßet, glaubet nicht, daß ich Euer frevelhaftes Beginnen nicht bemerkte, um es auf Rechnung des Zufalls zu setzen. Ich habe wohl gesehen, daß Euer Schlag nicht den trägen Gaul, sondern den Unglücklichen treffen sollte, erspart Euch also die Mühe zu heucheln und Eure Unthat leugnen zu wollen."

„Ich verberge es Euch nicht, Pater Augustinus, daß es für mein rachedürstendes Herz ein Hochgenuß ist, den Mörder meines irdischen Daseins zu strafen und zu züchtigen. Ihr erkennt mein Antlitz nicht mehr, da es dem Grabe verfallen, aber meine Stimme, die Euch so oft begrüßte, sollte Euch nicht unbekannt sein, und wenn Ihr mich erkannt haben werdet, so wird Euch der Grimm und der Haß, den ich für diesen elenden Verräther empfinde, nicht mehr befremden."

Der Klang der Stimme ist mir nicht fremd, und wenn das abscheuliche Gesicht, was mich anglotzt, nicht wäre, so würde ich Euch für den entsprungenen Klosterknecht der Augustinermönche zu Wien halten."

„Das bin ich auch, ehrwürdiger Pater, und wenn mir der Magister Eusebius nicht begegnet wäre, so hätte ich die Verrätherei des elenden Claus mit dem Leben bezahlen müssen."

„Saget lieber, Eure Goldgier hätte Euch dem Tode in die Arme geführt, hättet Ihr das Gold nicht beachtet und auf seinem Platze gelassen, so wäre Euch das daran haftende Gift nicht verderblich geworden, aber schon zum zweiten Male habt Ihr den Namen des Magisters Eusebius genannt, wo weilt er, wo habt Ihr ihn getroffen?"

Mit einem kräftigen Ruck am Zügel des Gaules brachte Claus denselben zum stehen, und in dem Augenblicke, als der Mann mit dem Todtenschädel, auf die Frage, wo der Magister zu finden sei,

Bescheid geben wollte, ergriff er ihn mit beiden Fäusten, zog ihn, trotz seines Sträubens zu sich heran, drückte beide Sporen in die Weichen des Pferdes, welches sich hoch aufbäumte und scheu geworden durch den Körper der ihn oft an den Vorderfüßen berührte, sprengte es in rasender Eile davon.

Pater Augustinus bog zur Seite, um nicht von den Hufen des Gaules zertreten zu werden, und ganz erstarrt von dem Anblicke, welcher sich seinen Augen darbot, rief er dem Claus zu:

„Haltet den Gaul an, oder Ihr seid des Todes!"

Claus hörte aber diesen warnenden Zuruf nicht mehr, ihm tönte nur das Jammergeschrei des Klosterknechtes, der sich mit Händen und Füßen bemühte, von ihm loszukommen, wie Engelsmusik in den Ohren.

Der Mann mit dem Todtenschädel erschöpfte sich vergeblich, indem er mit Händen und Füßen um sich stieß; endlich vergrub er seine Zähne in den unbehandschuhten Unterarm des Claus, so daß dieser vor Schmerz laut aufschrie, aber dieser Schmerz reizte seine Wuth noch mehr, und weit davon entfernt seine Beute loszulassen, umklammerte er den Hals des Klosterknechts mit erneuter Gewalt.

Von Rosseshufen getreten und von den krallenden Händen des Claus fast erwürgt, gelang es dem Unglücklichen kaum, einige gurgelnde Laute auszustoßen.

„Zügelt das Pferd, haltet es an, thut keinen Schritt weiter vorwärts, oder Ihr stürzt ohne Rettung in den Felsenabgrund hinunter!"

Der Warnungsruf kam zu spät, denn Roß und Reiter stürzten über den Abhang hinab.

Pater Augustinus blieb wie angenagelt auf einem Flecke stehen, der Schrecken hatte seine Glieder so gelähmt, daß er weder Hand noch Fuß zu regen vermochte, oder auch nur eines einzigen Lautes mächtig war.

So stand er noch da, als die Ritter Erhardt von Hartenfaust und von Dyskirchen herankamen, welche kaum von dem entsetzlichen

Ereigniß Kunde erhalten hatten, als auch sie sich betroffen anschauten.

Der Magister Eusebius war der Einzige, welcher sich nicht von dem schauerlichen Vorfall erschrecken ließ; er behielt den Kopf oben, und während die Ritter müßig über den Abgrund hinstarrten, war er schon über die steinigen Felenklüfte hinweggeklettert, und suchte einen Pfad aufzufinden, um hinunter in den Abgrund zu gelangen.

Er wollte sehen, ob den gottlosen Knechten noch menschliche Hülfe frommen könnte.

Oft mußte er sich mit Händen und Füßen gegen die steilen Felswände stemmen, um nicht hinunter zu gleiten, doch Gottes Barmherzigkeit führte ihn hinab.

Das Klagegeschrei eines Menschen war sein Wegweiser, und mit Mühe brach er sich bis zu dem Orte des Schreckens Bahn, indem er dorniges Gestrüpp bei Seite biegen und Felsengeröll hinwegstoßen mußte.

Der Anblick, der sich ihm jetzt darbot, war wahrhaft schaudererregend, der Körper des Pferdes war im vollsten Sinne des Wortes zerschmettert; jeder einzelne Knochen schien zermalmt zu sein. Dem Manne mit dem Todtenschädel war es nicht besser ergangen, die blutenden Eingeweide hingen aus seinem Körper heraus; er war todt, kein Laut kam mehr über seine vom Tode erbleichten Lippen.

Nicht so glücklich war Claus: sein Sturz war durch den Körper des Pferdes, welches den ersten Anprall an das spitzige Gestein von ihm abgewendet hatte, gemildert worden; wenn auch seine Arme und Beine gebrochen waren.

Der Magister Eusebius erkannte, daß auch dieser Unmensch, der so viele Frevelthaten auf dem Gewissen hatte, in kurzer Zeit seine schwarze Seele aushauchen und vor den Richterstuhl des ewigen Gottes treten mußte.

Er wollte ihn von dem zerschmetterten Gaule befreien, doch Claus stieß, als er sich angegriffen fühlte, ein so furchtbares

Schmerzgeheul aus, daß der Magister Eusebius von ihm ablassen mußte.

„Es wäre thöricht, diesem Menschen noch Leiden zu verursachen," sagte Magister Eusebius für sich hin, „versuchen wir es, seine Seele zu retten, da wir für den Körper nichts mehr zu thun vermögen."

„Geht in Euch!" sprach er, sich an Claus wendend, „Ihr werdet bald den Lohn für Eure Frevelthaten ernten, wenn Euch nicht Gottes große Güte und Barmherzigkeit in Eurem letzten Stündlein beisteht!"

„Tödtet mich, tödtet mich, wenn Ihr wirklich Barmherzigkeit an mir üben wollt!"

Der Verstümmelte ächzte und wimmerte, indem er oft mit den Zähnen klappte, um den Fieberschauern, die ihn befielen, Einhalt zu thun.

„Wendet Eure Seele zu Gott," sagte der Magister in feierlichem Tone, indem er mit einem scharfen Messer den Lederriemen des Sattels durchschnitt, welcher sich so fest um den Hals des Claus gelegt hatte, daß dieser zu ersticken drohte.

„O, tödtet mich, o, tödtet mich!" rief der Verstümmelte wiederholt aus.

„Ich darf es nicht, denn es wäre ein Mord, wollte ich ein Geschöpf, welches der Ewige zu seinem Ebenbilde geschaffen hat, tödten, bevor es im Rathe der Vorsehung beschlossen ist, diesem Leben ein Ende zu machen."

„Lasset ihn sterben, Magister Eusebius," ertönte plötzlich hinter Beiden die Stimme des Ritters von Dyskirchen, der in vorsichtiger Eile und mit Todesgefahr dem Magister Eusebius nachgeschlichen war.

„O ja, ich bitte Euch, tödtet mich, denn ich leide unsägliche Schmerzen!"

„Nein," sagte der Magister Eusebius entschieden, „ich leide es nicht, daß Ihr unversöhnt mit Gott für alle Ewigkeit die Qualen des Fegefeuers erduldet; ich verzeihe Euch, daß Ihr mir stets

nach dem Leben getrachtet und was Ihr mir sonst Uebles angethan habet."

„Auch ich verzeihe ihm," unterbrach Ritter von Dyskirchen den Magister Eusebius, „und da ich nicht ein Mann Gottes, wie Ihr, bin, so erlaubet mir, daß ich ihn von seinem schrecklichen Leiden befreie!"

„Gemach, Herr Ritter, der Unglückliche hat noch Zeit, ein Gebet zu sprechen, und hierauf bestehe ich!"

„Wer seid Ihr, der meine Qualen noch verlängern will?" stöhnte Claus.

„Ich bin der Magister Eusebius, und wären Eure Sinne nicht so befangen, so hättet Ihr schon längst meine Stimme erkennen müssen; mein Begleiter ist der Ritter von Dyskirchen, auch er verzeihet Euch, darum sterbet in Frieden!"

„Ich will nicht sterben, bevor ich Euch meinen Fluch hinterlassen habe; ich bedaure den Verlust meiner Augen, da ich nun verhindert bin, Euch in denselben den Ausdruck des glühendsten Hasses lesen zu lassen."

„Sterbet nicht mit einem Fluch auf den Lippen," sprach Ritter von Dyskirchen, um ihn zu besänftigen, doch der Verstümmelte warf den Kopf herum, und mit einer Stimme, die nichts Menschliches verrieth, rief er aus:

„Himmel und Hölle haben sich gegen mich verschworen, Magister Eusebius und Ritter von Dyskirchen haben sich vereinigt, um mir zum Todtentanz aufzuspielen; Fluch komme über Beide!"

Der Verstümmelte wollte sich in weiteren Schmähreden und Flüchen ergehen, doch das Wort wurde ihm jäh abgeschnitten, denn Ritter von Dyskirchen hatte sein Schwert gezogen, und dasselbe, ehe der Magister Eusebius es verhindern konnte, mit solcher Gewalt auf das Haupt des Claus niederfallen lassen, daß es den Kopf spaltete; unter röchelnden Lauten hauchte er seine Seele aus.

„Ihr habt ihn gemordet, Ritter von Dyskirchen, denn es ist eines Rittersmannes unwürdig, einen wehrlosen Feind zu tödten."

„Diese Sünde wird mein Herz nicht weiter belasten, und ich

wünschte nur, daß alle Vergehen, die ich zu sühnen habe, mir so wenig Kummer machten als diese That, die ich mir eher als Verdienst als zur Schuld anrechne."

„Möget Ihr, Herr Ritter, darüber denken wie Ihr wollet, ich kann Euch von der Sünde des Mordes an diesem Menschen nicht freisprechen."

„Nennet es Mord, wenn Ihr wollet; doch fürwahr, ein solcher lag mir fern, nur wollte ich meinem Feinde die Möglichkeit benehmen, in freventlicher Weise den Fluch des Himmels auf Euer und auf mein Haupt herabzurufen. Ich beklage es nicht, den Claus getödtet zu haben, aber mein gutes Schwert, welches wie das eines Henkers von dem Blute des Böſewichts geröthet wurde, soll nie und nimmer gezogen werden, um im ehrlichen Kampfe emporzuleuchten."

Bei diesen Worten zerbrach Ritter von Dyskirchen sein Ritterschwert, so daß die Stahlsplitter weithin gegen das Felsgestein anschlugen.

„Ich bin gegen meinen Willen zum Henker eines freventlichen Böſewichts geworden, und nun gelobe ich, nie mehr in offener Feldschlacht oder sonst in gerechter Fehde irgend Jemanden zu belästigen. Ich entsage, wenn es des Kaisers Wille ist, wie ich nicht zweifle, mich wieder in die Rechte und in den Besitz meiner Güter einzusetzen, zu Gunsten meines Sohnes Richard. Ich entsage aller ritterlichen Ehren und Gerechtsamen, nie soll man mich wieder eine Waffe schwingen sehen, und statt der stolzen Farben des Ritters werde ich das düstere Gewand der Klosterbrüder tragen. Ich werde vereint mit meiner Gattin Barbara, anstatt auf der Burg zur Aar stolz zu hausen, gar demüthiglich den Abt Vincentius um eine gastliche Freistätte bitten."

„Dann werdet Ihr Recht thun, Herr Ritter, und ich begrüße Euren Entschluß mit wahrhafter Freude, und verzeihe Euch nochmals von Herzen gern die Unbilden, die Ihr meiner Tochter zufügtet; auch ich werde fortan bemüht sein, im Hinblick auf die Wohlthaten des Himmels, meine irdische Laufbahn zu beschließen."

Dem Magister Eusebius sollte es jedoch ebensowenig beschieden sein, wie dem Ritter von Dyskirchen, sein Leben hinter Klostermauern zu beschließen, wie wir demnächst ersehen werden.

Das Blut des getödteten Claus besiegelte den Bund der Freundschaft zwischen dem Ritter von Dyskirchen und dem Magister Eusebius, welche sich Beide über den Leibern der so elendiglich Zerschmetterten die Hände reichten.

Beide verließen den Ort des Schreckens, um sich zu Ritter Erhardt von Hartenfaust zurückzubegeben, und als dieser von dem Magister Eusebius eine kurze Schilderung des schauerlichen Ereignisses vernommen hatte, und er inne wurde, daß Ritter von Dyskirchen den Vorfall nicht weiter berühren wollte, so war er zartfühlend genug, diese wunde Stelle in der Brust des Ritters von Dyskirchen nicht mehr anzutasten, und sowohl des Mannes mit dem Todtenschädel, als des Claus, der ohne Augen in den Tod ritt, wurde nicht weiter gedacht und das traurige Ereigniß mit Stillschweigen übergangen.

Der Liebe Gluth.

Ritter Richard war allein von allen männlichen Personen in der Herberge zurückgeblieben, denn der Herbergswirth mit seinen Knechten hatte das Haus verlassen, um, wie er sagte, nach seinem weidenden Vieh zu sehen, was ihn wohl zwei bis drei Tage von der Heimath fern halten könne.

Dem jungen Rittersmann war dieses Alleinsein im Ganzen nicht unangenehm, da er oft Zeit und Gelegenheit fand, das geliebte Mädchen allein zu sprechen.

Im Laufe des Nachmittags kehrte ein altes Weibsbild, dessen grauenerregende Häßlichkeit ihn in Erstaunen setzte, in der Herberge ein, welche er mit nichts weniger als freundlichen Worten empfangen wollte, doch seine ihm über Alles theure Braut drängte ihn hastig bei Seite und fiel der alten Sybille um den Hals, indem sie ausrief:

„Seid Ihr es, Tante Euphrosine? O, wie freue ich mich, Euch wiederzusehen! Seid mir herzlich gegrüßt, mit wahrhafter Freude heiße ich Euch willkommen!“

„Ja, ja, meine Kindchen, wohl hätte ich Euch eine derbe Strafpredigt zu halten, wenn nicht der Magister Eusebius mir ausdrücklich bedeutet hätte, Euch alle Launen einer Edeljungfrau durch die Finger schlüpfen zu lassen.“

Dies Gespräch wurde nicht so leise geführt, als daß es nicht die Aufmerksamkeit der edlen Frau Barbara von Dyskirchen erregt hätte, und diese trat neugierig hinzu.

Kaum hatte sie erfahren, daß sie die Tante Euphrosine, die Schwester des Magisters Eusebius, vor sich habe, als sie der Alten freundlich die Hand drückte und nicht eher mit Bitten nachließ, als bis sie ins Haus trat und es sich bequem machte.

„Lasset die jungen Leute mit einander schwatzen, denn sie haben sich so viel zu sagen, daß sie damit vom Morgen bis zum Abend noch gar nicht fertig werden. Ich will mich nicht in ihr Geheimniß eindrängen, das einem unbefangenen Zuschauer ohnedies offenbar genug ist, da die liebestrunkenen Blicke des jungen Ritters zu oft und zu lange auf dem Antlitz der Edeljungfrau ruhen, deren verschämte Augen und das sanfte Erröthen deutlich bekunden, daß sie von dem süßen Manna der Liebe genascht haben.“

Die alte Sybille hatte diese Worte durchaus nicht so leise gesprochen, daß sie nicht hätten verstanden werden können; doch die jungen Leute entfernten sich und traten hinter ein Gebüsch, indem sie sich den Anschein gaben, als ob sie auch nicht einen einzigen Ton ihrer Rede verstanden hätten.

Die Edelfrau Barbara von Dyskirchen sprach zu der Schwester des Magisters Eusebius mit gedämpfter Stimme:

„Wie es Aller Augen offenbar ist, seht Ihr ein Liebespärchen vor Euch, das jedoch darauf schwören möchte, daß das süße Geheimniß seiner Liebe tief in der Brust vergraben liegt.“

„Ich sah es und bin nicht gekommen, um das Glück der Jugend zu zerstören, im Gegentheile, habe ich die beste Hoffnung für beiderseitiges Glück, denn es ist mir nicht verborgen geblieben, daß das zukünftige Geschick diese beiden Liebenden auf einem Rosenpfade dahinführen wird, lasset uns also jegliche Dornen von ihrem Wege entfernen.“

„Wie können wir das?“

„O, nichts einfacher als das,“ antwortete Euphrosine, „ich wette darauf, daß zu dem Glücke des jungen Paares nichts weiter als das Band der Ehe nöthig ist.“

„Allerdings, weiter nichts,“ lächelte die Edelfrau Barbara von Dyskirchen, „aber bis zu diesem Zeitpunkte werden wohl noch Jahre vergehen, denn wisset, Veronika ist nicht die Tochter des Magisters Eusebius, sondern des edlen Ritters Jugurt von der Meinhardsburg.“

„Ich weiß es, und auch noch mehr, daher sage ich Euch, es werden nicht so viele Wochen ins Land gehen, als Ihr Jahre vermeint, bis der Priester den Bund dieses jungen Paares segnen wird.“

„Ach so sprechet, denn mir liegt das Glück der Edeljungfrau Veronika am Herzen, und eine Mutter könnte nicht zärtlicher für Ihr Wohl besorgt sein, als ich es bin.“

„Morgen sollt Ihr Alles erfahren, und, wenn es Euch Vergnügen macht, mein Geheimniß bis auf den Grund kennen zu lernen, so willigt in einen größeren Spaziergang, dem die jungen Leute gern beiwohnen werden.“

„Es sei,“ sagte die Edelfrau Barbara von Dyskirchen nach kurzem Besinnen, und bald war auch die Zustimmung des Liebespärchens errungen.

Alle beschlossen bei dem ersten Morgengrauen die Herberge zu

verlassen und auf den Kamm des Gebirges zu steigen, um von dort aus den herrlichen Anblick einer weiten, grünen Ebene zu genießen, deren äußerster Rand von den blauen Wellen der Donau umrahmt war, welche Naturschönheit die alte Euphrosine nicht genug loben konnte.

Der Tag neigte sich zu seinem Ende, und die Bewohner der Herberge, die für ihre Mahlzeiten selbst besorgt sein mußten, suchten gar frühzeitig ihre Lagerstätten auf, um zu dem morgenden weiten Wege gerüstet zu sein.

Euphrosine war die Einzige, welcher der Weg durchs Gebirge bekannt war.

Sie machte daher dem Ritter Richard zur Pflicht, für Speisen und Getränke zu sorgen, da der Weg ein so weiter sei, daß sie möglicher Weise in einer ihr bekannten Höhle Quartier nehmen müßten.

„Unter keinen Umständen dürft Ihr aber einen Gaul besteigen, denn wir werden einen schmalen und steinigen Weg beschreiten müssen, den keines Rosses Huf betreten kann, und wenn Ihr Speisen und Getränke auf einen Esel laden wollet, so würdet Ihr Euch und uns die Mühe ersparen, die Mundvorräthe selbst zu tragen."

„Es sollte mir schwer fallen," lachte der Ritter, „ein Pferd zu satteln, denn es ist nicht ein einziges im Stalle; auch ein Maulthier oder Esel wird schwerlich aufzutreiben sein, denn der Wirth hat alle Vierfüßler, sogar seine Hunde, mit sich fort genommen."

Gleichsam um die Worte des Ritters Lügen zu strafen, sprang der alte Hauskater die Treppe hinunter und das langsam gedehnte Geschrei eines Esels ließ sich in der Ferne vernehmen.

„Was ist das?" rief der Ritter betroffen und kaum seinen Ohren trauend.

„Es ist mein Esel, den ich dort hinten am Zaune angebunden habe," erwiderte die alte Euphrosine; „er verlangt nach Futter, und kann, wenn es nicht anders ist, den tüchtigen Marsch, der

uns morgen bevorsteht, mitmachen, wenn er die Nacht vorher im Stalle Ruhe genossen hat."

„Zeiget mir nur, wo der Wirth Futter und Streu aufbewahrt hat, und ich werde meinem Grauthier schon ein bequemes Nachtlager verschaffen."

Die Edelfrau Barbara von Dyskirchen wollte aber nichts davon wissen, daß die alte Euphrosine das Lager des Thieres theile und neben ihm im Stalle kampire, sondern sie bestand darauf, daß die Alte in ihrem eigenen Zimmer Wohnung nehme.

„Sträubet Euch nicht gegen den Willen der edlen Frau Barbara von Dyskirchen," nahm der Ritter Richard das Wort, „ich selbst muß darauf bestehen, daß Ihr behaglich ausruhet, und trete Euch mein eigenes Zimmer, welches neben dem der Edeldamen liegt, bereitwillig ab; ich selber werde für unseren Reisebegleiter aufs Beste sorgen, und die Nacht selbst bei ihm im Stalle zubringen."

Die alte Tante Euphrosine wollte durchaus nicht, daß der Ritter Richard sich ihretwegen der Bequemlichkeit eines eigenen Zimmers entzöge, doch da auch das Edelfräulein Veronika von der Meinhardsburg bekundete, daß Tante Euphrosine zu Pest in allen Bequemlichkeiten geschwelgt habe, so wurde die Alte überstimmt, und halb gezwungen mußte sie sich darein fügen, das Zimmer des Ritters für sich in Beschlag zu nehmen.

Endlich willigte die Alte in den Wunsch der beiden Edeldamen ein und sie begab sich mit ihnen auf das Zimmer, während Ritter Richard sich verabschiedete und den Esel vom Zaune losband, ihn in den Stall führte, woselbst er ihn reichlich tränkte und mit Futter versah.

Als das Thier gut versorgt war, machte auch er es sich auf einem Heuhaufen bequem und verfiel bald in den gesunden Schlaf der Jugend.

Liebliche Traumbilder umgaukelten ihn, und als die ersten Strahlen der Morgensonne die Gefilde übergoldeten, ward er wach, und mit heiterem Sinne trat er aus dem Stalle heraus, um in

den Garten zu gehen; doch war er nicht der Erste, der so früh sein Lager verlassen.

Die Edeldamen hatten das Frühbrod bereitet und luden huldvoll den Ritter ein, daran Theil zu nehmen.

Die alte Euphrosine hatte dem Esel neues Futter vorgeschüttet, alsdann nahm sie ebenfalls an dem Frühmale Theil, und Alle plauderten von dem bevorstehenden Spaziergange, der ihnen so viel Vergnügen versprach.

Das herrlichste Wetter, was man sich denken konnte, war eingetreten, und nach kurzer Zeit, als das Frühbrod eingenommen war, wurde der Esel aus dem Stalle gezogen, mit Allem reichlich beladen, und die Gesellschaft brach auf.

Eine gute Weile ging es geraden Weges fort, doch bald wurde der Weg so schmal und steinig, daß die Personen sich nur einzeln hinter einander fortbewegen konnten.

Als man etwa eine Stunde emporgestiegen war, erklärte die alte Euphrosine, daß sie ein wenig rasten wolle, da man noch die Hälfte des Weges vor sich habe.

Alle erboten sich, bei ihr zu bleiben, doch nachdem sie einen bezeichnenden Blick des Einverständnisses mit der Edelfrau Barbara von Dyskirchen gewechselt hatte, erklärte sie in ganz bestimmtem Tone:

„Es möchte der Jugend wohl übel gefallen, ihre Lust an einem schönen Morgenspaziergange zu zügeln, um dem Alter und dessen Ermüdung Rechnung zu tragen. Ich möchte einen solchen Vorwurf nicht auf mich laden, doch wenn die edle Frau Barbara von Dyskirchen bei mir zurückbleiben will, so mache ich den Vorschlag, daß Ritter Richard und die Edeljungfrau Veronika vorauf gehen und uns oben auf dem Berge ein angenehmes, behagliches Plätzchen bereiten."

Die Edelfrau Barbara von Dyskirchen gab gerne ihre Zustimmung, und die beiden jungen Leute setzten ihren Weg rüstig weiter fort.

Schweigend schritten sie ihren Weg dahin, indem sich die Edel-

dame oft in auffallender Weise an den Rittersmann, welcher den Esel führte, herandrängte.

Nach einem Marsche von einer guten Stunde war der Gipfel des Berges, welchen die Tante Euphrosine ihnen als Reiseziel bezeichnet hatte, erreicht.

Die Aussicht war herrlich, und beiden Liebenden entfuhr ein Ausruf der Ueberraschung.

So schön hatten sie sich den Anblick, der sich ihnen jetzt darbot, nicht gedacht.

Das Auge des Ritters, welches bis jetzt in stolzer Glückseligkeit und Freude gestrahlt hatte, umdüsterte sich plötzlich, so daß die Edeljungfrau, welche mehr auf das schöne Antlitz des Ritters als auf die reizende Umgebung schaute, ihn mit besorgtem Blicke fragte:

„Woran denkt Ihr?"

Keine Antwort erfolgte, weswegen sie ihn sanft am Arme rüttelte und ihre Frage wiederholte.

„Woran denkt Ihr, und warum schaut Ihr so betrübt vor Euch hin? Denkt Ihr an die ferne Heimath, an Vater und Mutter, oder an Bruder und Schwester?"

„Ihr leset in meiner Seele, theure Veronika, wohl denke ich an das Glück, das Einem beschieden ist, wenn man in den Armen des Vaters ruht, wenn eine zärtliche Mutter uns ihr liebevolles Herz zuwendet; aber ach, mir ist eine solche Glückseligkeit nicht beschieden."

„Auch ich habe die Zärtlichkeit der Eltern entbehrt, denn der Magister Eusebius, den ich stets für meinen Vater gehalten habe, konnte niemals sein Herz bis zu väterlicher Liebe erwärmen, denn obgleich er es mir an nichts fehlen ließ und für meine Erziehung sorgte, mich auch einweihte in die Tiefe des Wissens, so daß ich, ohne anmaßend zu erscheinen, kühn mit jeder Jungfrau aus dem edelsten Hause auftreten könnte, so blieb dennoch mein Herz kalt, so daß mich nur das Gefühl der Dankbarkeit, nicht aber kindliche Liebe gegen ihn erfüllt."

Bisher hatte Ritter Richard düster vor sich hin geblickt, doch als die Edeljungfrau Veronika von der Meinhardsburg mit ihrer glockenreinen Stimme so zärtlich zu ihm sprach, löste sich sein bitterer Schmerz in eine wohlthuende Wehmuth auf, Thränen der Rührung wollten seine Augen umfloren; nur mit großer Mühe und Anstrengung vermochte er es, den Ausbruch seiner Gefühle zu beherrschen.

Die liebende Jungfrau konnte den Schmerz des Geliebten nicht mit ansehen, sie umschlang ihn mit ihren vollen Armen und drückte einen Kuß auf seinen Mund, indem sie ausrief:

„Auch ich erkenne Euren Schmerz, edler Ritter, auch mein Herz wird von den gleichen Gefühlen wie das Eure bestürmt und wenn ich Euch nicht eine Geleiterin auf der Lebensbahn sein darf, so empfanget von mir das Gelübde, daß ich keinem anderen Manne als Euch angehören werde.“

Diese letzten Worte gaben dem Ritter Richard seine ganze Energie wieder, und in wilder leidenschaftlicher Gluth fuhr er auf:

„Niemand soll es wagen, unser Herzensband zerreißen zu wollen, und wenn wir uns nicht hier auf Erden angehören können, so soll uns der Himmel vereinen.“

„Was wollt Ihr thun, Ihr ängstigt mich,“ rief Veronika bestürzt aus, welche ihre fragenden Blicke besorgt auf Ritter Richard richtete, der sein Schwert aus der Scheide gerissen hatte und es drohend emporhob.

„Nichts,“ sagte er, ingrimmig lächelnd, indem er den Mordstahl wieder in die Scheide zurückfallen ließ und gewaltsam die düsteren Falten, die der Zorn auf seine Stirn gelagert hatte, hinwegstreichend, nichts was Euch im Geringsten beunruhigen könnte.“

„Ich fürchte mich vor Euch, Ritter Richard, wenn Ihr so zornig werdet.“

„Ihr sollt Euch nicht fürchten, edles Fräulein, ich will Euer Beschützer sein, ich liebe Euch mit der ganzen Leidenschaft einer feurigen ersten Jugendliebe, jeder Wunsch, den Ihr nur aussprechen möget, ist mir der heiligste Befehl.“

„Ich kenne Eure Liebe zu mir und erwidere sie mit der ganzen Gluth meines Herzens, dennoch wage ich es kaum, eine Bitte an Euch zu richten, da ich befürchten muß, Euren Unmuth auf's Neue zu erregen und Euren Zorn heraufzubeschwören."

„Ihr sagt das, Veronika, Ihr, deren Wünsche mir stets Befehle sind?"

„Ja, Ritter Richard, ich sage es, denn mir bangt davor, diesen Wunsch auszusprechen."

„Könnt Ihr andere Wünsche haben, als solche, die mich unendlich glücklich machen? Ist nicht jeder ein neuer Beweis Eurer unendlichen Liebe zu mir?"

„Er ist es, obwohl Ihr nicht alle meine Wünsche werdet zu erkennen vermögen, und ehe ich denselben ausspreche, wiederhole ich es Euch nochmals, daß ich gelobe, eine Braut Christi zu werden, wenn es mein Vater mir nicht verstattet, Euer Eheweib zu sein."

„Ihr erschreckt mich, edles Fräulein, durch die feierlichen Worte, die Ihr Euren Befehlen voraus schicket, und schier erbebet mein Herz, den entscheidenden Ausspruch zu vernehmen; doch was es auch sein möge, saget es getrost, ich schwöre es bei meiner Liebe zu Euch, daß ich eilen werde, Euren Willen pünktlich auszuführen."

„Ich nehme Euren Schwur an, edler Ritter, woraus Ihr erkennen möget, einen wie großen Werth ich auf die Erfüllung meiner Bitte lege."

„Sprechet, sprechet, edles Fräulein, was muß ich thun, um Euren Beifall zu erringen."

„Es gilt nicht, meinen Beifall zu erringen, sondern meinen Herzenswunsch zu befriedigen."

„Nennet ihn, nennet ihn!"

„Ich will es thun," sprach sie, indem sie ihr Haupt vertraulich an das Herz des innig geliebten Ritters legte und ihn mit beiden Armen an sich zog. Dann hub sie mit gehobener Stimme also an:

„Gedenket stets an diese heilige Stunde, in welcher ich Euch das Gelübde ewiger Treue ablegte und bedenket, daß es auch mir schwer fällt, in dieser Stunde von Trennung zu sprechen, von Trennung von Euch, die mir hier auf Erden den sichern Tod geben müßte."

„Wie, trennen soll ich mich von Euch, die ich so unendlich liebe, der mein ganzes Herz gehört, von deren Besitz mein eigenes Leben abhängt? Mich von Euch zu trennen, wird keiner Macht der Erde gelingen, es hieße, mir das Leben nehmen, Euch mir entreißen zu wollen, und ich bin Mannes genug, um mein eigenes Leben zu vertheidigen."

„Ach," schluchzte Veronika, „ich bin gebunden, der Stimme des Urhebers meiner Tage Gehör zu schenken und ihm Gehorsam zu leisten, und fast fürchte ich, daß seine Hand nicht auf dem Bund unserer Herzen segnend ruhen wird."

„Nur Gemach, edle Jungfrau, Ihr dürft einer solchen trüben Stimmung nicht Raum geben, denn noch nie habt Ihr zu mir von der Möglichkeit einer Trennung gesprochen."

„Ich habe es noch nicht gethan," seufzte Veronika, „auch mir würde eine Trennung das Herz brechen, doch der Magister Eusebius hat mir es zur heiligen Pflicht gemacht, meinem Vater, dem edlen Ritter Jugurt von der Meinhardsburg zu gehorsamen, welcher mich auf sein Schloß am Rhein führen wird, um mich dort bei sich zu behalten."

„Der Magister Eusebius ist es also?" rief der Ritter, indem er unwillig emporsprang, „dem es darum zu thun ist, uns von einander zu reißen, doch dies soll ihm nun und nimmermehr gelingen. Ich werde ihm die Maske von dem Antlitze reißen, das er mir so gleißnerisch verhüllt, seine Worte haben zwar in meinem Herzen keine Strahlen der Hoffnung angezündet, aber er schmeichelte mir mit dem Glauben, daß ich Euren Besitz erringen könne und nun sprechet Ihr mir von Trennung und Scheiden?"

„Ich muß es," seufzte Veronika.

„Nein, Ihr müßt es nicht und Ihr dürft es nicht, das Gift

ist darum nicht weniger tödtlich, wenn es uns auch in einer übergoldeten Schale gereicht wird, also darf mir auch Euer honigsüßer Mund nicht das Todesurtheil sprechen, wenn ich nicht sterben soll. Verhängt eine Trennung von Euch über mich und mein Dasein wird mir eine so schwere Last sein, dessen Bürde ich nicht zu tragen vermag."

„Ihr seid ein starker Mann, Ritter Richard, dessen Wille Alles durchzusetzen vermag und schon oft rühmtet Ihr Euch, die stärksten Ketten zerbrechen zu können."

„Was sind Ketten und eherne Fesseln gegen die unzerreißbaren Bande der Liebe? Wenn es gälte, die Felsenburg Eures Vaters mit Sturm zu nehmen, so würde ich nicht vor dieser Aufgabe zurückbeben, zumal, wenn es gälte, Euren Besitz zu erringen. Aber wie soll ich sein Herz erkämpfen, um das sein harter Sinn wie eine eisige Rinde geschlossen ist? Saget es mir, oder sind die Worte des Magisters Eusebius eitel Lug und Trug gewesen, um mich in thatenloser Selbsttäuschung einzuschläfern?"

„Schmähet den Edlen nicht und werfet keinen Stein auf den Magister, denn er beugt sich selbst unter der Last eines Geheimnisses, welches ich nicht zu enträthseln vermag. Glaubet mir es, daß sein Herz für Euch in heißer Liebe schlägt, und wenn er unserm Bunde den Segen nicht verleihen kann, um unsere Hände für ewig ineinander zu legen, so bedauert er es mehr um Euret- als um meinetwillen."

„Warum will er uns denn seinen Segen vorenthalten?"

„Sein Wille ist es nicht, doch wie er mir sagte, bin ich meinem Vater, dem Ritter Jugurt von der Meinhardsburg einzig und allein Gehorsam schuldig, und dieser dürfte nie und nimmer die Einwilligung zu dieser Heirath geben."

„Und das sagt Ihr so ruhig und gelassen?"

„Ja, theurer Richard, ich sage es mit Ruhe und Gelassenheit, denn ich werde meinem Schwure stets eingedenk bleiben und Euch die Treue halten, die ich gelobt habe."

„Bei der Liebe, die Ihr zu mir zu haben gelobet, beschwöre

ich Euch, mit mir zu fliehen, es soll Euch niemals gereuen, Euer Schicksal in meine Hände gelegt zu haben."

Die Edeljungfrau Veronika von der Meinhardsburg schüttelte traurig lächelnd den Kopf, dann sprach sie mit ihrer lieblichen melodischen Stimme zu dem Ritter Richard, indem sie ihm mit zärtlichen Blicken in das Auge sah:

„Ich werde Euch niemals angehören, wenn nicht der Segen des Vaters auf unserm Bunde ruht, ich werde mein Herz seinem Willen unterordnen, wenn er mein Unglück beschlossen hat, so werde ich mich nicht gegen seinen väterlichen Willen auflehnen, um glücklich sein zu wollen. Ich werde weinend an die jetzige Stunde zurückdenken, mein verlorenes Glück betrauern und meiner Liebe nie unwerth werden. Niemand soll diese Hand jemals die Seine nennen', wenn ich Euch dieselbe nicht in die Rechte legen kann. Ihr allein seid der Auserwählte meines Herzens, ich schwöre es nochmals, nur Euch gehört meine Liebe, ich werde Euch angehören oder Keinem."

„Der Sanftmuth der Jungfrau steht eine solche Liebe wohl an, nicht aber dem Rittersmann, der ein Schwert an der Seite hängen hat, um seine Liebe zu erringen und den störrischen Sinn eines hartherzigen Vaters durch Waffengewalt zu zwingen."

Veronika erbebte, krampfhaft ergriff sie die Hand des Ritters Richard, die sie in zärtlicher Liebe an ihr Herz drückte, dann sah sie bittend zu ihm auf und sagte:

„Lasset solche Gedanken fahren, ich würde Euch niemals achten können, wenn Ihr mit Waffengewalt meinen Besitz zu erringen strebtet. Gelänge es Euch, die Veste meines Vaters zu zerbrechen, so könnte ich Euch nicht mehr lieben und müßte es bedauern, Euch mein Herz geschenkt zu haben, daher bitte ich Euch, laßt ab von solchen frevelhaften Gedanken."

„Gut, Ihr wollt es, ich soll meinem Herzen Zwang anthun und die unsägliche Liebe und Verehrung, die ich für Euch empfinde, in meiner Brust verschließen? Ich will es thun und Euch zu Willen sein, doch verlangt nichts Unmögliches von mir und

verbannet mich nicht von Eurem holden Angesicht, ich stürbe, wenn es mir in Zukunft nicht mehr vergönnt wäre, in Eure freundlichen Augen zu sehen."

Die Edeljungfrau Veronika von der Meinhardsburg schüttelte mit traurigem Lächeln ihre goldblonden Locken, dann schmiegte sie ihr holdes Antlitz an die Brust des Ritters Richard und sprach zu ihm in leisem Tone:

„Wie vermöchte ich Euch, meinen Anblick fürderhin zu verstatten, wenn Euch der Vater den Eintritt in die Burg verwehrte? Genügt Euch denn nicht, mein Bildniß in Eurer Seele zu haben, in demselben Maße, wie ich das Eurige in meinem Herzen verschließe und das keine Macht der Erde zu verwischen vermöchte, nie und nimmer."

„Nein, theure Veronika, eine solche Liebe genügt mir nicht, um Eures Besitzes theilhaftig zu werden, bin ich bereit, den Ritterschmuck von mir zu werfen, ich würde um meiner Liebe willen als niedrigster Knecht in die Burg Eures Vaters einziehen und mich glücklich schätzen, Euch, als Diener, die untergeordnetsten Dienste zu leisten. Ich vermag meinen Stolz zu beugen, aber nie und nimmer wäre ich im Stande, Euer holdes Angesicht nicht mehr zu sehen und von Euren süßen Lippen das Geständniß Eurer Liebe zu vernehmen."

„Glaubt Ihr denn, Herr Ritter, daß ich Euer thränenbedecktes Antlitz sehen könnte, daß ich es vermöchte, in stiller Traurr Euch vergehen und Euch abhärmen zu sehen?"

„So werdet mein Weib und folget mir, in der ärmsten Hütte wird unser Glück erblühen; ich will Euch trösten und will Euch liebend zur Seite stehen und Euch aufheitern in den Stunden, wo Ihr traurig werden möchtet. Ich will Alles thun, was zu Eurer Freude und Wonne beiträgt, jedes Steinchen, an dem Euer Fuß straucheln könnte, will ich von Eurem Wege hinwegräumen."

„Mein Herz ist Euch dankbar für Eure Liebe und dennoch vermag ich Eure aufopfernde Theilnahme nicht anzunehmen; es ist mein heiliger Beschluß, meinem Vater, dem edlen Ritter Jugurt

von der Meinhardsburg zu folgen, wenn er meine Gegenwart in seiner Burg fordern sollte."

„Ich lasse Euch nicht ziehen, denn Ihr seid mir nothwendiger zum Leben, als der eigene Athem. Euer Bild ist mit unvertilgbaren Farben in meinem Herzen eingebrannt, sprechet also nicht von Trennung und von der Möglichkeit, daß Ihr mich verlassen werdet."

Die Edeljungfrau Veronika von der Meinhardsburg beugte ihr Haupt vor dieser gewaltigen Liebe, sie war überwältigt von den Worten des Ritters Richard und ihre Thränen rollten aus schmerzvoller Brust über ihre Wangen.

Ritter Richard konnte den Schmerz der innig geliebten Braut nicht mit ansehen, er küßte ihr die Thränen von den Wangen, indem er zu ihr sprach:

„Verbannet Eure trüben Gedanken, ich vermag es nicht, Euch weinen und Eurem Schmerze erliegen zu sehen. Wenn Ihr es denn durchaus wollt, so will ich Euch mein Leben zum Opfer bringen und mein Hirn an den Gesteinen der Burg, auf die man Euch führen wird, zerschmettern. Ziehet getrost in die Heimath und gedenket nicht Eures treuen Richard, der vor dem Burgthore schmachtet, der sich wie ein Hund an Eure Fersen heftet und jeden Eurer Fußtapfen mit stiller Verehrung betrachten wird."

„Lasset den Muth nicht sinken, Ritter Richard, es ist eines Mannes unwürdig, sich von dem Schicksale niederbeugen zu lassen, es fesselt mich nichts, als der Wille des Vaters an die Heimath und Ihr müßt es versuchen, seinen Sinn Euch günstig zu stimmen, damit er das Bündniß, was unsere Herzen geschlossen haben, segne. Die Ruhe wird mir nur dann erst zurückkehren, wenn ich Euch, Geliebter, vor allen Stürmen des Lebens gesichert weiß, darum seiet nicht so grausam, meinen Entschluß erschüttern zu wollen und nehmet die Ueberzeugung mit Euch, daß eine Trennung von Euch auch mir jede Stunde meines Lebens verbittern würde."

Die Edeljungfrau hatte noch Vieles hinzuzufügen, so daß der

Ritter Richard ihren überzeugenden Gründen sein Ohr nicht verschließen konnte, und mit gehobener Stimme zu ihr sprach:

„Ich gehöre nicht zu jenen jungen Männern, die ihr Herz an den ersten besten Gegenstand verschenken, sondern bei mir ist die erste Liebe auch meine einzige, ich liebe Euch und verehre Euch, Ihr habt mein Herz gewonnen für das ganze Leben, Euer Bild ist es, welches einzig und allein in meiner Seele lebt, und wenn ich Eure Hand nicht besitzen kann, so wird Eure Gestalt noch meinen Blicken vorschweben, wenn meine Augen im Tode brechen. Euer geliebter Name wird noch von meinen Lippen wiederhallen, wenn meine Seele im Todesröcheln davonfliegt."

Veronika richtete ihre seelenvollen Blicke auf den Ritter Richard und führte ihn sanft hinweg nach einem Platze, der ganz zu holdem Liebesgeflüster wie geschaffen schien.

Uralte Linden beschatteten diese Stelle und ihre gewaltigen Kronen schmiegten sich so dicht aneinander, daß sie gleichsam ein Laubdach bildeten, durch welches auch nicht ein einziger Sonnenstrahl hindurch schlüpfen konnte.

„Wohin führt Ihr mich, edles Fräulein, wollt Ihr mich noch unglücklicher machen, als ich schon bin? Wollt Ihr mir meine Liebe zu Euch in ihrem vollsten Glanze vor Augen führen, um mir die Entsagung um so schmerzlicher zu machen?"

„Ihr seid thöricht, Ritter Richard, nicht unglücklich will ich Euch machen, Euch, dessen Glück mein eigenes ist, aber nicht in Trübsinn und Kummer sollt Ihr vergehen, nicht Kleinmuth soll Eure Seele beschleichen, sondern hier, wo der ewige Gott selbst sich ein Plätzchen für stille Liebe aufgerichtet zu haben scheint, beschwöre ich Euch bei dem Dufte der Blätter und Blüthen, welche die Luft mit ihren angenehmsten Wohlgerüchen schwängert, Eure Hoffnung nicht sinken zu lassen. Herrlich und ehrfurchtgebietend ist der Anblick dieser Riesenstämme, welche schon manches Jahrhundert an sich haben vorüberziehen lassen, und wie sie, so sollt auch Ihr kühn emporstreben und nicht wie ein dürres Blatt, das der Herbstwind herabweht, in kleinlichem Wankelmuth vergehen.

Nicht zur Erde sollt Ihr herabsehen, sondern Eure Blicke zum Himmel wenden, dieser vermag die menschlichen Herzen nach seinem Willen zu lenken. Vertrauet auf Gott und die heilige Jungfrau, sie werden uns in ihren gnädigen Schutz nehmen."

„Ich will es versuchen, ich will den Himmel zu meinem Verbündeten wählen und Gott vertrauen."

Während die Liebenden also sprachen, waren die Edelfrau Barbara von Dyskirchen und Tante Euphrosine, wie sie von Allen genannt wurde, herangekommen, und hatten als ungesehene Zuschauer das Geständniß der Liebe vernommen, welches Ritter Richard und die edle Jungfrau Veronika von der Meinhardsburg einander ablegten.

Die Edelfrau Barbara von Dyskirchen konnte nicht länger an sich halten. Es wäre ihr unmöglich gewesen, dem edlen Ritter Richard das Geheimniß seiner Geburt länger zu verbergen, daher trat sie mit heftigen Schritten auf ihn zu, indem sie die alte Euphrosine zurückließ und rief laut aus, indem sie ihn in ihre Arme schloß:

„Ihr sollt nicht Eurer Liebe entsagen müssen, der Kaiser wird den Namen Eures Vaters wieder herstellen, und auch ich werde meinen Säckel aufthun, damit Ihr in Betreff des Reichthums Euch mit jedem anderen deutschen Rittersmanne in allen Dingen messen könnt."

„Die Aussteuer überlasset dem Magister Eusebius, dem ich, wenn er es für nöthig erachten sollte, auch die Schätze, die ich in meinem langen Leben gesammelt habe, zur Verfügung stelle. Vernehmet, daß er nicht so arm ist, um, ohne selbst darben zu müssen, eine Ritterburg aufbauen zu können, wenn er es nicht vermöchte, so stehen ihm die reichen Hülfsquellen aller seiner Freunde zu Gebote, und wenn auch dieses alles nicht ausreichen sollte, so will ich ihm eine Beisteuer von tausend Goldstücken in wohlgeränderten Dukaten und vollwichtigen Dublonen überlassen."

Die Edelfrauen richteten erstaunte Blicke auf die zwar nicht dürftig, aber doch sehr einfach gekleidete Tante Euphrosine, welche eines so großen Reichthums erwähnte.

Der Ritter Richard war weniger erstaunt als betroffen, ihm schien es, als ob die Alte irre rede, und man konnte es seiner Angst deutlich ansehen, daß er der Meinung war, sie sei wahnsinnig geworden.

So leicht als möglich, wollte er über ihr Versprechen hinweggehen, welches für ihn eine so reiche Mitgift in Aussicht stellte, daher drängte er sein Liebesglück gewaltsam zurück, und als wäre nichts vorgefallen, sprach er mit ziemlich ruhiger Stimme:

„Es ist Mittagszeit und wenn es mich recht bedünken will, so ist es besser, wenn wir die Gemüther von ihrer Bürde entledigen und den mitgenommenen Vorräthen zusprechen."

Die alte Euphrosine war aber nicht gewillt, den Ritter Richard so wohlfeilen Kaufes davon kommen zu lassen, deshalb wandte sie sich wieder an ihn, als sie beim Mahle saßen und der Becher im Kreise herumging und sprach zu ihm:

„Ihr haltet mich für irrsinnig, Herr Ritter, und glaubt nicht, daß ich über so viele Kreuzer zu verfügen habe, als ich Euch Goldstücke anbiete."

Der Ritter Richard warf einen beängstigenden Blick auf die beiden Edelfrauen, doch Tante Euphrosine hatte diesen Blick aufgefangen und sprach abwehrend zu ihm:

„Suchet nicht Hülfe bei den Edeldamen, denn es wird Euch nie und nimmer gelingen, Euch meiner Liebe zu entziehen; ich habe Euch meine irdischen Schätze zugedacht, und ob Ihr Euch gleich sträubet, müßt Ihr doch meine Hinterlassenschaft in Besitz nehmen, Euch habe ich das Erbtheil meines irdischen Reichthums übertragen und Ihr müßt meinen letzten Willen unter allen Umständen erfüllen."

„Ich bin gern dazu bereit um Veronika's willen, alle Eure Anordnungen pünktlich zu vollziehen, doch überlasset Jemand anders Eure Schätze, ich werbe um Veronika's Hand und Ritter Jugurt

von der Meinhardsburg wird mich auch wohl ohne Euren Reichthum willkommen heißen, wenn ihm nicht überhaupt meine Werbung mißbehagt."

„Ein Rittersmann hat des Goldes nie zu viel, und da ich mir Euch zu dem späteren Eigenthümer meines Goldes ausersehen habe, so würdet Ihr Euch vergeblich bemühen, Euch meinen Wünschen zu entziehen, doch wenn Ihr es wissen wollt, woher mir diese unermeßlichen Reichthümer geworden sind, über die ich gebiete, so will ich Euch die Erzählung meiner seltsamen Erlebnisse nicht vorenthalten, deren Mittheilung auch den beiden Edeldamen völlig neu sein dürfte, da ich noch nicht davon mit ihnen gesprochen habe."

Ritter Richard ergriff die Gelegenheit, die alte Tante Euphrosine von dem Hirngespinste ihres vermeintlichen Reichthums abzubringen mit beiden Händen, und indem er auf die beiden Edeldamen einen bittenden Blick warf, sagte er:

„Wenn wir Euch bitten dürfen, Tante Euphrosine, so haltet uns Eure Erzählung nicht länger zurück, Ihr werdet die aufmerksamsten Zuhörer finden."

Mit verschmitztem Lächeln schaute die Alte im Kreise umher, dann ergriff sie das Wort und begann, indem sie sich zumeist an den Ritter Richard wandte:

„Es sind nun mehr als sechzig Jahre verflossen, als mein Fuß die Schwelle dieses herrlichen Landes betrat. Ein schon damals eisgrauer Eremit nahm sich meiner an, er sorgte für mich, und in den Jahren des ungestörten Beisammenseins gewann ich seine väterliche Liebe und Zuneigung. Vor einem viertel Jahrhundert segnete er das Zeitliche. Doch bevor er die Augen schloß, hinterließ er mir wahrhaft fürstliche Reichthümer, von denen ich so wenig als er selber Gebrauch machen konnte. Bei seinen Lebzeiten hatte er fast dürftig gelebt, so daß ich in ihm nichts weniger, als einen reichen Mann vermuthen durfte. Auf seinem Todtenbette enthüllte er mir das Dasein der Schätze, welche an der türkischen Grenze aus einem einsam gelegenen Schlosse herstammen sollten.

welches einem türkischen Pascha zum Sommeraufenthalt gedient haben sollte. Von diesem Schlosse erzählte er Wunderdinge, die er erfahren, als er mit noch sechs anderen Kriegern das Feldlager verließ, um einmal in gemächlicher Behaglichkeit von den Strapazen des Feldzuges auszuruhen. Das Schloß am Waldessaume zog ihre Aufmerksamkeit auf sich, sie gingen hinein, fanden aber keine Menschenseele und es schien, als ob die Furcht vor dem nahen Kriegsgetümmel die Bewohner hinweggetrieben hätte. In dem ersten Zimmer, welches sie betraten, hingen einzelne Wandgemälde, welche reizende Frauengestalten vorstellten. An den Wänden entlang zogen sich niedrige Ruhebetten, welche gar freundlich zum sitzen einluden. In der Mitte des Saales stand eine gedeckte Tafel, an welcher die hungrigen Reisigen Platz nahmen. Der Wein aus den Krügen schmeckte ihnen gar lieblich, doch von Speise war nichts zu bemerken. Der Eremit, welcher zur Zeit gleichsam die Stelle eines Rottmeisters bei den Reisigen einnahm, erblickte auf dem Tische ein Horn aus getriebenem Silber. Spielend nahm er es in die Hand, bewunderte es uud setzte es ohne irgend eine bestimmte Absicht an den Mund. Er blies hinein und der laute Schall, der von demselben ausging, machte die Kriegsgesellen aufschreckend; sie schauten einander betroffen an und der Eremit ließ erschrocken das Horn auf den Tisch zurückfallen. „Was war das?" fragte auch er, „das Horn gibt ja einen Ton von sich, als ob der Engel des jüngsten Gerichts in die Weltposaune gestoßen hätte." „Fürwahr es ist so," sagte ein Anderer, welcher das Horn ergriff und den mächtigen Ton noch einmal erklingen ließ, worauf hastige Schritte eine Treppe hinunter eilten, Thüren wurden geworfen und ein Diener in dem kostbarsten Anzuge erschien in dem Speisesaal, welcher mit den Gebehrden der größten Unterwürfigkeit nach den Befehlen der edlen Herren fragte. Er wandte sich an den Reisigen, welcher das Horn in der Hand hielt, doch der Eremit setzte wohl kein großes Zutrauen in das, was der Reisige anordnen würde, daher nahm er diesem das Horn mit entschlossener Miene aus den Händen und sprach zu dem Diener: „Meinen

Befehlen habt Ihr einzig und allein zu gehorchen, doch jetzt sorget vor allen Dingen dafür, daß wir nicht elendiglich verschmachten, sondern daß es uns nicht an Speisen und Getränken mangle." Der Diener verbeugte sich, kreuzte die Hände über die Brust und entfernte sich schweigend. Bald darauf trugen reizende Frauengestalten köstliche Schalen mit Früchten auf, denen Eunuchen *) folgten, welche Speisen aller Art auf die Tafel setzen. Der Eremit und seine hungrigen Genossen sprachen den Speisen nach Kräften zu, und als sie genügend den Freuden der Tafel obgelegen hatten, wünschten sie Becher, Würfel und Karten herbei, um dem Spiele zu fröhnen. Es wurde auf ihre Wünsche durchaus keine Rücksicht genommen und es schien, als ob die Diener der Sprache unkundig wären, und erst als der Eremit den Befehl aussprach, die Tafel abzuräumen, gewann der Diener Leben. Im Fluge war es geschehen, und als er gar in das Horn stieß, um seinem Unmuthe Luft zu machen, so beeilten sie sich, Würfel und Karten herbeizubringen. „Lasset die Dirnen hier bleiben," warf ein Reisiger hin, „sie sollen durch Tanz und Liebesgeschwätz mir die Würfellust erhöhen." Der älteste Diener, ein Mann in grauem Haar, warf dem Sprecher einen grimmigen Blick zu, so daß der Eremit dem vorwitzigen Kriegsknechte zornig Schweigen anbefahl. Bis zur Mitternacht belustigten sich die Reisigen an Wein und Würfelspiel, und erst dann streckte sich einer nach dem andern auf die Ruhebetten nieder. Die Diener waren auf einen Wink des alten Dieners hinausgeeilt und zwar so schnell, daß ihre Entfernung dem Eremiten auffiel. Er selbst war in Speise und Trank mäßig, und als seine Gefährten schon längst in den Armen des Schlafes lagen, erhob er sich, um noch einen Rundgang im Schlosse zu machen. Ohne einen besonderen Zweck zu haben, nahm er das silberne Horn an sich und trat in die Nacht hinaus.

*) Eunuchen, Verschnittene, Häremswächter, welche insonderheit die Frauhäuser zu bewachen haben.

Die Gänge und Treppenflure waren durch Kerzen beleuchtet und der alte Diener heftete sich an seine Sohlen, sobald er das Zimmer verlassen hatte. „Lasset uns noch ein wenig plaudern," hub der Eremit an, „und saget mir, wem das Schloß gehört." Der Kammerdiener verbeugte sich, zum Zeichen des Gehorsams, und öffnete ein kleines Zimmer, was freundlich zu behaglicher Ruhe einlud. Der Eremit trat ein und nahm auf einem Polstersessel Platz, den alten Kammerdiener bedeutend, sich ebenfalls niederzulassen; doch dieser schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete leise:

„Dieses Schloß gehört zu dem Privateigenthum des Sultans und ist dem Pascha Ibrahim überlassen worden, welcher in dasselbe seine Frauen eingeschlossen und seine Schätze aufgespeichert hat. Selten kommt er hierher und zwar nur in Begleitung seiner vertrautesten Freunde. Es ist mir und allen Dienern strengstens verboten, in Gegenwart des jedesmaligen Gebieters, welcher zum Zeichen seiner Würde das silberne Horn an sich nehmen muß, anders als stehend zu sprechen. Ihr müßt es mir daher schon gestatten, gnädiger Herr, Euch, so wie ich jetzt vor Euch stehe, Auskunft über das zu ertheilen, was Ihr von mir zu hören befehlet."

„Nun gut," antwortete der Eremit, „wenn der Pascha Ibrahim Euch dies befohlen hat, so will ich seinen desfallsigen Befehl nicht abändern, und Ihr möget in Eurer unterwürfigen Stellung verharren; doch saget mir, was hat es für eine Bewandtniß, daß wir Ställe und Zimmer leer fanden, und dies Schloß bei unserem Eintritt für völlig unbewohnt halten mußten, während Ihr doch, wie es scheint, über Küche und Keller verfügen könnt."

„Ihr werdet ermessen, edler Herr, daß man bei dem gegenwärtigen Kriegsgetümmel die Kleinodien, die man für sich selbst aufzubewahren für nöthig erachtet, so viel als möglich den Augen der Welt entziehet, und dies ist auch mit diesem Schlosse der Fall. Die Tafel im Vordersaale ist gedeckt, da Pascha Ibrahim selbst seinen Besuch angekündigt hat; er sandte uns das silberne Horn zu, mit der Weisung, Jedem, der in dieses Horn stoßen würde,

zu gehorchen. Ihr habt diesen Talismann ergriffen, und wir müssen Euch allesammt dienen, während Euren Gefährten das Loos aller Derer beschieden sein wird, welche ohne seinen Willen sein Heiligthum betreten."

„Was geschieht ihnen? Sie werden doch nicht eine Unbill in diesen unbekannten Räumen zu ertragen haben?" frug der Eremit besorgt.

Tante Euphrosine machte eine kleine Pause, dann fuhr sie in ihrer Erzählung weiter fort:

„Der Diener antwortete nicht sogleich, ein unterdrücktes Geschrei ließ sich vernehmen, dann wurde es wieder stille, und seine Kniee beugend und die Hände über der Brust kreuzend, murmelte er leise vor sich hin, doch laut genug, um von dem aufhorchenden Eremiten verstanden zu werden:

„Es ist geschehen, der Wille unseres hohen und gebietenden Herrn ist vollstreckt worden."

„Was ist geschehen?" fragte der Eremit zornig, indem er mit geballter Faust auf den Diener eindrang, welcher einen Schritt zurücksprang und ein langes Dolchmesser unter dem Gewande hervorblinken ließ.

„Der Eremit hatte einen Augenblick das silberne Horn bei Seite gelegt, und schon wollte sich eine wundersame Frauengestalt, welche hinter einer seidenen Draperie hervortrat, desselben bemächtigen, als er es mittelst eines kühnen Griffes wieder erhaschte und ihm einen langgezogenen Ton entlockte.

„Kaum erklang dieser wundersame Ton, als sowohl der Diener die bereits zum Stoße erhobene Hand sinken ließ und seine Stirne demuthsvoll in die weichen Teppiche des Fußbodens vergrub, wie auch das schöne Weib flehend ihre Hände zu ihm emporhob und zu ihm sprach:

„Verzeihet, hoher Gebieter, daß wir einen Augenblick an Eurer Machtvollkommenheit zweifelten; befehlet über uns, wir sind Eure gehorsamen Sklaven."

„Der Eremit wußte nicht, wie ihm geschah, in einem Augen-

blicke kühner Trotz und sklavische Unterwürfigkeit zugleich, wie sollte er sich das erklären?

„Er erhob drohend seine Rechte und fragte mit gebieterischer Stimme:

„Was soll es mit dem Mummenschanz? Werdet Ihr mir nun eingestehen, welche Bewandtniß es mit diesem räthselhaften Schlosse hat, und welches Schicksal meine mit mir gekommenen Gefährten betroffen hat?

„In Betreff des ersten Punktes," fing der noch immer auf den Fußboden hingestreckte Diener zu reden an, habe ich Euch bereits berichtet, und wenn es Euer Gnaden gefällt, so könnet Ihr Euch selbst überzeugen, daß wir vor aller Welt die Schätze, die Ibrahim Pascha hier aufhäufte, wohl verborgen halten, doch wenn Ihr die mit Euch gekommenen Reisigen als Eure Gefährten bezeichnet, so haben diese das Schicksal selbst gegen sich herausgefordert, indem sie Euch verließen."

„Was ist aus ihnen geworden?"

„Sie sind nicht mehr; die Diener, welche ich stets bereit halte, um Euren hohen Willen zu vollstrecken, haben ihre Schuldigkeit gethan, und wenn es Euch gefällt, könnt Ihr die Leichname vor Verstümmelung beschützen."

„Der Eremit konnte seinen Unwillen kaum unterdrücken, doch glaubte er noch immer nicht recht gehört zu haben; er gab der schönen Jungfrau, die noch immer ihre Arme verlangend nach ihm ausstreckte, ein Zeichen, sich zu entfernen, und dann gebot er dem Diener, ihn nach dem Speisesaale, worin seiner Meinung nach seine Gefährten ruhen mußten, zurückzuführen.

„Dieser gehorchte dem an ihn ergangenen Befehle, ohne sich auch nur die geringste Einwendung zu erlauben.

„Der Eremit nahm das Horn, diesen Talisman, welcher hier im Schlosse allein zu regieren schien, an sich, und hing es um seine Schultern, dann kehrte er zunächst mit dem Diener in den Saal zurück.

„Hier war eine absonderliche Veränderung eingetreten; der

Speisetisch stand allerdings noch an seinem alten Platze, doch von den Ruhebetten, welche rings an den Wänden umherstanden, war auch nicht das Geringste mehr zu sehen, ebenso waren seine Gefährten verschwunden, ohne daß man auch nur Spur von ihnen entdecken konnte.

„Der Eremit ließ seine staunenden Blicke umherschweifen, dann fragte er den Diener:

„Was ist hier vorgegangen? Wo sind meine Gefährten geblieben?"

„Ein Zug teuflischer Ironie und grausamer Freude durchzuckte das Antlitz des Dieners, der einen fragenden Blick auf den Sprecher richtete, da er nicht zu glauben vermochte, daß dieser im Ernst spreche.

„Wo sind meine Gefährten geblieben?" fragte der Eremit abermals, und da dem Diener nun nichts weiter übrig blieb, als zu antworten, erhob er sich von den Knieen und schritt dem Eremiten leise voran.

„Durch mehrere Zimmer nahmen sie den Weg, und nachdem Beide ein Frauengemach passirt hatten, in welchem noch die Spuren einer nächtlichen Orgie zu bemerken waren, trat der Diener auf einen durch seidene Vorhänge abgeschlossenen Raum zu, und schob die ersteren zurück.

„Entsetzt trat der Eremit einige Schritte zurück; er wußte nicht, was er sagen sollte, denn vor ihm lagen die leblosen Gestalten seiner Gefährten.

„Was ist hier vorgegangen?" rief er aus, „wer hat diesen Mord begangen?"

„Die Reisigen sind selbst daran schuld, daß das Schicksal sie ereilt hat; sie büßten ihren Leichtsinn, da sie sich nach dem Besitze ihrer schönen Gesellschafterinnen gelüsten ließen; sie wollten in den üppigen Armen der Dienerinnen schwelgen und das Glück der Liebe genießen, und sind statt dessen dem kalten Tode in die Arme geeilt."

„Wer ist schuld an ihrem Tode?"

„Die Eunuchen, Herr; diese kamen auf einen Glockenruf Mariettas, die noch vor wenigen Minuten vor Euch auf die Kniee fiel, herbei."

„Der Eremit war vor Schrecken und Entsetzen nicht fähig, ein Wort zu sprechen.

„Eure Reisigen," fuhr der Diener fort, „zerknitterten die reich gestickten Gewänder der Dienerinnen, welche sie durch Spiel und Gesang unterhielten; die Reisigen waren im Begriff, den Blumenschmuck aus den Haaren der Dienerinnen zu reißen und ihren unkeuschen Mund auf die Lippen der Letzteren zu drücken, da rief Mariettas Glocke die Eunuchen herbei, und diese haben, wie Ihr sehet, ihre Schuldigkeit gethan. Nicht ein Tropfen Blut ist geflossen, und Ihr müßt sie loben, sie haben ihr Mordwerk vollendet, ohne sich einer anderen Waffe als ihrer Hände dabei zu bedienen."

„Der Eremit, von Ungeduld getrieben, entblößte den einen der Leichname und überzeugte sich gar bald, daß dieser erst vor ganz kurzer Zeit seinen Geist ausgehaucht haben konnte; nichtsdestoweniger stand sein Tod, sowie auch der Tod der anderen Reisigen, unleugbar fest.

„Jeder dieser Leichname war noch warm anzufühlen, dennoch wäre jeder Wiederbelebungsversuch eine Thorheit gewesen. Es war kein Tropfen Blut geflossen, dasselbe vielmehr nach dem Herz der unglücklichen Opfer zurückgedrängt worden, denn sie waren durch kunstgerechte Hand erdrosselt worden.

„Ein blaugrüner Streif um den Hals kennzeichnete allein die Art und Weise, auf welche sie vom Leben zum Tode gebracht worden waren.

„Was soll mit Euren todten Gefährten geschehen, Herr?" fragte der Diener, der sich das Schweigen des Eremiten gar nicht erklären konnte.

„Er bekam keine Antwort, und da er es nicht wagte, seine Frage zu wiederholen, so rief er die Eunuchen herbei und gebot ihnen, die Befehle des Gebieters abzuwarten, der sich erschreckt

umwandte, als die kalte Nase eines kurzhaarigen, großen, gelben Hundes seine Hand berührte.

„Was soll das bedeuten?" rief er entrüstet aus, indem er unwillkürlich seinen Dolch erfaßte.

„Der Diener, welcher die Eunuchen herbeigeführt hatte, und durch einen Fußtritt das zudringliche Thier hinwegschleuderte, antwortete schnell:

„Diese Hunde werden mit dem Fleische der also ums Leben gebrachten Knechte gefüttert; die Thiere wittern ihre Beute und verlangen nach derselben."

„Es soll nicht geschehen, man soll die Leiber dieser Unglücklichen nicht zerschneiden, um sie den Hunden vorzuwerfen, ich will es nicht! Es soll ihnen ein christliches Begräbniß zu Theil werden, dafür mache ich Euch Alle verantwortlich!"

„Der gelbe Hund knurrte und fletschte die Zähne, als ob er es wüßte, daß man ihm seine Beute entreißen wollte, und Einer der Eunuchen mußte hinzuspringen, um ihn bei dem stacheligen Halsbande zu ergreifen und zu verhindern, daß er die Leichname zerfleische, oder gar den gebietenden Herrn selbst anfalle.

„Bei den Worten des Eremiten von einem christlichen Begräbniß machten die Eunuchen große Augen, und der Diener, der sich stets so gehorsam gezeigt hatte, kämpfte sichtlich seinen Unmuth nieder und sagte in entschiedenem Tone:

„Es sind Christenhunde, Ungläubige, die Muhamed aus seinem Paradiese verstoßen will, die aber nicht in geweihter Erde ruhen sollen."

„Begrabet sie, ich will es so!"

„Die Eunuchen machten Anstalten, die Leichname hinauszutragen, und als für alle sechs ein gemeinsames Grab gegraben, trat der Eremit selbst hinzu und verhinderte, daß die Leiber der Getödteten verstümmelt in die Grube gelegt wurden.

„Er selbst schnitt mit seinem Dolchmesser Zweige von den Bäumen und steckte sie kreuzförmig in die Erde, um dadurch am anderen Tage das Schloß, welches ihm so wunderbar erschien, wieder

zu finden, alsdann sprach er zu dem Diener, welcher sein Thun und Treiben mit Argusaugen beobachtete:

„Jetzt führet mich in den Ställen umher, ich bleibe keinen Augenblick länger als nöthig in dieser Räuberhöhle; noch in dieser Stunde werde ich sie verlassen, und ich bedarf deshalb eines vortrefflichen Rosses, das sich hinsichtlich seiner Schnelligkeit mit dem besten messen kann.“

„Seid Ihr unzufrieden, Herr, wir haben doch Alles gethan, was uns durch Euch befohlen wurde?“

„Ihr könnet meine Zufriedenheit erlangen, doch machet schnell, daß Ihr mich mit einem flinken Rosse versehet, ich will aufbrechen, noch ehe der Hahn krähet.“

„Folget mir, damit Ihr an Ort und Stelle selbst Eure Auswahl treffen könnet!“

„Der Diener schritt voran und führte den Eremiten durch einen geräumigen Garten; Beide umgingen das Schloß und der Eremit wurde hier erst gewahr, daß hinter demselben die eigentlichen Wirthschaftsgebäude lagen.

„Das Gewieher der Pferde drang an ihr Ohr, und nach einem Marsche von etwa fünf bis zehn Minuten hatten sie die Pferdeställe erreicht.

„Der Eremit wählte einen prachtvollen Berberhengst, der auch alsbald mit dem prachtvollsten Sattel- und Riemenzeug behangen wurde.

„Beim Hinausführen des Hengstes aus dem Stalle wurde der Eremit eines niederen Kuppelbaues ansichtig, der seine Neugierde so reizte, daß er an den ihn begleitenden Diener schnell die Frage richtete:

„Was ist das für ein Gebäude, und warum steht dieser Thurm so abgesondert von den Uebrigen?“

„Es ist die Schatzkammer des Paschas.“

„Oeffnet sofort die Thür, denn ich will einen Blick hineinwerfen.“

„Ich vermag es nicht, denn ich kann Euch die Thür nicht er-

schließen, doch der Ton Eures Hornes wird den Wächter herbeirufen, daß er Euch einlasse."

„Die Neugierde des Eremiten war gereizt und er konnte sich den Wunsch nicht verhehlen, einen Schatz zu sehen, zu dessen Aufbewahrung man eines eigenen Gebäudes bedurfte; dennoch zögerte er eine ganze Weile, bevor er es über sich gewinnen konnte, in das Horn zu stoßen; endlich that er es, ohne weitere Bedenklichkeiten aufkommen zu lassen.

„Er übergab dem Diener die Zügel des Rosses und gebot ihm, zu warten, während er selber in den Thurm eintrat, dessen Thür ein schwarzer Diener geöffnet hatte.

„Nach wenigen Minuten blieb der Eremit sprachlos stehen, denn vor ihm lagen in einer geöffneten Truhe Diamanten und ächte Perlen.

„Er nahm daraus und füllte seine Taschen, dann trat er an einen ebenfalls geöffneten Schrank, in welchem kleine mit blanken Goldstücken gefüllte lederne Säcke standen.

„Der Eremit nahm nur vier von den ledernen Säcken, da er wohl nicht mit Unrecht glaubte, daß eine größere Bürde sein Pferd am schnellen Trabe hindern dürfte.

„Der Diener, welchem die Bewachung des Schatzes anvertraut war, glotzte ihn mit großen Augen an; als er sein Beginnen sah, doch ließ er ihn ruhig gewähren und führte ihn ehrfurchtsvoll wieder hinaus."

„Vor der Thür wartete der Verwalter des Schlosses auf den Eremiten; er führte ihm das Pferd vor und hielt ihm den Steigbügel.

„Der Eremit schwang sich in den Sattel und fort ging es wie auf Flügeln des Windes.

„Der Berberhengst hatte die Zugbrücke kaum unter seinen Hufen, als er das Wunderhorn von der Schulter nahm und dasselbe dem Diener, der in ehrfurchtsvoller Haltung ihm nachschaute, vor die Füße warf.

„Das Horn sprang fußhoch von der Erde auf, als wäre es

vom Gesimse, und rollte in den Burggraben hinunter, da es der Diener im rechten Augenblicke nicht mehr zu erhaschen vermochte.

„Nach wenigen Minuten begegnete er einem Trupp Reiter, von denen der Anführer ein ebensolches Roß ritt als er.

„Da er hart an den Reitern vorüber mußte, erkannte er die Schönheit dieses Pferdes, und da er keine Waffen bei sich führte, so beschloß er, sein Pferd in Schritt gehen zu lassen.

„Der Reiteranführer, von seinen Begleitern ehrfurchtsvoll umstanden, gebot dem Eremiten, anzuhalten, und überzeugte den Letzteren bald von seinem hohen Range.

„Ein Diener des Anführers kam nach erhaltenem Befehle an den Eremiten herangeritten und sprach:

„Mein hoher Herr und Gebieter, Ibrahim Pascha, befiehlt Euch, von dem Rosse abzusteigen, und ihm zu bekennen, auf welche Weise es in Euren Besitz gekommen ist, denn solche Pferde besitzt er nur allein.

„Der Eremit wollte nicht vom Rosse absteigen, denn er sah es ein, daß er sich des Rosses, des einzigen Mittels zur Flucht, nicht begeben durfte, daher entgegnete er dem Diener:

„Saget Eurem Herrn, dem Pascha Ibrahim, daß ich nicht unter seiner Botmäßigkeit stehe, sondern mich an der Grenze verirrt habe, und danach trachte, so schnell als möglich wieder das Ungarland zu betreten.

„Was wollt Ihr denn auf diesem Wege?" fragte der Diener, „Ihr hättet ja schon vor guter Zeit abbiegen müssen; hier aber seid Ihr auf dem Gebiete des Paschas*) Ibrahim, der hier den Willen des Großherrn vertritt.

„Ich danke Euch," erwiderte der Eremit, „saget also Eurem Herrn und Gebieter, daß ich mich verirrt habe, von seiner Gastfreundschaft aber keinen Gebrauch zu machen gedenke; wenn er das

---

*) Das Paschalik Ibrahims war eines der größten der Türkei, und der Pascha selbst mit fast unumschränkten Vollmachten versehen. Er konnte die unteren Beamten nach seinem Belieben absetzen und ernennen.

Thier aber zu haben wünscht, so mag er mich bis zum Kloster des heiligen Bonifazius geleiten lassen, wo ich ihm dasselbe gern abtreten werde."

„Der Diener begab sich mit diesem Bescheid zu seinem Herrn zurück, welcher wegen der ungewohnten Antwort seine Stirn in drohende Falten legte; er nahm sein Roß straff in die Zügel, zog seinen krummen Säbel aus der Scheide und sprengte auf den Eremiten ein.

„Dieser wartete jedoch die Ankunft des Paschas nicht ab, sondern wandte das Roß und sprengte auf dem Wege zurück, den er gekommen war.

„Um die Gangart seines Rosses noch zu beschleunigen, stieß der Eremit demselben die Sporen in die Seiten, und erstaunt darüber, daß es noch einen Reiter gab, der dieses Mittel bei ihm in Anwendung zu bringen für nöthig erachtete, flog es mit rasender Schnelligkeit dahin, unter seinen Hufen förmliche Staubwolken aufwirbelnd.

„Der Eremit sauste auf dem Rosse einher, als ob der Fürst der Hölle in eigener Person einen Ritt auf der Oberwelt machen wollte; ihm nach folgte Ibrahim Pascha.

„Das Roß, welches er ritt, konnte es wohl an Schnelligkeit mit dem Berberhengste des Eremiten aufnehmen, es vermochte ihn aber nicht zu überflügeln.

„Sträucher, Bäche und sonstige Unebenheiten des Weges wurden von keinem der Reiter beachtet.

„Die Rosse flogen darüber hin, als ob diese Hindernisse für sie gar nicht existirten.

„Man gelangte auf diesem Wege in ein Dickicht; die Bäume tauchten wie Riesen auf, kamen den Reitern entgegen, und waren spurlos verschwunden, noch ehe das Auge Zeit gewinnen konnte, ihre Gestaltung aufzufassen.

„Der Eremit befürchtete, daß der lange Reitermantel, den er trug, sich in dem Baumgezweige festhängen würde, daher versuchte er es, den schnellen Lauf seines Rosses zu zügeln.

„Er wäre gern von dem Rosse abgestiegen, doch war es unmöglich, dasselbe aufzuhalten.

„Er hörte schon das Roß seines Verfolgers hinter sich schnaufen, als er fast gewaltsam von seinem Thiere herunter gerissen wurde.

„Was er befürchtet hatte, war geschehen, sein langer Reitermantel hatte sich in den Zweigen eines verkrüppelten Baumes gefangen; er fiel zu Bodan, doch verließ ihn seine Besinnung keinen Augenblick.

„Als er am Boden lag, setzte das Roß seines Verfolgers über ihn hinweg, doch auch dieses war, wie er deutlich erkannte, seines Reiters entledigt.

„Glücklicherweise hatte er kein Glied gebrochen, und mit Vertrauen auf Gott setzte er seinen Weg zu Fuße fort.

„Sein Verfolger war nicht so glücklich gewesen, ihm hatte ein riesiger Baumzweig den Hirnschädel zerschmettert, so daß er, ohne auch nur einen Jammerlaut ausstoßen zu können, vom Pferde herabsank.

„Der Eremit verfolgte den Weg, den die Pferde deutlich bezeichnet hatten, da ihre Hufe in dem weichen Moosboden des Waldes sichtbare Spuren zurückgelassen hatten.

„Nach einem Marsche von zwei bis drei Stunden befand sich der Eremit an dem Ufer der Donau, welche hier die Grenzscheide des Ungarlandes von der Türkei bildete.

„Sein Herz athmete erleichtert auf, und als er auf ein Geräusch aufmerksam wurde, welches sich in seiner Nähe vernehmen ließ, bemerkte er einen Hirten, der sich bemühte, den beiden Rossen, welche mit schaumbedeckten Nüstern am Boden lagen, das Riem- und Sattelzeug abzulösen.

„Entschlossen trat der Eremit auf den Hirten zu und redete ihn mit fester Stimme an:

„Ihr habt einen guten Fang gemacht, der mächtige Pascha Ibrahim wird es Euch reich zu belohnen wissen, daß Ihr seine beiden Leibpferde eingefangen habt."

„Daß ich ein Thor wäre," entgegnete der Hirt, „ihm diese beiden Rosse wiedergeben zu wollen; wie Pascha Ibrahim treue Dienste belohnet, kenne ich schon, und mich gelüstet wahrlich nicht danach, meinen Kopf in die Schlinge zu stecken, oder mir denselben von einem seiner zahlreichen Henker vor die Füße legen zu lassen."

„Bedenket, was Ihr sprecht, denn es sind seine Leibrosse, um deren Wiedererlangung er in Sorge schwebt, und sicherlich ein gutes Stück Geld Demjenigen überweisen würde, der ihm dieselben wieder zuführt."

„Ich kenne den Pascha Ibrahim und weiß gar wohl, wie sehr er den Adel der Pferde und die Schönheit der Frauen zu schätzen weiß; doch Beides ist nur für ihn selbst vorhanden. Jeder andere Mensch, der gleiche Gefühle wie er zu haben wagt, darf neben ihm nicht leben, er muß sein Begehren mit dem Leben büßen und kann noch von Glück sagen, wenn er ohne Marter vom Leben zum Tode gebracht wird."

„Was wollt Ihr aber mit den Rossen beginnen? Das Gefolge des Paschas muß mir auf dem Fuße folgen, und wahrlich frommt es Euch nicht, Euch von ihm bei den Rossen betreffen zu lassen."

„Wer seid Ihr denn?" fragte der Hirt den Eremiten, indem er denselben mit einem mißtrauischen Blicke vom Kopf bis zu Fuß musterte.

„Wenn ich Euch sagen wollte, ich wäre ein Muselmann und gehörte zu den Dienern des Paschas, so würde ich mich einer Lüge schuldig machen; daher bekenne ich Euch offen, daß ich mich nicht nach der Türkei zurücksehne, sondern danach strebe, über die Grenze zu gelangen."

„Hierzu kann ich Euch behülflich sein, auch werde ich Euch begleiten, denn meine Heerde mag hier bleiben; ich werde es mir an dem Schatze genug sein lassen, den mir das edle Roß des Paschas Ibrahim bietet."

„Hierauf zeigte der Hirt auf das mit Diamanten und Edel-

steinen reich ausgelegte Halsband, welches das Roß des Paschas schmückte.

„Seht, diese edlen Pferde werden sich bald insoweit erholt haben, daß wir sie getrosten Muthes besteigen können, um mit ihnen im Schritt davon zu reiten, und da ich des Weges genau kundig bin, so werden wir, noch ehe eine Stunde vergeht, die Hütte des Fährmanns erreichen, der uns gegen ein kleines Entgeld über die Donau setzen und sicher an das jenseitige Ufer bringen wird; dort sind wir in Freiheit und können uns mit Muße des Besitzes dieser edlen Thiere freuen. Das Eine davon trete ich an Euch gern ab, damit Ihr sehet, daß ich nicht habsüchtig bin. Es dürfte Euch nicht schwer fallen, für das Roß, welches ich Euch überlasse, hundert Goldgülden zu bekommen."

„Der Eremit nahm das Anerbieten des Hirten an und freute sich sehr darüber, daß die kleinen Ledersäckchen, die er am Halse seines Rosses befestigt hatte, den Augen des Hirten verborgen geblieben waren.

„Die Unansehnlichkeit der Hülle des Schatzes hatte demselben in den Augen des Hirten keinen Werth verliehen.

„Beide gaben sich nun daran, die Rosse wieder auf die Beine zu bringen, und gerade als sie ein lautes Hallohgeschrei hinter sich vernahmen, schwangen sie sich in den Sattel.

„Hinter ihnen und vor ihnen erschienen die Begleiter und Diener des Paschas und schnitten ihnen den Weg ab, so daß nichts Anderes übrig blieb, als die Rosse in den Strom zu treiben und das Glück in der Schwimmfähigkeit der Thiere zu suchen.

„Das Roß des Eremiten durchschnitt wie ein Schwan die Wellen, während der Hirt in der Mitte des Stromes von denselben verschlungen wurde.

„Das Thier, welches er ritt, war noch zu schwach, um dem Andringen der Wogen Widerstand leisten zu können; auch waren seine Bewegungen widerwillig, so daß es seinem Reiter von jeher Mühe gekostet hatte, mit ihm fertig zu werden.

„Als der Eremit das jenseitige Ufer erreichte, war von dem

stolzen Rosse des Paschas Ibrahim und dem Ritter keine Spur mehr zu sehen.

„Einen Blick warf er noch auf die Diener des stolzen Türkenhäuptlings zurück, die am Ufer auf und nieder trabten, aber Keiner von ihnen schien Lust zu haben, in den Strom zu setzen, und so konnte er getrosten Muthes seinen Weg weiter fortsetzen, ohne befürchten zu müssen, von den Begleitern des Paschas verfolgt zu werden.

„Dieser Eremit nahm in der kleinen Hütte, die Ihr, Ritter Richard, am Fuße dieses Berges gesehen habt, seine Wohnung, und hinterließ mir seine Schätze, von denen ich das Hochzeitsgut für Euch bestreiten werde."

Ritter Richard mochte wohl nicht recht an das Vorhandensein großer Schätze glauben, denn er beeilte sich nicht, der Tante Euphrosine seinen Dank zu sagen, und als die Edelfrau Barbara von Dyskirchen darauf aufmerksam machte, daß die Sonne die Mittagshöhe überschritten habe, und der Tag sich seinem Ende zuneige, so daß man an den Aufbruch denken und wieder den Heimweg einschlagen müsse, da war er es, der ihren Vorschlag mit beiden Händen ergriff, und mit wahrer Hast daran ging, das Maulthier wieder aufzurüsten.

Tante Euphrosine lächelte still in sich hinein, doch sprach sie kein Wort weiter.

Man legte den Heimweg zurück, ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen.

Am Fuße des Berges angekommen, erblickte man die alte Herberge im Schmucke grüner Zweige, so daß sich Alle betroffen anschauten.

„Wer hat das gethan?" fragte Ritter Richard.

Niemand antwortete.

Die alte Euphrosine wechselte mit der Edelfrau Barbara von Dyskirchen einen Blick des Einverständnisses, dann sagte sie zu dem Ritter:

„Das Haus prangt schon im hochzeitlichen Schmucke; es sollte

mich nicht Wunder nehmen, wenn es ein Brautpaar in seinen Mauern birgt.“

„Wer vermag das zu bestimmen?“

„Vielleicht vermag Euch darüber die Nonne, die soeben das Haus verläßt, nähere Auskunft zu geben.“

„Fürwahr, die fromme Schwester scheint auf Euch, Ritter Richard, gewartet zu haben, denn wie mir däucht, schaut sie auf den Weg hinaus, denn wir kommen müssen.“

„Es ist so, wie Ihr sagt, edle Frau, und wenn Ihr es erlaubt, so begebe ich mich geraden Weges zu ihr.“

„Geht, geht, wir werden Euch nicht stören, denn wenn mich nicht Alles trügt, so ist die Mittheilung, die Euch werden wird, nur für Eure Ohren bestimmt.“

Veronika war von Tante Euphrosine bereits in Beschlag genommen, und auch sie rief dem Ritter zu:

„Geht, geht, lasset die fromme Schwester nicht warten, begebt Euch geraden Weges nach der Herberge, während wir diesen Nebenweg einschlagen und die Herberge durch die Hinterthür betreten werden.“

Tante Euphrosine hatte sich der Führung des Esels angenommen, so daß der Ritter Richard unbehindert seinen Weg fortsetzen konnte.

Zum Ueberlegen blieb ihm ebensowenig Zeit, als zur Erwiderung der Worte der alten Euphrosine, denn die Nonne hatte ihn bereits erkannt, und sprang nun mit der Behendigkeit einer Gazelle zu ihm hin.

Die fromme Schwester.

Die Nonne flog mit ausgebreiteten Armen auf den Ritter Richard zu, und ehe er es sich versah, hatte sie ihn in ihre Arme geschlossen; sie preßte ihn an ihre Brust und bedeckte sein Antlitz mit Küssen.

„Mein Sohn, mein Sohn!“ rief sie ein über das andere Mal, indem sie ihn immer aufs Neue in ihre Arme schloß.

Ritter Richard wußte nicht, wie ihm geschah; er konnte sich die Zärtlichkeiten, die ihm zu Theil wurden, nicht erklären, und doch vermochte Schwester Benedikta keine Worte zu finden, um dem Ritter Richard die Ausbrüche ihrer mütterlichen Liebe zu erklären.

Endlich trat Magister Eusebius in Begleitung des Paters Augustinus, der Ritter von Dyskirchen und Erhardt von Hartenfaust aus dem Hause, welch Letzterer die Hand des Ritters Richard erfaßte und zu ihm sprach:

„Ihr habt Eure Eltern wiedergefunden; vor Euch steht Eure Mutter, und neben dem Magister Eusebius Ritter von Dyskirchen, welchem des Kaisers Gnade seine Ritterwürden wiedergegeben hat, so daß Ihr nun kühn vor den Ritter Jugurt von der Meinhardsburg hintreten könnt, um die Hand seiner einzigen Tochter zu begehren.“

„Was Ihr sagt, Ritter Erhardt von Hartenfaust, vermag ich nicht zu fassen, denn noch vor wenigen Stunden verzweifelte ich an meinem Schicksal, und jetzt droht es mich unter dem Füllhorn des Glückes zu verschütten. Ihr sagt mir, daß ich Vater und Mutter wiedergefunden habe, daß der Besitz einer theuren Braut mir beschieden sei, und befürchtet dabei nicht, daß mir der Himmel so viel Glück nicht verzeihen wird.“

„Nein, Ritter Richard, Ihr seid des Glückes würdig, durch Eure Tugenden habt Ihr hinlänglich die Hand der schönsten und

edelsten Jungfrau verdient, und der Magister Eusebius kann auf seine Enkelkinder stolz sein."

„Wenn ichs doch vermöchte," nahm der Magister das Wort, „aber so zweifle ich selbst an Eurem Glück, denn wie wird der stolze Ritter Jugurt von der Meinhardsburg darein willigen, seine einzige Tochter dem Enkelkinde eines so schlichten Mannes, als ich es bin, zu geben?"

„Die Einwilligung des Ritters Jugurt von der Meinhardsburg verbürge ich mit meinem Ritterworte," unterbrach ihn Pater Augustinus mit stolzer Miene; „grämet Euch deshalb nicht, Herr Ritter, denn noch niemals habe ich vergeblich den Brautwerber gemacht."

„So lasset uns nun zu den Frauen zurückkehren, denn sicherlich verlangt die Edeljungfrau Veronika von der Meinhardsburg danach, ihren geliebten Richard wiederzusehen, um von ihm den Verlobungskuß zu empfangen."

„So weit sind wir noch nicht," sprach entschieden Magister Eusebius, „denn Ritter Richard wird nicht auf das graue Haar seines Großvaters Kummer und Sorge häufen wollen, was geschehen würde, wenn er die Hand des Edelfräuleins früher ergreifen sollte, ehe der Kaiser seinen Adelsbrief von allem Makel befreit hat, und ehe der Segen auch von Seiten des Vaters der Braut dem Bunde des jungen Paares gespendet wird."

„Es sei ferne von mir, solches begehren zu wollen, ebensowenig werde ich Euch zumuthen, meinetwegen Euch zu demüthigen und wäre es selbst vor den Stufen des Thrones."

Ritter Richard hatte eine so stolze Haltung angenommen und sah so freimüthig den Rittern in das Gesicht, so daß selbst der Magister Eusebius in fröhlicher Stimmung ihm die Hände drückte und ausrief:

„Ritter Richard wird der Ehre seiner Eltern nichts vergeben, auf ihn hoffe ich allein und lege beruhigt meine Bedenklichkeiten gegen die Verbindung mit der Edeljungfrau Veronika von der Meinhardsburg in seine Hände."

„Mein Sohn," sprach Schwester Benedikta, seine Hände ergreifend, „lasset Euch nicht durch falschen Ehrgeiz verblenden, Euer und das Lebensglück der lieblichen Tochter des Ritters Jugurt zu vernichten und zu zertrümmern."

„Geliebte Mutter und auch Ihr Ritter von Dyskirchen und Magister Eusebius, vernehmt meinen Schwur."

Ritter Richard legte die linke Hand auf das Herz und hob die rechte zum Himmel empor, indem er mit feierlicher Stimme sprach:

„Der Edeljungfrau Veronika von der Meinhardsburg gehört mein Herz und ich habe ihr ewige Treue gelobt und es geschworen, daß nur sie allein mein ehelich Weib werden soll, oder ich werde ohne Weib bleiben. Dieses Gelübde will ich halten, so wahr ich das Schwert und die goldenen Sporen trage. Meine Werbung um die Hand meines höchsten und köstlichsten Kleinods wird frei sein von jeder unmänniglichen Kriecherei, und wenn Ritter Jugurt von der Meinhardsburg meine Werbung, die ich ihm durch meinen Waffengenossen, den Ritter Erhardt von Hartenfaust, senden werde, nicht mit freundlichen Blicken aufnehmen sollte, so schwöre ich, kein weiteres Wort darob zu verlieren und wenn ich meiner Ritterehre das Glück der Liebe zum Opfer bringen müßte."

Schwester Benedikta wollte den zum Schwur erhobenen Arm des Ritters Richard herunterziehen, doch der bisher stillschweigend zuschauende Ritter von Dyskirchen trat herzu und sagte:

„Lasset es, ich erkenne an diesem Stolz mein eigen Fleisch und Blut, und wenn der Ritter Jugurt von der Meinhardsburg so starrköpfig sein will, dem Ritter Richard von Dyskirchen, dem ich hiermit meinen Namen und alle Besitzungen, die mir gehören, übertrage, die Hand seiner Tochter zu verweigern, so verzichte ich darauf, ihn um Versöhnung anzugehen, er bleibe fürder, was er bis jetzt gewesen ist, mein Todfeind, zwischen uns Beiden walte der Kampf auf Tod und Leben."

Die letzten Worte, die Ritter von Dyskirchen sprach, hörte Tante Euphrosine, welche soeben mit mit der Edelfrau Barbara

von Dyskirchen und dem edlen Fräulein Veronika von der Reinhardsburg das Zimmer betrat, und nahm sogleich die Gelegenheit wahr und sprach:

„Ihr habt dem Ritter Richard Euren Namen und Eure Besitzungen gegeben, auch von der Seite seiner Mutter soll er nicht minder reich beschenkt werden; ich übertrage ihm das Häuschen am Fuße jenes Berges, welches Ihr dort sehet, mit Allem, was darinnen ist, und dies ist wahrlich eine Hochzeitsgabe, wie sie eines orientalischen Fürsten würdig ist."

Ritter Richard richtete einen besorgten Blick auf die Alte, während er leise vor sich hinseufzte:

„Ach Gott, sie spricht schon wieder von ihrem Schatze, sie kann sich von der unseligen Idee ihres Reichthums gar nicht losmachen."

Die anderen Ritter schauten sich ebenfalls betroffen an und schüttelten bedenklich die Köpfe, doch der Magister Eusebius ergriff die Hand seiner Halbschwester und sprach mit lauten Worten, indem er jede einzelne Silbe in besonderer Weise betonte:

„Niemand weiß, über welche Schätze Ihr verfügt, und ich denke nicht kleinlich genug von Euch, um dieselben ganz von der Hand zu weisen, daher nehme ich für meinen Enkelsohn so viel an, als nöthig ist, eine Ritterrüstung aus gediegenem Golde zu seinem Hochzeitsfeste zu beschaffen, das Fernere mag Euch behalten bleiben."

Alle sahen erstaunt den Magister Eusebius an, der ganz in vollem Ernst zu sprechen schien, daher fügte dieser nun noch erklärend bei:

„Euphrosine hat auf dem Erdenrunde fleißig Umschau gehalten, so daß Sandkörnlein, die sie auffammelte, sich in ihrem Besitz in pures Gold verwandelten, und da auch ich nicht verschwenderisch gewesen bin, sondern in meinem langen Leben immer nur Schätze zusammenraffte, welche ich ihr anvertraute, so ist unser Besitz nicht gering zu achten, ich für meinen Theil gebrauche nichts mehr, denn von allem irdischen Reichthum nehme ich Abschied, da ich mich

ganz in das Kloster des Abtes Vincentius zurückbegebe, um nur dem Himmel zu leben."

„Sprechet jetzt nicht davon," nahm Euphrosine das Wort, „sondern kommt mit mir in meine Hütte und schauet selber und saget mir, ob der Schatz, den ich dem Ritter Richard zur Hochzeitsgabe biete, ihn berechtigt, sich zu den reichsten Rittern des Rheingaues zu zählen."

„Nicht Eurem Golde will ich die Huld des Ritters Jugurt von der Meinhardsburg verdanken, er soll nicht, durch Eure Schätze geblendet, sein Jawort zu der Verbindung seiner Tochter mit mir geben, sondern meine Verdienste und Tugenden seien es allein, die seinen Sinn bestimmen sollen."

„Ihr seid stolz, mein Sohn, ich lobe es, doch ist der Glanz des Goldes ebensowenig zu verachten, wie der Glanz ritterlicher Thaten, und Beides vereint, könnt Ihr kühn dem Ritter Jugurt von der Meinhardsburg entgegen leuchten lassen, ohne Euch deshalb zu demüthigen, oder sonst in etwas zu vergeben."

„Ritter von Dyskirchen hat Recht," nahm Pater Augustinus das Wort, „und da auch ich mich meiner ritterlichen Würden begebe, so daß ich der Streitrosse und der Waffen nicht fürderhin benöthigt bin, so reiche ich dieselben dem Ritter Richard von Dyskirchen."

„Eure Worte bestechen mich nicht und wenn Ihr mir den Reichthum der ganzen Welt versprächet, so würdet Ihr mich nicht bestimmen, mein Haupt dem Mammon zu beugen, um nur ihm allein die Gunst des Ritters Jugurt von der Meinhardsburg zu verdanken."

„Ich weiß es," bekräftigte Ritter Erhardt von Hartenfaust, „und wenn es anders wäre, so würde ich mich hüten, Euer Brautwerber zu sein; doch da ich stolz auf Eure Verdienste zu pochen wage, und für meine Behauptungen Niemand geringeres als den Kaiser selbst zum Bürgen anrufe, so wage ich kühn, mit frohem Muthe vor jeden Rittersmann hinzutreten, und wehe dem Ritter, der meine Worte in Zweifel ziehen sollte, mein gutes Schwert

würde sicherlich nicht in der Scheide verrosten, um ihn eines anderen zu belehren."

„Ich danke Euch und vertraue auf Euch," sagte Ritter Richard mit dem Gefühle tiefster Rührung, doch der Magister Eusebius fügte feierlich hinzu:

„Dem Ritter Jugurt von der Meinhardsburg darf keinerlei Zwang angethan werden, wenn es gilt, die Hand seiner Tochter einem Nachkommen von mir, der noch dazu der Sohn seines Todfeindes ist, zu geben."

„Ihr habt mir aus der Seele gesprochen, Magister Eusebius, doch Eure Verdienste in das rechte Licht zu stellen, ist die Pflicht jedes Eurer Freunde, und selbst gegen Euren Willen habe ich einen reitenden Boten an den Kaiser gesandt, der Sorge dafür tragen wird, daß Euer Licht nicht unter dem Scheffel verglimme, sondern in heller Pracht leuchte und seine erwärmenden Strahlen weithin fallen."

„Daran habt Ihr sehr Unrecht gethan, Pater Augustinus, denn meine Verdienste werden von meinem Vergehen mehr als aufgewogen und wenn Ihr Euch gemüßigt sehet, meine Tugenden zu preisen und meine Heldenthaten zu loben, so zwingt Ihr mich, mein eigener Ankläger zu werden und von meinen Lastern und Verbrechen zu sprechen."

„Ich lasse es darauf ankommen und fürwahr es müßte ein ungerechter Richter Eure Verdienste gegen Eure Vergehen abwägen, wenn nicht die Wagschale der ersteren zu Euren Gunsten herabsänke."

„Ich werde nie vor den Richterstuhl des Kaisers hintreten, um seinen Ausspruch zu hören, mein Anblick möchte seine Gerechtigkeitsliebe gefährden, und ich will nicht, daß man um meinetwillen Gnade für Recht ergehen lasse."

„Das soll auch nicht geschehen, aber das Versprechen müßt Ihr mir geben, daß Ihr nicht eher hinter den Mauern eines Klosters Schutz für Euch selber suchen wollt, bis Ihr den kaiserlichen Richterspruch vernommen habt."

„Das verspreche ich Euch," entgegnete Magister Eusebius mit trübem Lächeln, und Pater Augustinus fuhr fort:

„Ich bin zufriedengestellt durch Euer Wort und wenn Ihr mir eine recht große Liebe erzeigen wollt, so nehmt Eure Wohnung im Augustinerkloster zu Wien."

„Ich sage Ja," sprach Magister Eusebius, „und auch Schwester Benedikta wie Euphrosine mögen im Clarissinnenkloster daselbst Obdach nehmen."

„Es geschehe so, wie Ihr sagt," rief Ritter von Dyskirchen erfreut dazwischen, „doch mir, als dem Begnadigten, sei es verstattet, zu den Füßen des Kaisers selbst Wohnung zu finden; es wird sich wohl geziemen, daß ich ihm meine Gemahlin zuführe, welche meine Schwiegertochter, wie ich die Edeljungfrau Veronika von der Meinhardsburg nennen werde, von jetzt ab beschirmt und beschützt. Geben wir uns der Hoffnung hin, daß Alles einen gedeihlichen Ausgang nehme; doch da diese Herberge wohl nicht für Alle ein geeignetes Obdach gewähren kann, so bitte ich mir aus, daß der Magister Eusebius, der Ritter Richard und Schwester Benedikta meine Besitzung zu ihrer Wohnung erwählen."

„Die Sonne hat ihren Tageslauf zwar beendet," sagte Tante Euphrosine, „doch ist es noch möglich, mein Häuschen vor Einbruch der Nacht zu erreichen, doch dürfen wir dabei keine Zeit mehr verlieren."

„Es sei wie Ihr sagt, Tante Euphrosine, doch gestattet mir insofern eine Aenderung Eures Planes, daß ich auch den Pater Augustinus mit mir nehme."

Euphrosine wechselte einen Blick mit dem Pater Augustinus, doch da dieser zustimmend nickte, so hatte auch sie gegen die Abänderung, die der Magister Eusebius an ihrem Vorschlage machte, nichts einzuwenden, und man trennte sich, indem Alle noch einen gemeinsamen Valettrunk zu sich nahmen.

Pater Augustinus ging neben Tante Euphrosine, welche den Esel führte.

Der Magister Eusebius schien seinen eigenen Gedanken nach-

zuhängen, denn er bemerkte es nicht, daß Ritter Richard und Schwester Benedikta zurückblieben.

Die Letztere war ihres Glückes kaum mächtig, und oft stand sie still, um den Ritter Richard in ihre Arme zu schließen und an ihre von mütterlicher Zärtlichkeit erfüllte Brust zu drücken.

Im gewöhnlichen Schritte wäre die geringe Entfernung bis zu dem Häuschen am Fuße des Berges, von der Herberge aus, in welcher der Ritter von Dyskirchen, Erhardt von Hartenfaust und die Edeldamen Barbara von Dyskirchen und Veronika von der Meinhardsburg zurückgeblieben waren, in kaum einer halben Stunde zurückgelegt worden, aber unsere Pilger gebrauchten dazu mehr als die doppelte Zeit.

Endlich kam man an.

Tante Euphrosine, begleitet von Pater Augustinus, führte zunächst den Esel in den Stall, während Magister Eusebius Tochter und Enkel in das Haus eintreten ließ.

Schwester Benedikta konnte sich nicht satt an der schönen Gestalt des Ritters Richard sehen; sie zündete mehrere Kerzen an, die sie derart auf einen eichenen Tisch stellte, daß deren gesammte Strahlen das Antlitz des Ritters beleuchteten.

Nicht lange währte es, so trat auch Tante Euphrosine in das Zimmer; ihr folgte Pater Augustinus.

„Hier wären wir nun," nahm Tante Euphrosine das Wort, „und nicht ohne Stolz darf ich auf die edle Gesellschaft sehen, die es nicht verschmäht hat, heute bei mir einzusprechen."

„Ihr werdet uns nicht darben lassen, Euphrosine, denn Ihr gebietet ja über die Schätze eines Nabob; also machet wenig Worte und führet uns in Euer Heiligthum ein."

„Was Ihr doch gut unterrichtet seid, Magister Eusebius, Ihr glaubt, daß ich meine Schätze angreifen werde, um Euch ein splendides Mahl zu geben, während dazu kaum einige Tropfen von Eurem eigenen Reichthum, den Ihr bei mir aufgespeichert habt, erforderlich wären. Ich habe Euch einen Vorschlag zu machen, den Ihr gewiß nicht verwerfen werdet."

„Ei nun, so sprechet, ich bin begierig darauf, zu hören, was Euer Vorschlag bedeutet."

„Ihr sollt es vernehmen; gewißlich habt Ihr Euch mit dem Pater Augustinus noch gar mancherlei zu erzählen, denn auf Euren besonderen Wunsch hat sich derselbe bereit finden lassen, mein Haus, welches er bereits in allen seinen Theilen kennt, mit seiner Gegenwart zu beehren."

„Wie, in allen seinen Theilen?" wiederholte der Magister verwundert, indem er einen fragenden Blick sowohl auf seine Halbschwester Euphrosine als auf den Pater Augustinus warf.

„Ja, in allen seinen Theilen, mein theurer Bruder," wiederholte Euphrosine mit besonderem Nachdruck, „und," fügte sie vergnügt lächelnd hinzu, „Pater Augustinus kennt nicht nur meine und Eure Schätze, sondern auch alles das, was er selbst beigesteuert und mit unserem Reichthum erworben hat. Ich habe Euch seit einem halben Jahrhundert nicht bei mir gesehen, und nicht halb so lange ist es her, daß Pater Augustinus bei mir einsprach, und sich durch seinen Biedersinn mein ganzes Zutrauen zu erwerben wußte."

„Ich möchte doch wirklich gern erfahren, wie es Pater Augustinus angefangen hat, Euer sprüchwörtliches Mißtrauen zu besiegen."

„Das wird er Euch selbst sagen, und damit er es ungestört thun kann, so begebet Euch mit ihm die kleine Treppe hinauf, die zum oberen Gemach führt, woselbst Ihr guten Wein in Hülle und Fülle finden werdet; auch ist für kalte Küche bestens gesorgt, da ich, wie Ihr wißt, es stets liebte, die irdischen Genüsse nicht bei Seite zu setzen."

„Ich weiß, daß Ihr die Genüsse, welche die Küche darbietet, niemals verschmähtet; so gestattet denn, daß auch Schwester Benedikta und Ritter Richard uns begleiten."

„Lasset Euch deswegen keine Sorge erwachsen," unterbrach lächelnd Pater Augustinus den Magister Eusebius, „und glaubet mir, daß Tante Euphrosine ein köstliches Mahl für den Ritter

Richard bereit hält, und ihm nicht zumuthet, von Liebe allein gesättigt zu werden, wenn auch Schwester Benedikta über der Freude, ihren Sohn wiedergefunden zu haben, Essen und Trinken ganz vergessen zu haben scheint."

„Ihr habt auch einen schmucken Rittersmann aus ihm gemacht," sprach Tante Euphrosine, indem sie einen dankbaren Blick auf den Pater Augustinus warf; „doch nun begebet Euch mit dem Magister Eusebius in das obere Gemach, während ich meinen lieben Gästen die Räume meines Hauses zeige."

Ritter Richard warf einen forschenden Blick umher; er wußte nicht, was er zu der Prahlerei der Alten sagen sollte; desto verwunderter war er, als Pater Augustinus zur Tante Euphrosine sagte:

„Nur nichts für ungut, Tante Euphrosine, führet nur Mutter und Sohn in das unterirdische Schloß. Ich habe mit Magister Eusebius so viel zu sprechen, daß ich Euch nicht stören werde; nur möchte ich Euch darum bitten, den Ritter Richard vorerst auf alles Wunderbare vorzubereiten, da er sich sonst in eine Märchen- oder Feenwelt versetzt glaubt."

„Nein, nein, Pater Augustinus, gerade die Ueberraschung des Ritters Richard soll mir eine kleine Genugthuung gewähren dafür, daß er es wagte, meine heute morgen ausgesprochenen Worte in Zweifel zu ziehen, so oft ich Gelegenheit nahm, die Schätze zu erwähnen, über die ich gebiete."

Magister Eusebius nahm Pater Augustinus unter den Arm, indem er freundlich zu ihm sprach:

„Lasset der Tante Euphrosine ihren Willen und gönnet ihr das Vergnügen, sich an der Ueberraschung des Ritters Richard weiden zu können."

„Geht, geht," rief Tante Euphrosine dem Pater Augustinus zu, welcher sich, trotz alles Sträubens, fortgezogen fühlte.

Endlich war Tante Euphrosine mit Schwester Benedikta und dem Ritter Richard allein, und sagte zu dem Letzteren nach einer kurzen Pause:

„Euer Muth ist ohne Frage, demnach bitte ich wohl nicht vergeblich, wenn ich Euch ersuche, ein Tuch um Eure Stirn zu legen, und dasselbe nicht früher von Euren Augen zu entfernen, bis ich Euch die Erlaubniß dazu gebe."

Schwester Benedikta wollte dazwischen reden, doch Ritter Richard lächelte ihr freundlich zu und erklärte sich bereit, den Wunsch der Tante Euphrosine erfüllen zu wollen; darauf zog er ein blauseidenes Tuch aus dem Wams und reichte es freundlich der Tante Euphrosine.

Sie nahm es dankend aus seinen Händen, faltete es zusammen und band es ihm über die Augen, so daß er nicht zu sehen vermochte.

Tante Euphrosine sowohl als Schwester Benedikta faßten ihn in den Arm und schritten auf den Hausflur hinaus.

Der Ritter Richard merkte, daß er aus dem Hause hinausgeführt wurde, denn ein feiner Wind blies ihm ins Gesicht.

Auf Geheiß der alten Euphrosine mußte er sich niederbücken, da der Weg, den sie nun betraten, niedrig bedeckt war; mehrere Stufen führten abwärts und er erkannte an der Veränderung der Luft, daß er sich in einem unterirdischen Gange befand.

Nach ungefähr zehn oder zwölf Minuten bat ihn Tante Euphrosine, still zu stehen; es knarrte und knisterte um ihn her, als ob Thüren auf- und zugingen; endlich fühlte er sich hinweggezogen und ein milder, herzerquickender Wohlgeruch duftete ihm entgegen.

„Nehmt die Binde ab," sagte Tante Euphrosine, „ich heiße Euch willkommen in meinem kleinen Heiligthume."

Ritter Richard ließ sich diese Erlaubniß nicht wiederholen, schnell kam er der Aufforderung nach, das Tuch von seinen Augen zu entfernen.

Euphrosine und noch mehr Schwester Benedikta weideten sich an der Ueberraschung des Ritters Richard, der seine erstaunten Blicke bald auf der kostbaren Ausstattung des Zimmers ruhen ließ, bald auf die mehr als einfache Tracht der Tante Euphrosine rich-

tete, und vergeblich bemüht war, beide Thatsachen in Zusammenhang zu bringen.

Das ganze Gemach war mit einem rothen türkischen Teppich behangen, der reich mit großen Goldblumen und Arabesken geschmückt war.

Hinter einem Vorhange standen niedere Sessel, die ebenfalls mit rothem Sammet überzogen und mit Goldbordüren reich verziert waren.

Diese Sessel zog Euphrosine hervor und rückte sie an den Tisch heran, der mit den ausgesuchtesten Speisen und Getränken besetzt war.

Die feinsten Weine perlten in den Bechern, deren überaus kostbare und kunstvolle Arbeit die Bewunderung des Ritters Richard auf sich zog.

An den Wänden dieses unterirdischen Prunkzimmers waren Armleuchter angebracht, die im hellen Kerzenscheine wie das reinste Gold schimmerten.

Im Ganzen herrschte ein wohlthuendes, vertrauliches Halbdunkel in dem Zimmer.

Wohlgerüche schwängerten die Atmosphäre, so daß sich Ritter Richard in ein Feenreich, oder wenigstens in die Frauengemächer des türkischen Großherrn versetzt glaubte.

„Fürwahr, ein köstliches Zimmer," murmelte Richard, „das ich in diesem Hause, dessen nichts weniger als einladendes Aeußere durchaus nicht zum Eintritte auffordert, am allerwenigsten gesucht oder erwartet hätte."

„O, Ihr werdet noch mehr erstaunen," bemerkte Schwester Benedikta, „wenn Euch Tante Euphrosine erst in ihre Schatzkammer einführt."

„Das soll aber jetzt nicht geschehen," erwiderte Tante Euphrosine, „ich werde mir erst nach beendigter Mahlzeit ein Vergnügen daraus machen, dem Ritter Richard die Herrlichkeiten meiner irdischen Reichthümer zu zeigen."

„Eine fieberhafte Neugierde hat mich beschlichen," stammelte

Richard, „und wenn Ihr es nicht ungütig nehmet, Tante Euphrosine, so bitte ich Euch darum, mir Eure Reichthümer jetzt zu zeigen, von denen ich schon bis jetzt einen hohen Begriff bekommen, denn ein solches Gemach, wie es sich meinen erstaunten Blicken jetzt darbietet, habe ich noch auf keiner Ritterburg gesehen, und selbst die herrlichsten Prunkgemächer des Kaisers würden kaum einen Vergleich mit dem Eurigen aushalten."

Tante Euphrosine lächelte, doch schüttelte sie verneinend den Kopf, indem sie sagte:

„Nein, mein junger Freund, Ihr müsset Eure Ungeduld schon zügeln, bis wir einen Imbiß eingenommen haben," und ohne eine weitere Antwort von Seiten des Ritters Richard abzuwarten, entschlüpfte Tante Euphrosine mit einer Schnelligkeit, die man ihr bei ihrem Alter nicht mehr zugetraut hatte, aus dem Zimmer, um bald darauf zurückzukehren und reich mit Gold und edlem Gestein verzierte Körbe mit den vortrefflichsten Früchten auf den Tisch zu setzen.

Die Auswahl war mannigfaltig; es prangten darinnen die Ananas von Sicilien, Feigen, Datteln, Granatäpfel und Orangen; alle Welttheile hatten überdies ihre Füllhörner aufgethan, um das einfache Mahl, wie es die Tante Euphrosine nannte, reichlich auszustatten.

Von der ihn umgebenden Pracht wie geblendet, nahm Ritter Richard auf die Einladung und den bezeichnenden Wink der alten Tante an der Tafel Platz.

Er war hungrig, das konnte er nicht leugnen, und doch konnte keine der in so reichem Maße aufgetragenen Speisen seine Eßlust erregen, da sie ihm völlig unbekannt waren und ihn nichts weniger als appetitlich anlachten.

Der Schwester Benedikta erging es nicht besser als ihm; auch sie berührte die Speisen nicht, und als die alte Euphrosine sich darüber beschwerte, entschuldigten sich Beide damit, daß sie bei allen Vorzügen des Mahles dasselbe doch wegen Mangel des richtigen Verständnisses nicht gebührend schätzen könnten.

„Nur zugegriffen," erwiderte Tante Euphrosine, „es ist das beste Confect, welches im Ungarlande und in der Türkei bereitet wird; doch Ihr Deutschen haltet nichts von den Süßigkeiten des Orients; daher nehmet von dieser Schüssel."

Bei diesen Worten hob sie von einer verdeckten Platte den Aufsatz ab, und der Schwester Benedikta wie dem Ritter Richard lachten auf blinkendem Geschirr einige Schnitte saftigen Bärenschinkens entgegen.

Eine zweite Schüssel war mit Wildbraten belegt und wurde ebenfalls gern willkommen geheißen.

Das süßliche Brod erschien dem Ritter Richard allerdings als ein Mangel, doch diesen ließ ihn der vortreffliche Wein, der das Mahl würzte, vergessen.

Eine Stunde verging nach der anderen, und die Gäste hätten über dem Geplauder an der Tafel sicherlich noch lange nicht daran gedacht, die Ruhe aufzusuchen, wenn nicht Tante Euphrosine gesagt hätte:

„Es ist hohe Zeit für Euch, Ritter Richard, Euer Schlafgemach aufzusuchen, denn Ihr werdet doch morgen Euer holdes Bräutchen in meine behagliche Behausung einführen wollen. Sie wird mir in Begleitung des Ritters von Dyskirchen und seiner Gemahlin willkommen sein."

„Für meinen Freund, den Ritter Erhardt von Hartenfaust, darf ich doch auch in jedem Falle Eure werthe Gastfreundschaft erbitten?"

„Er ist Euer Freund, Euer Waffengenosse, und gern möchte ich ihn bei mir sehen, doch mahnet mich Alles daran, diese Räume keinem Fremden zu zeigen."

„Ritter Erhardt von Hartenfaust ist kein Fremder; er ist nicht nur mein Waffengenosse, sondern auch mein Freund, mein Gefährte in Glück und Unglück, mein Lebensretter, ja, er ist sogar mein eigenes Ich, mein eigenes Herz und selbst mein tiefinnerster Gedanke."

„Wenn er Euch das ist, so werde ich mich schon entschließen

müssen, ihn bei mir willkommen zu heißen; doch ich rechne auf seine Verschwiegenheit."

„Ich kann Euch für seine Verschwiegenheit bürgen, wie für die meinige selbst."

„Wenn dem also ist, Ritter Richard, so habe ich kein weiteres Bedenken, ihn hier eintreten zu lassen; jetzt aber suchet Euer Lager auf und schlummert sanft."

„Kann ich es denn schon thun, Tante Euphrosine? Ihr verspracht mir doch Eure Schätze zu zeigen, obgleich ich nichts mehr zu sehen erwartete, denn Ihr habt ja hier Alles um Euch aufgehäuft, wie es sich selbst das verwöhnteste Herz nicht besser wünschen kann."

„Ihr sollt meine Schätze sehen, Ritter Richard; doch heute ersparet es mir, Euch in meine Schatzkammer zu führen, denn Ihr müßt wissen, daß Mitternacht schon längst vorüber ist, und ich der Ruhe bedarf. Schwester Benedikta würde nicht müde werden, Eure Gesellschaft die ganze Nacht zu theilen und Euch mit mütterlicher Freude anzuschauen."

„Ihr habt Recht, Tante Euphrosine, ich werde den Stall aufsuchen, wo ich mir mit Eurer Erlaubniß eine Streu zurechtmachen werde."

„Ei, so ist es nicht gemeint; in meinem unterirdischen Palast, wenn er auch nicht groß ist, findet sich doch hinlänglich Raum, um ein Ruhebett aufzuschlagen; tretet nur hier ein, dies ist Euer Gemach, während Schwester Benedikta auch ein ebensolches bewohnen wird."

Bei diesen Worten zog Tante Euphrosine einen Vorhang von dickem Wollenstoffe hinweg, worauf eine höher belegene Nische, als das Gemach selbst, sichtbar wurde.

Diese war mit einer solch orientalischen Pracht und Bequemlichkeit ausgestattet, daß dem Ritter Richard ein Ausruf der Bewunderung entschlüpfte.

Er wollte sprechen, doch Tante Euphrosine hatte sich bereits entfernt, und da er nicht so unbescheiden sein wollte, den Vorhang

eigenmächtig zu öffnen, so verschloß er seine neugierigen Fragen in seine Brust.

Ihm fehlte nichts in diesem kostbaren Gemache, und da er aus dem Felde gewohnt war, sich stets selber zu bedienen, so fühlte er nicht einmal den Mangel eines Dieners.

Er entkleidete sich und warf sich auf die weichen Polster eines langen und breiten Divans nieder; ein Tiegerfell, welches über denselben ausgebreitet lag, diente mehr zum Zierrathe, als um von der Benutzung desselben Wärme beanspruchen zu wollen, denn eine angenehme, mit Wohlgerüchen aller Art geschwängerte Luft erfüllte das Schlafgemach, so daß Ritter Richard sich nicht entsinnen konnte, in seinem Leben jemals so wohl und bequem geruht zu haben.

Ritter Richard träumte süß; in seinen Träumen vollzogen sich seltsame Umgestaltungen.

Alle körperlichen Anstrengungen waren vergessen; die Besorgniß und die Angst, die sich sonst seinem aufgeregten Geiste aufdrängten, waren verschwunden; er sah sich in den Armen einer reizenden Gattin, welche ihm traulich zulächelte.

Alle Begebenheiten, welche den Ritter von Dyskirchen betrafen, waren seinem Geiste entschwunden; er sah nur dessen Vorzüge, er sah nur dessen Tapferkeit, und hörte nur dessen Rittertugenden preisen.

Ritter Jugurt von der Meinhardsburg erschien ihm als der leutseligste aller Väter; er führte ihm die reizende Veronika selbst in die Arme, und in einem Zustande, in welchem man nach und nach wach genug wird, um die Annäherung des Schlafes zu fühlen, drückte er seine holde Braut, die mit jungfräulicher Scham seine Küsse erwiderte, an sein liebeglühendes Herz.

Sein Körper schien Leichtigkeit und Geschmeidigkeit zu gewinnen; die Wolken, die ihm die Zukunft düster ausmalten, verschwanden, seine Gedanken erhellten sich auf eine unglaubliche Art, und Alles, was sonst geeignet war, Trauer in ihm zu erwecken, ließ ihn unbehelligt.

Seine Augen entdeckten mit wunderbarer Schärfe tausend und aber tausend Hülfsmittel, um alle besorgnißerregenden Unebenheiten von seiner Lebenslaufbahn zu entfernen.

Seine Glückseligkeit gipfelte in dem Besitze der theuren Veronika, ihm war es, als ob ihre weichen Arme nie müde würden, ihn zu umschlingen, ihm war es, als ob ihr keuscher Kuß auf seinen Lippen brannte.

Tausend himmlische Melodieen klangen in seinen Ohren wieder, und süß träumend schloß er die Augen, um diese herrlichen Gebilde festzuhalten.

„O, wenn ich doch ewig so fortträumen könnte!“ rief er voll Begeisterung aus, indem er mit der Hand über die glühendheiße Stirn fuhr.

Der Gott des Schlafes war dem Ritter Richard aber gnädig, denn er ließ ihn nicht so bald erwachen, und als dies geschah, war es ihm, als ob er die Gestalten, die der Traum ihm vorgeführt, noch vor sich sähe.

Tante Euphrosine hatte schon mehrmals gerufen, doch Schwester Benedikta hielt sie immer davon zurück, den Schlaf des Ritters Richard zu unterbrechen, indem sie zu ihr sagte:

„Seht Ihr denn nicht, wie sanft er schlummert und welch süße Träume ihn umgaukeln; sein glückliches Lächeln, das sein ganzes Antlitz erhellt; wäre es nicht grausam, ihn seinem Glücke entreißen zu wollen?“

Tante Euphrosine hatte sich durch solche und ähnliche Zureden Schwester Benedikta's einige Mal zurückhalten lassen, doch jetzt blieb sie fest bei ihrem Vorsatze und erwiderte:

„Nein, nein, jetzt ist es Zeit, daß der Ritter Richard sich aus den Armen des Schlafes windet, denn sonst könnte er wohl schwerlich noch am Vormittage des heutigen Tages etwas ausrichten.“

„Was soll er denn thun?“

„Nun, wohl das wenigste, was ich verlangen kann, was ihm aber nichtsdestoweniger eine besondere Freude machen wird.“

„Und dies wäre?“

„er soll aufbrechen und seinen Freund, sowie die beiden Edeldamen hierher bescheiden.“

„Ich könnte sie ja zu Euch einladen!“

Euphrosine warf den Kopf herum und schaute der Schwester erstaunt ins Gesicht, indem sie in fast beleidigtem Tone ausrief:

„Fürwahr, ich glaube gar, daß Ihr selbst Botendienste verrichten würdet, um Euer Söhnchen noch ein Paar Minuten länger träumen zu lassen; aber ich sage nein, er muß sich erheben, um das Frühbrod einzunehmen und dann zur Herberge aufzubrechen. Ihr aber sollet mir helfen, den Tisch zu bereiten, um die Gäste würdig zu empfangen.“

Die alte Euphrosine hatte noch nicht ausgeredet, als die Stimme des Magisters sich klar und deutlich vernehmen ließ:

„Wie Schwester Euphrosine sagt, so geschehe es, meine Tochter; Ritter Richard hat wahrlich genug geträumt, und es ist für ihn hoch an der Zeit, in das wirkliche Leben zurückzukehren.“

Magister Eusebius hatte noch nie so munter und vergnügt ausgesehen als jetzt, so daß ihn Schwester Benedikta höchst verwundert fragte:

„Was ist Euch heute Nacht Angenehmes passirt? Ich habe Euch ja noch niemals so freudig erregt gesehen?“

Auch der Tante Euphrosine erschien der Magister Eusebius ganz verändert, daher äußerte sie:

Schwester Benedikta hat wahrlich Recht; Euer Antlitz leuchtet vor Vergnügen, und seit den Tagen Eurer ersten Liebe sah ich Euch nie so heiter lächeln; noch gestern schiedet Ihr mit so trübem Blicke von uns, und heute leuchten Eure Augen wie freudig verklärt.

„Die Hoffnung strahlt mir wieder, der Stern der Zukunft ist mir aufgegangen; und wenn ich auch auf Glück in diesem Leben nicht mehr Anspruch zu machen wage, so hoffe ich dennoch dereinst mich im Glücke meiner Enkelkinder zu verjüngen.“

„Sagt, was hoffet Ihr? Könnet Ihr mich nicht in das Geheimniß einweihen, das Euch wie bezaubert?“

„O, das kann ich nicht allein, ich will es sogar, denn wie getheilter Schmerz halber Schmerz ist, so ist getheilte Freude doppelte Freude. Mit wenigen Worten laßt mich die Ueberzeugung aussprechen, daß die Liebe des Ritters Richard und der Edeljungfrau Veronika von der Meinhardsburg zu einem gesegneten Ehebunde führen wird."

„Noch gestern," unterbrach ihn Euphrosine, „waret Ihr anderer Meinung, so daß ich Euch für den hartnäckigsten Gegner des Herzensbündnisses der beiden Liebenden halten mußte."

„Das war ich auch gestern noch, da ich nur Unheil für das junge Paar vor Augen sah; doch der Pater Augustinus hat mich eines Anderen belehrt, so daß ich jetzt freudig zu dem Ritter Jugurt von der Meinhardsburg hineile, um ihn zu umarmen und ihn um die Hand seiner Tochter für meinen Enkelsohn, den Ritter Richard, zu bitten."

„Was ist Euch denn begegnet?"

„An den Stufen des Kaiserthrones werdet Ihr es erfahren, da ich nach meinem Besuche auf der Meinhardsburg hineile, um mich für all die Güte, die des Kaisers Gnade über mich ausschüttete, zu bedanken."

„So müßte ich also darauf verzichten, das Glück zu erfahren, welches Euch zu Theil geworden ist, denn Ihr wisset es ja, daß ich diese Scholle Erde nicht mehr verlasse; hier habe ich gelebt, hier will ich auch sterben. Ihr sollt es erfahren, Euphrosine, aber das bitte ich mir aus, daß das, was ich Euch sage, ein tiefes Geheimniß bleiben muß; Ihr dürft es durchaus Niemanden mittheilen."

„Auch mir nicht, lieb Väterchen?" fragte Schwester Benedikta, indem sie die Hand des Magisters ergriff und sie an ihre Lippen preßte.

„Auch Dir nicht, meine Tochter, denn Du folgst mir an das Hoflager des Kaisers, wo Dir Alles enthüllt werden wird."

„Ich folge Eurem Willen gern, da derselbe mir theuer und heilig ist."

Schwester Benedikta zog sich in den äußersten Winkel des Gemachs zurück; Magister Eusebius benutzte diese Gelegenheit, der Tante Euphrosine ins Ohr zu flüstern, so daß seine Worte nur von ihr verstanden wurden.

Als er geendet hatte, sah ihn Euphrosine mit freudigen Blicken an; auch sie war von Glückseligkeit erfüllt und rief ein über das andere Mal aus:

„O, das habe ich immer gedacht, daß Eure Verdienste gewürdigt werden müssen, aber daß sie eine solche Anerkennung finden, habe ich niemals zu hoffen gewagt.“

„Es ist eben ein unverhofftes Glück, in dessen Launen ich mich um der Kinder willen füge.“

„Fortuna, die Glücksgöttin, ist ein launenhaftes Weib,“ fuhr Magister Eusebius nach einer Pause fort, „welches die armseligen Menschenkinder, über welche sie ihr Füllhorn ausstreut, mit Blumen und Kränzen förmlich erdrückt, und den Pfad des Lebens so stark mit Rosen bestreut, daß sie die darunter gemischten Dornen ganz vergessen.“

„Ihr seid jetzt ein Kind des Glückes,“ erwiderte Euphrosine, „aber es hat sehr lange gedauert, bis sich die Glücksgöttin Eurer erinnerte.“

„Meinetwegen hätte sie ihre Erinnerung schlummern lassen können bis in alle Ewigkeit, aber um Ritter Richards und Veronikas willen ist es mir lieb, daß sie meiner gedachte.“

„Nur gut, daß sie es endlich gethan hat.“

„Fast befürchte ich, daß Pater Augustinus dem Gedächtnisse des Kaisers in allzu freier Weise nachgeholfen hat, um mich der Glücksgöttin in Erinnerung zu bringen.“

„Nein, das hat er nicht gethan; man hat nur Eure Ansprüche gewahrt, die Ihr an Kaiser und Reich zu machen berechtigt seid; lasset Euch darob Eure hohe Würde nur als eigenes Verdienst erscheinen.“

Das Wort „hohe Würde“ erregte die Aufmerksamkeit der Schwester Benedikta, und sie wagte es nach längerem Warten,



mehr von Interesse als Neugier veranlaßt, die Frage an Tante Euphrosine zu richten:

„Von welcher hohen Würde sprecht Ihr?“

Anstatt der Schwester Benedikta antwortete aber der Magister Eusebius:

„Das Geheimniß gehört nicht der Tante Euphrosine, daher muß sie schon ihrer Zunge Schweigen gebieten, wenn sie es auch gern in alle Welt hinausposaunen möchte.“

„Das möchte ich auch,“ entgegnete ihm die alte Euphrosine, „und wenn ich nicht selbst den Kindern das Vergnügen der freudigen Ueberraschung gönnte, so würde ich nicht einen Augenblick zögern, ihnen das Geheimniß zu verrathen, selbst wenn ich befürchten müßte, dadurch Euer Mißfallen zu erregen.“

„Schweiget also und behaltet mein Geheimniß, welches ich Euch nur unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit anvertraute, für Euch.“

„Ich werde es; es soll vorläufig in meinem Herzen verschlossen bleiben; Niemand soll es erfahren.“

„Nun gut,“ sprach Schwester Benedikta, „ich will es gar nicht wissen, da Euch mein Vater nicht gestattet, mir sein Geheimniß mitzutheilen, und er es nicht für gut befindet, mich seines Vertrauens zu würdigen.“

„Das ist es nicht, meine Tochter, und wahrhaftig setze ich in Dich kein Mißtrauen; aber ich schweige um deßwillen, daß ich Dir die Freude der Ueberraschung nicht verkürze oder gar entziehe; doch jetzt lasset uns davon abbrechen und den Ritter Richard erwecken; Pater Augustinus wird bei Euch bleiben, während ich selbst den Ritter Richard nach der Herberge begleiten werde, um die Edeldamen, den Ritter von Dyskirchen und Erhardt von Hartenfaust abzuholen.“

Schwester Benedikta wollte eben in das Gemach ihres Sohnes treten, als dieser, der bereits schon seit Beginn der Unterhaltung das Lager verlassen hatte, jetzt im vollen Ritterschmucke ihr entgegentrat und also sprach:

„Ich hörte bereits, daß es sich um ein Geheimniß handelt, welches den hochverehrten Magister Eusebius beglückt; um ihm meine herzlichste Theilnahme zu beweisen, habe ich mich gewaltsam aus den Armen des holden Schlafes und des süßen Traumes aufgerafft.“

„Hier bin ich nun,“ fuhr er fort, indem er sich ganz besonders an den Magister Eusebius wandte, „verfüget über mich, Ihr habt zu gebieten.“

„Kommet nur her, Herr Ritter, damit wir jeglichen Zeitverlust ersparen; ich wette darauf, daß man uns in der Herberge schon längst mit Ungeduld erwartet; Ihr seid ein solcher Langschläfer, daß die Edeljungfrau Veronika von der Meinhardsburg Euch mit Recht ob Eurer Verspätung ausschelten wird.“

Es bedurfte seitens des Magisters Eusebius nur der Erwähnung dieses theuren Namens, daß Ritter Richard das Frühbrod vergaß und kaum Zeit dazu fand, Schwester Benedikta und Tante Euphrosine zu begrüßen.

Kaum nahm er aus den Händen seiner Mutter einen Becher Wein an, desto mehr aber trieb er den Magister Eusebius zu eiliger Hast.

Dieser willfahrte ihm gern, und ehe noch ein Viertelstündchen vergangen war, befanden sich Beide auf dem Wege, der zur Herberge führte.

So lange man gestern Zeit gebraucht hatte, um zu der Hütte der Tante Euphrosine zu gelangen, ebenso schnell kam man heute vorwärts.

Gar oft mußte Magister Eusebius den Ritter Richard daran mahnen, seine Schritte zu mäßigen, da er, obgleich er ein tüchtiger Fußgänger sei, doch nicht in seinen Jahren mit ihm fortkommen könne.

In verhältnißmäßig kurzer Zeit gelangten die beiden Wanderer demnach an ihr Ziel, obgleich Magister Eusebius außer Athem gekommen, da seine Worte es doch nicht vermochten, den Ritter aufuhalten.

Um so größer war ihr Erstaunen, als sie, in der Herberge angekommen, dieselbe leer fanden.

„Was ist das?" fragte Magister Eusebius betroffen, während Ritter Richard ängstlich umherspähete, da er auf diese Frage keine Antwort zu geben wußte.

Einen Blick in die Zimmer belehrte den Magister Eusebius, daß man eiligst abgereist sei.

Die Edeldamen hatten nicht so viel Zeit nöthig, als heutigen Tages die Damenwelt braucht, um ihre Toilettenbedürfnisse einzupacken, da sie, wenn sie sich auch nicht auf das Nothwendigste beschränkten und schon damals mit Bändern und Schleifen aller Art zu kämpfen hatten, doch nicht von einer solchen Unmasse von Schachteln und Kisten wie heute an einer schleunigen Abreise verhindert wurden.

Ritter Richard war unterdessen in den Stall geeilt, um nach den Gäulen zu sehen.

Er fand sie nicht mehr vor, aber ihm sollte die genügendste Auskunft werden.

Ein Reisiger des Kaisers, der damit beschäftigt war, seinen müden Gaul aufzurüsten, bekundete ihm, daß er der Ueberbringer eines kaiserlichen Handschreibens an den Ritter Erhardt von Hartenfaust gewesen sei, welches nicht allein diesen, sondern auch zwei Edelfrauen und einen ihn unbekannten Rittersmann zum sofortigen Aufbruche veranlaßt habe.

„Was ist es denn?" fragte Ritter Richard betroffen, und auch Magister Eusebius, der unterdessen hinzugekommen war, fragte verwundert:

„Was hat denn den Ritter Erhardt von Hartenfaust zu so schleuniger Abreise bewogen? Er wußte doch, daß man seiner Hülfe bedarf."

„Aus Euren Worten entnehme ich, daß Ihr Pater Augustinus seid, dessen Verbleib Ritter Erhardt von Hartenfaust vergebens zu erforschen suchte, denn kaum war ich angekommen und hatte ihm die Schrift des Kaisers zugestellt, als er mit dem Schreiben zu dem

mir unbekannten Ritter hineilte, worauf dieser die Edeldamen weckte und mit ihnen sofortigen Aufbruch beschloß, während Ritter Erhardt von Hartenfaust mir befahl, die Rosse zu zäumen; er selbst aber zog sein Streitroß aus dem Stalle und brach auf, um Euch zu suchen. Er fand die Hütte der alten Euphrosine, wohin er trotz des beschwerlichen Weges, den er, wie er dem Ritter und den beiden Edeldamen sagte, theils zu Pferde, theils zu Fuß zurücklegen wollte, leer und verlassen, so daß er der Vermuthung Raum gab, daß auch Euch ein reitender Bote abgerufen habe; für den Magister Eusebius hat Ritter Erhardt von Hartenfaust mir ein kleines Schreiben hinterlassen."

„O, das unselige Gastmahl!" rief Ritter Richard fast erbittert aus, „wäre ich der Tante Euphrosine nicht gefolgt, so hätte Ritter Erhardt von Hartenfaust die Hütte nicht leer gefunden."

„Machet Euch deshalb keine Vorwürfe, da dieselben nur mich und den Pater Augustinus treffen können, denn wir Beide verließen die Hütte, um die schöne Sommernacht im Gebirge zu verbringen und um dort ungestört zu plaudern. Warum verließ ich aber die Hütte?"

„Um der Aufforderung der Tante Euphrosine nachzukommen, die es sich gewiß nicht hätte nehmen lassen, Euch in ihr Heiligthum einzuführen."

Zu dem Reisigen gewendet, fuhr der Magister Eusebius fort:

„Ihr sagtet, daß Ihr ein Schreiben des Ritters Erhardt von Hartenfaust bei Euch habt, welches an den Magister Eusebius gerichtet ist."

„Ja, so ist es."

„Dieser Magister Eusebius bin ich selber, gebt mir also das Schreiben."

„Ich habe es dem Geheiß des Ritters Erhardt von Hartenfaust zufolge auf den Schreibtisch in Eurem Zimmer hingelegt, doch jetzt werde ich es herbeiholen."

Der Reisige wollte bei diesen Worten hinaus eilen, doch der Magister Eusebius war ihm schon zuvorgekommen, er sprang mehr

als er ging in das Haus hinein, flog die Treppe, die zum ersten Stockwerke führte, förmlich hinauf, und stürzte in sein Zimmer.

Mit Hast ergriff er das an ihn gerichtete Schreiben, durchflog es, und gab es dem Ritter Richard, welcher ihm gefolgt war, und ihm jetzt mit fieberhaftester Ungeduld über die Schultern hinweglugte.

Auch er überflog die Zeilen mit geflügelten Blicken; er verschlang schier die einzelnen Buchstaben, schlug dann mit der Faust auf den Tisch und rief:

„Ach, mußte ein solches Unglück dem armen Ritter Erhardt von Hartenfaust begegnen, wir müssen sofort aufbrechen und ihm helfen!"

Magister Eusebius runzelte unwillig die Stirn, doch unterdrückte er gewaltsam die auf seinen Lippen schwebenden Verwünschungen.

„Wir müssen aufbrechen," sagte er nach kurzem Besinnen, „doch zuvörderst müssen wir der alten Euphrosine von den Dingen, die sich hier zugetragen haben, Kunde geben."

In diesem Augenblicke kehrte der Herbergswirth zurück, eine ganze Heerde stattlicher Pferde und Rinder vor sich her führend, welche er sogleich in den leeren Ställen unterbrachte.

„Ueberlasset uns ein halbes Dutzend Eurer Pferde," bat der Magister, „wir wollen Euch jeglichen Preis dafür zahlen, den Ihr verlanget."

Der Herbergswirth schaute den Magister betroffen an, denn er glaubte nicht, von diesem so sparsamen Manne, der sonst einen Heller dreimal umkehrte, ehe er ihn einmal ausgab, ein solches Anerbieten erwarten zu dürfen, daher wiederholte der Magister seine Frage im barschen Tone:

„Antwortet, sind Euch die Rosse feil?"

„Wenn Ihr mir den Preis, den ich für diese stattlichen Thiere fordern muß, zahlet, so stelle ich Euch dieselben recht gern zu Diensten."

Der Herbergswirth war eben im Begriff, sich in langen und

breiten Schilderungen zu ergehen und die vorzüglichen Eigenschaften seiner Pferde zu loben, doch Magister Eusebius hatte nicht die Absicht, seine Lobpreisungen mit anzuhören, daher unterbrach er ihn hastig mit den Worten:

„Ersparet Euch die Mühe, mir die Vorzüge der Rosse einzein aufzuzählen; ich markte nicht, hier habt Ihr einen vollen Beutel, und überlasset mir es, die sehr trefflichen Thiere für meinen Bedarf auszuwählen."

Der Herbergswirth, nicht wenig über die Veränderung des Magisters erstaunt, dessen ganzes Wesen ein anderes geworden, empfing einen wohlgefüllten Beutel, der, wie er sich bald überzeugte, nur Goldstücke enthielt.

„Dieses Gold mag Euch vorläufig genügen, schirret die Rosse an und führet sie in den Hof; zwei davon spannet vor den Karren, den Euch Euer Knecht zurückbringen mag. Ihr werdet ihn mir leihen, auf wie lange Zeit ich aber dessen bedarf, weiß ich nicht. Ihr sollt Euch aber nicht über Mangel an Freigebigkeit zu beklagen haben, denn mit dem Karren zugleich wird Euch Euer Knecht einen Beutel Gold, gleich dem, den Ihr bereits empfangen, zustellen."

„In kurzer Zeit soll Alles bereit sein, doch habe ich die Bitte an Euch zu richten, nicht meinem Knechte das Gold zu geben, sondern es mir selbst einzuhändigen, denn im anderen Falle möchte ich wohl ebensowenig den Knecht als das Gefährt wiedersehen."

„Ihr scheint von der Treue Eurer Dienstboten nicht sonderlich viel zu halten; doch dem sei, wie ihm wolle, ich werde Eurem Knecht das Gold und den Karren nicht eher übergeben, als ich dessen Geleit nicht mehr bedarf."

„So gestattet mir, Euch zu folgen, ich werde die Obhut des Hauses anderen Händen, als denen meines Knechtes, anvertrauen müssen."

„Haltet das, wie es Euch beliebt, doch versäumet Euch keinen Augenblick."

Ritter Richard hatte unterdessen schon die Rosse aufgezäumt, so daß dem Herbergswirth nur noch übrig blieb, den Karren anzuspannen.

Magister Eusebius ließ ihm den kaiserlichen Reisigen zu seiner Hülfe zurück; er selbst wollte mit dem Ritter Richard zu Pferde steigen; der Herbergswirth und der kaiserliche Reisige sollten ihm nachfolgen.

Er beschrieb ihnen genau den Weg, welchen sie zu dem Häuschen der Tante Euphrosine einzuschlagen hätten, dann schwang er sich in den Sattel.

Ritter Richard that ein Gleiches, und fort ging es in gestrecktem Trabe.

Tante Euphrosine und Schwester Benedikta waren nicht wenig erstaunt, als sie der beiden Reiter ansichtig wurden.

Durch das Pferdegetrappel wurden Beide vor die Thür der Hütte gelockt, und mit neugierigen Blicken rief die Tante Euphrosine aus:

„Es ist der Magister Eusebius und der Ritter Richard, was werden sie mir so Eiliges zu berichten haben?"

„Gutes scheint es mir wahrlich nicht zu sein, denn sehet, wie düster die beiden Reiter darein schauen; so sieht Niemand aus, dem das Glück lächelt," sagte Schwester Benedikta mit ängstlicher Stimme.

„Ihr seid eine Unglücksprophetin, Schwester Benedikta; doch fürwahr, Ihr möget Recht haben, denn sehet, der Magister Eusebius reitet eine Pferdelänge vorauf, und schaut sich noch nicht einmal nach dem Ritter Richard um, dessen Pferd soeben bald zu Boden stürzte."

Unterdessen waren beide Reiter herangekommen; sie schwangen sich aus dem Sattel, und kaum nahm sich der Magister Eusebius

Zeit, sein Pferd an einen Riegel des Fensterladens anzubinden, als er schon fragte:

„Wo ist der Pater Augustinus?"

Eine gleiche Unruhe zeigte der Ritter Richard, welcher der Schwester Benedikta sofort eröffnete, daß ihres Bleibens nicht mehr länger an diesem Orte sein könne, da die Pflicht gebiete, ohne Verzug aufzubrechen.

Etwas Zusammenhängendes war aus dem Ritter Richard nicht herauszubringen; doch Pater Augustinus, der auf den wiederholten Ruf des Magisters Eusebius herbeigekommen war, machte allen Fragen dadurch ein Ende, daß er die Handschrift, welche der Ritter Erhardt von Hartenfaust zurückgelassen hatte, laut vorlas.

Diese Schrift besagte in wenigen Worten Folgendes:

> „Weib und Kind ist mir geraubt worden, Pater Lorenzius ist mit der Tochter des Fährmanns, Petronella, am Hoflager des Kaisers angekommen, um daselbst den Aufenthalt meines Weibes zu erforschen, und dazu meine Hülfe in Anspruch zu nehmen.
>
> „Ich muß also sofort aufbrechen und darf keinen Augenblick Zeit verlieren.
>
> „Der Ritter von Dyskirchen und seine Gemahlin, sowie die Edeljungfrau Veronika von der Meinhardsburg begleiten mich auf ihr ausdrückliches Verlangen, das ich abzuweisen nicht den Muth hatte."

Pater Augustinus erbleichte unwillkürlich, als er den Inhalt des Schriftstückes vorgelesen hatte, und murmelte leise:

„So ist es der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg doch gelungen, ihrer Rache ein Opfer zu weihen; aber fürwahr, ich will nicht eher ruhen, als bis ich das Paar wieder vereinigt habe, und sollte ich deshalb alle Burgverließe durchstöbern müssen."

„Ihr würdet dennoch nichts erreichen," sagte Tante Euphrosine mit fester Stimme, „aber wenn das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg ihre Hand bei der Entführung der Edelfrau Maria von Hartenfaust und des Kindes im Spiele gehabt hat, so kann

ich Euch auf die Fährte helfen; doch dazu ist es nöthig, daß ich selbst an den Ort ihrer Gefangenschaft hineile, und der Magister Eusebius sich in vollem Glanze zeigt. Werfet daher Euer Incognito von Euch und tretet im Schmucke Eures Namens und Standes auf."

„Das 'sollt Ihr!" rief Ritter Raimund von Overstolz, oder Pater Augustinus, wie er genannt wurde.

„Was habt Ihr mit mir vor?"

„Füget Euch nur in meine Anordnungen, denn aller Glanz, der Euch umgibt und den Euch Eure Stellung verleiht, wird erforderlich sein, um Euch die Pforten der Burgen und Klöster zu öffnen."

Der Ritter Richard staunte den Magister Eusebius an, der sich sträubend und fast mit Gewalt von dem Pater Augustinus in das Häuschen der alten Tante Euphrosine gezogen wurde.

Diese und die Schwester Benedikta nahmen den Ritter Richard in die Mitte, verhinderten ihn aber, an der Tafel sich niederzulassen.

Pater Augustinus öffnete nach einer Weile die Thür, mit demüthiger Verbeugung zurücktretend und dem Magister Eusebius den Vortritt überlassend.

Dieser war nicht wieder zu erkennen, und während die düsteren Farben, in die er sich sonst zu kleiden pflegte, ihn älter erscheinen ließen, als er wirklich war, so verjüngten ihn die lebhaften und frischen Stoffe, in die er sich jetzt gekleidet, um wenigstens zehn Jahre.

Er trug ein Baret von dunkelblauem Sammet, von welchem drei Reiherfedern herniederwallten.

Ein Wamms von violetter Seide, mit goldenen Knöpfen, umschloß seinen wohlgebauten Körper.

Um die Schultern wallte ein Purpurmantel, welcher mit Hermelin gefüttert und mit goldenen Schnüren reich besetzt war.

„Ah," rief unwillkürlich Ritter Richard, indem er seine Augen verwundert auf den Magister Eusebius heftete; „was soll dieser

Glanz auf ein Mal bedeuten, und was hat es mit dieser Prach zu besagen?"

„Darf ich sprechen?" fragte Tante Euphrosine mit unverkennbarem Stolze, indem ihre Augen vor Wonne leuchteten, als sie dieselben über den Magister Eusebius hinschweifen ließ.

„Wenn Ihr es noch nicht gethan habt, Euphrosine, so überlasset es mir selber, den Ritter Richard mit meinen Würden bekannt zu machen."

Tante Euphrosine und auch Pater Augustinus wollten Einwendungen machen, doch der Magister Eusebius beschwichtigte sie mit einem freundlichen Nicken des Kopfes, und ergriff die Hand des Ritters Richard, im leutseligsten und gewinnendsten Tone zu ihm sprechend:

„Wie Ihr mich hier sehet, strahlend in irdischer Pracht und Herrlichkeit, hat mich des Kaisers Majestät über alle Ritter im ganzen Rheingaue gesetzt, und mich ausgestattet mit kaiserlicher Gewalt und Oberhoheit. Als Rheingraf habe ich Recht zu sprechen über alle Streitigkeiten, die vor den kaiserlichen Thron kommen müßten, um ihre Erledigung zu finden. Der Kaiser hat seine Gewalt in meine Hände gelegt, und ich werde ein gerechter Richter sein, und weder einen Finger breit zur Rechten, noch zur Linken von dem Wege des Gesetzes abweichen."

Ritter Richard beugte das Knie und küßte die ihm dargebotene Hand des Magisters, um diesem seine Huldigung darzubringen; dann sagte er mit kräftiger, volltönender Stimme:

„Ich erkenne die Gerechtigkeitsliebe unseres erhabenen Kaisers, und huldige ihm in Euch, indem ich das Gelübde, welches ich ihm einst ablegte, Euch wiederhole, und hiermit schwöre: Euch treu und gehorsam zu sein im Glück wie im Unglück, im Siege und Tode, in allen Gefahren und Widerwärtigkeiten, wie in allen Freuden und Glückseligkeiten."

„Ich nehme Eure Huldigung an, sie mag mir ein gutes Zeichen sein auf meiner neuen Laufbahn, die wohl nicht ganz frei von Dornen und allerlei Unannehmlichkeiten sein mag, da ich ein

gerechter Richter sein werde, um nach bestem Wissen und Gewissen das Gute zu belohnen und das Böse zu bestrafen."

„Auch ich bringe Euch meine Huldigung dar," sprach Schwester Benedikta, indem sie sich ehrfurchtsvoll vor ihrem Vater verneigte.

Die alte Tante Euphrosine hatte unterdessen die Pokale mit dem kostbarsten Rebensafte gefüllt und brachte auf den Rheingrafen ein donnerndes Lebehoch aus.

Der Magister Eusebius dankte ihr mit herzlichen Worten, und da sie es übernahm, den Weg um eine volle Tagereise abzukürzen, so gab man ihrem Wunsche nach und nahm an der reichbesetzten Tafel Platz.

Man plauderte und scherzte aber nicht dabei, wie es sonst zu geschehen pflegte, sondern man suchte seinen Hunger und Durst in aller Eile zu stillen.

Nach Verlauf einer halben Stunde erhob sich Tante Euphrosine, und ehe man es sich versah, kehrte sie mit der Meldung zurück, daß der Herbergswirth mit dem Karren, in welchem sie selbst mit der Schwester Benedikta Platz nehmen sollte, angekommen sei.

„So lasset uns aufbrechen," sagte Magister Eusebius, indem er sich erhob und somit für Alle das Zeichen gab, die Tafel zu verlassen.

Auf den Rath des Paters Augustinus wurde der Karren mit allem Nöthigen beladen, was zur Bequemlichkeit der Frauen dienen konnte.

Als Alles so weit geordnet war, um aufbrechen zu können, hatte die Sonne die Mittagslinie längst überschritten, und man mußte eilen, um noch heute die Mühle jenseits des Waldes zu erreichen, da man dieselbe als Endziel für den heutigen Tagemarsch auserkoren hatte.

Man nahm den Weg querfeldein, wodurch man die zurückzulegende Strecke um mehr als die Hälfte abkürzte, doch war die Nacht schon hereingebrochen, als man das Ziel erreichte.

Lange Zeit wurde vergebens angepocht, doch endlich wurde die Thüre geöffnet; aber der Empfang war nichts weniger als einladend.

Die Müllerin, oder vielmehr die Hausfrau, ein kleines, behäbiges Weibchen, benahm sich gegen die Reisenden nichts weniger als freundlich.

Als sie jedoch Tante Euphrosine erblickte, mußte sie sich Mühe geben, einen Ausruf des Erstaunens zu unterdrücken, dann begann sie, gleichsam um die Bewegung, welche in ihr vorging, dem umstehenden Gesinde zu verbergen, in einen Strom von Worten gegen die nächtlichen Schwärmer sich zu ergießen, den selbst Pater Augustinus nicht zu hemmen vermochte, als er ihr ein blankes Goldstück für das Obdach einer einzigen Nacht anbot.

Das Gold des Paters und selbst die Würde des Magisters vermochten nichts gegen das Toben und Schelten der Müllerin auszurichten; vergebens versprach Jener ihr reichlichen Lohn, und vergebens pochte der Magister auf den Namen des Kaisers, und erst der Tante Euphrosine gelang es, Einlaß in das Haus zu erzwingen.

Für die Frauen erlangte man ein nothdürftiges Zimmer, die Männer aber mußten sich mit einer Streu im Stalle begnügen.

In diesem elenden Hause mußte man volle zwei Tage liegen bleiben, denn Magister Eusebius, Pater Augustinus und Ritter Richard erkrankten so heftig, daß sie meinten, vergiftet worden zu sein; selbst Tante Euphrosine fühlte sich nicht ganz wohl; doch erholte man sich bald wieder so weit, daß man daran denken konnte, beim Anbruche des dritten Tages den Weg fortzusetzen.

Pater Augustinus wollte der Müllerin ein Goldstück zur Belohnung geben, doch diese wies jegliche Bezahlung von der Hand, da sie behauptete, von Tante Euphrosine schon hinlänglich belohnt worden zu sein, und da auch diese die Behauptung der Müllerin bestätigte, so blieb dem Pater Augustinus nichts Anderes übrig, als sein Geld wieder einzustecken.

Ritter Richard war ungeduldig; er wurde wie von unsichtbarer

Gewalt vorwärts getrieben, und konnte sich nicht daran gewöhnen, sein Pferd in Schritt gehen zu lassen, um an der Seite des langsam dahinrollenden Karrens zu verbleiben.

Bald sprengte er ungeduldig vorwärts, bald blieb er träumend zurück, so daß Magister Eusebius zu ihm eilte und theilnehmend zu ihm sprach:

„Mäßiget Eure Ungeduld, denn wenn Ihr Euch umsehet, werdet Ihr den kaiserlichen Reisigen nicht mehr sehen.“

„Ihr habt Recht, Herr Magister, er ist fort, und schon wollte ich Euch nach seinem Verbleiben fragen, denn schon bei unserem Aufbruche gewahrte ich ihn nicht mehr. Saget mir, wo ist er geblieben?“

Magister Eusebius erwiderte, schlau lächelnd:

„Glaubet nicht, daß mich die Eitelkeit so ganz verlassen hat, und daß ich unangemeldet meinen Einzug in das Hoflager des Kaisers halten werde. Der Reisige hat sich schon vor zwei Tagen als mein Abgesandter auf den Weg gemacht, um vor uns das Reiseziel zu erreichen, was ihm um so schneller möglich werden wird, da ein einzelner Reiter die Schwierigkeiten der Reise leichter bewältigt, als eine ganze Karawane, selbst wenn sie aus wenigen Personen besteht.“

„O, warum habt Ihr mich nicht zu Eurem Courier erwählet,“ sprach Ritter Richard, traurig den Kopf senkend, „ich wäre auf Flügeln des Windes an das kaiserliche Hoflager geeilt, um Eure Ankunft dem Kaiser zu melden.“

„Füget doch hinzu,“ entgegnete der Magister Eusebius, lächelnd mit dem Finger drohend, „daß Ihr den Botendienst gern selbst verrichtet hättet, um Eure holde Braut wiederzusehen. Doch Ihr vergesset, daß wir zwei Tage an das Lager gefesselt waren, welche Zeit mehr als hinreichend war, um den Ritter Erhardt von Hartenfaust abreisen zu lassen. Dies mußte ich um jeden Preis verhindern, und hauptsächlich deshalb habe ich den reitenden Boten vorausgeschickt.“

„Ihr denkt an Alles, ich aber hätte fast über dem Glück, dem

ich entgegensehe, ganz das traurige Geschick meines theuren Waffengefährten, des Ritters Erhardt von Hartenfaust, vergessen. Doch das schwöre ich Euch jetzt, daß ich nicht eher ruhen noch rasten werde, bis es mir gelungen ist, ihm sein theures Weib wieder zuzuführen."

„Es wird uns gelingen, darauf verlaßt Euch, und vertrauet auf Gott."

Während ihres Zwiegesprächs ließen sie die Pferde in Schritt gehen, und so dauerte es gar nicht lange, daß der Karren sie einholte.

Pater Augustinus, welcher sich mit Tante Euphrosine und Schwester Benedikta unterhalten hatte, gab seinem Pferde die Sporen und war bald an der Seite der beiden Ritter, denn auch Magister Eusebius prangte in ritterlichem Schmucke.

Tante Euphrosine hat mich belehrt, daß der Aufenthalt von zwei Tagen in der einsam gelegenen Waldmühle nur zu unserem Heile diente, da wir gerade jetzt zu Wien die Großwürdenträger aller geistlichen und weltlichen Orden beisammen finden, was uns zur Auffindung des Aufenthalts der Edelfrau Maria von Hartenfaust von unberechenbarem Nutzen sein wird.

„So lasset uns eilen," rief Ritter Richard, indem er ungeduldig seinem Rosse die Sporen geben wollte.

„Nur gemach, wir haben noch eine so weite Strecke, daß es für heute gleichgültig ist, ob wir ein Stündchen früher oder später unser Ziel erreichen."

Ritter Richard bezähmte seine Ungeduld, und schonte sein Roß, indem er es ruhig neben dem Karren in Schritt gehen ließ, und sich dabei angelegentlich mit Schwester Benedikta unterhielt.

An den Stufen des Thrones.

Ritter Erhardt von Hartenfaust und seine Reisebegleiter, der Ritter von Dyskirchen nebst Gemahlin und die Edeljungfrau Veronika von der Meinhardsburg, wurden von dem Abgesandten des kaiserlichen Rheingrafen, wie sich der Magister Eusebius jetzt nannte, überholt, so daß dieser noch vierundzwanzig Stunden vor ihnen am kaiserlichen Hofe ankam.

Auf sein Betreiben mußte Ritter Erhardt von Hartenfaust einen ganzen Tag verziehen; auch durfte er nicht abreisen, da der Kaiser ihm noch ganz besonders befehlen ließ, vor seinem Throne zu erscheinen.

Die beiden Ritter sowohl als die beiden Edelfrauen wurden in den kaiserlichen Palast gewiesen, woselbst sie als die Gäste des gekrönten Hauptes ihre Wohnung nehmen mußten.

Der Ritter Erhardt von Hartenfaust benutzte die ihm frei bleibende Zeit damit, daß er einen Besuch im Kloster der Augustinermönche abstattete, der für ihn vom allergrößten Interesse sein sollte, denn er fand in demselben den Pater Laurentius vor.

Beide erkannten sich sogleich, und bald sah man den Ritter an der Seite des Mönches.

„O, Pater Lorenz," rief er, „welches Glück ist mir beschieden, daß ich Euch sogleich auffinde, denn Ihr könnt mir gewiß einen getreuen Bericht geben von dem entsetzlichen Unfalle, der mein Haus betroffen hat."

Pater Lorenz schüttelte die Hand, die ihm der Ritter Erhardt von Hartenfaust gereicht, dann sagte er mit liebevoller Stimme, aus welcher sowohl innige Freundschaft als warme Theilnahme hervorleuchtete, zu ihm:

„Seid getrosten Muthes, Herr Ritter, Euer Eheweib wird mit Gottes Hülfe aufgefunden werden; sie hat auf das größte Glück, welches der Himmel verleihen kann, die gerechtesten Ansprüche,

denn seit ich sie von Ulm aus mit Petronella in die Heimath zurückgeleitete, hat sie unzählige Gefahren, Mühen und Schmerzen überstehen müssen. Sie schickte sich mit unendlichem Gottvertrauen in alle Fügungen des Himmels, die über sie verhängt wurden, sie duldete im Hinblick auf Euch, Herr Ritter, alle Torturen, welche die Eifersucht des Edelfräuleins Clotilde von Waldportsburg ihr bereitete."

„Wie, Clotilde von Waldportsburg?"

„Ja, so sagte ich, Clotilde von Waldportsburg war es, welche ihr Euren Besitz nie verzeihen konnte; sie war es, welche sie unablässig verfolgte; sie war es, welche es nicht verschmähte, Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen, um der Schuldlosen den Untergang zu bereiten."

„O, erzählet mir, was ist geschehen? Verschweiget mir nichts, ich werde auf Alles gefaßt sein."

„Was ich weiß, Herr Ritter, sollt Ihr erfahren; tretet darum mit mir ein in meine Zelle und stärket Euch zuvörderst durch einen Becher Wein."

„Ich bin weder ermüdet, noch durstig; doch um Euch den Willen zu thun, folge ich Euch, wohin es Euch beliebt, mich zu führen."

Pater Lorenz schritt jetzt voran und geleitete den Ritter in eine geräumige Zelle, welche zwar sehr einfach, aber bequem eingerichtet war.

Pater Lorenz rückte dem Ritter Erhardt von Hartenfaust einen Lehnsessel zurecht, und stellte zwei mit vortrefflichem Wein gefüllte Krüge auf den eichenen Tisch; dann nahm er auf einem zweiten Lehnsessel dem Ritter Erhardt von Hartenfaust gegenüber Platz, und begann also:

„Als Eure edle Frau Gemahlin mit mir und Petronella auf der Reise zur Finkenburg begriffen war, wurden wir in der Nähe des Schlosses Rheinbach überfallen, und Eure edle Frau Gemahlin und Petronella trotz der Gegenwehr und der tapfersten Vertheidigung, welche die Reisigen, die uns der Magister Eusebius bei-



gegeben hatte, den Räubern entgegenstellten, gewaltsam geraubt und entführt."

„Mein armes Weib!" rief der Ritter, „sie war nahe daran, Mutter zu werden, und konnte schwerlich solche Strapazen und Gefahren überwinden."

„Ja wohl, Herr Ritter, ihr Zustand erfüllte mich mit banger Besorgniß, denn sie war im achten Monate ihrer Schwangerschaft und die Zeit ihrer Entbindung stand nahe bevor. Doch der Himmel war mit ihr, sie fand im Kloster der barmherzigen Nonnen vom allerheiligsten Herzen Jesu freundliche Aufnahme und konnte dort sich der aufmerksamsten Pflege erfreuen, als ihre schwere Stunde herannahte, in der sie einen Knaben gebären sollte. Wenn mich nicht Alles täuscht, so ist das jetzt etwa zwei Jahr alte Kindlein auf der Burg zur Aar wohl aufgehoben."

„Und ich habe niemals etwas von der Mutter und dem Kind erfahren?"

„Das ist möglich, Herr Ritter, denn Petronella, welcher es allein überlassen war, die junge Mutter zu pflegen, durfte es nie wagen, das Kloster zu verlassen, und wenn ich mich recht erinnere, so stand die Priorin unter der Botmäßigkeit des Abtes Vincentius, bei welchem das Edelfräulein Clotilde von Waldportsburg Gelegenheit hatte, sie kennen zu lernen.

„Beide Damen mußten wohl durch eine absonderliche Macht miteinander vereinigt sein, denn die Priorin wagte es nie, sich dem Willen der Edeljungfrau Clotilde von Waldportsburg zu widersetzen; und als diese gebot, Mutter und Kind von einander zu trennen, kam die Priorin diesem Befehle nach, obgleich ihr das Herz blutete, und sie bei den bittenden Worten Eurer edlen Frau Gemahlin in einen Strom von Thränen ausbrach.

„Eure edle Frau Gemahlin versuchte es, das herbe Schicksal, welches sie von ihrem Kinde trennte, muthig zu ertragen, gar oft beugte sie ihre Kniee im inbrünstigen Gebete, doch Alles schien vergebens.

„Nach acht Tagen hörte sie nicht mehr auf die Tröstungen

Petronellas, und mit einer ihr sonst nicht eigenen Festigkeit bestand sie eines Tags darauf, vor die Priorin geführt und vernommen zu werden.

Endlich mußte man ihren Wunsch erfüllen, und eines Morgens trat sie fest entschlossen vor die Priorin und sagte:

„Hochwürdige Frau! Ihr habet mir meinen Sohn genommen; ich fordere jetzt denselben von Euch zurück. Dieses Kind ist das einzige Unterpfand, welches mich an die Liebe meines Gatten erinnert, und wenn Ihr mir diesen einzigen Trost noch länger vorenthaltet, so fühle ich, daß meine Seele in die Nacht des finstersten Wahnsinns verfallen muß, und auf Eurem Leben und Gewissen lastet alsdann der Fluch der bösen That."

„Ich kann nicht, ich darf nicht!"

„Ihr müßt es!" rief die Edelfrau Maria von Hartenfaust mit fester Stimme, während ihre starrblickenden Augen von einem eigenthümlichen Glanze erleuchtet wurden.

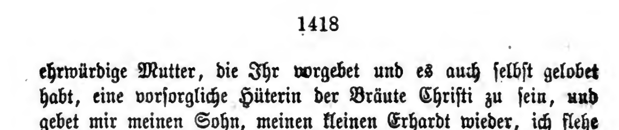
„Ich kann es nicht," wiederholte die Priorin, „und wenn es mir Leben und Seligkeit kosten sollte; lasset ab von Eurem Begehren, dem ich nie und nimmer willfahren kann."

„Eure edle Gemahlin trat auf die Priorin zu und ergriff mit krampfhafter Festigkeit deren Arm, mit heiserer, keuchender Stimme ausrufend:

„In dieser Stunde habt Ihr meine Seele getödtet; der Fluch des Himmels komme über Euch, und der allgütige Vater im Himmel sei Euch in Ewigkeit ein so unbarmherziger Richter, als Ihr unbarmherzig seid mit mir, der Mutter eines armen, hülflosen Kindes."

„Ich darf Euch nicht willfahren," wiederholte die Priorin, „lasset ab von Eurem unseligen Verlangen; Euer Begehr ist eine Unmöglichkeit."

„Ja, die Gluth des Wahnsinns tobt in mir," versetzte die Edelfrau mit zitternder und dumpfer Stimme, „ich bin von den Furien des Wahnsinns gepeitscht, denn sonst würde ich Euch nicht kniefällig bitten, mir mein gutes Recht zu gewähren. Höret es,



ehrwürdige Mutter, die Ihr vorgebet und es auch selbst gelobet habt, eine vorsorgliche Hüterin der Bräute Christi zu sein, und gebet mir meinen Sohn, meinen kleinen Erhardt wieder, ich flehe Euch an, und beschwöre Euch, es zu thun."

„Nein, nein, ich will es nicht, und jetzt verlasset mich auf der Stelle!"

„Die unglückliche Edelfrau fiel ohnmächtig zusammen, und erst nach einiger Zeit gelang es den Nonnen, welche die Priorin herbeigerufen hatte, die Unglückliche wieder in das Leben zurückzurufen.

„Als Eure edle Gemahlin die Augen aufschlug, redete sie irre; die düstersten Bilder umgaukelten ihre Phantasie, so daß die Nonnen erbebten, als sie den Ausbruch dieses markerschütternden Wahnsinns wahrnahmen.

„Mit hastigen Schritten verließen sie die Zelle, um der Priorin die räthselhaften Worte zu überbringen, welche die Kranke ausgestoßen hatte.

„Die Einzige, welche zurückblieb, war Petronella, welche ihre Gebieterin keinen Augenblick verließ. Als Letztere sich so weit erholt hatte, daß sie nicht mehr mit Händen und Füßen um sich schlug, sondern kraftlos auf das Ruhebette zurücksank, entkleidete sie Petronella und versuchte es, ihr einen beruhigeuden Trank einzuflößen, den der Magister Eusebius selbst bereitet hatte, und den sie immer bei sich führte.

„Dieser Trank verfehlte seine Wirkung auch nicht, denn die Leidende verfiel in einen gesunden Schweiß, und fühlte sich sichtlich erleichtert; sie erkannte ihre Umgebung, und mit einem schmerzlichen, trüben Lächeln ergriff sie die Hand Petronellas und sagte in liebevollem Tone zu ihr:

„Mein Söhnchen ist mir geraubt, ich werde diese Trennung nicht überleben; ich habe mich vor der Priorin dieses Klosters gedemüthigt und habe ihr meinen ganzen Schmerz sehen lassen, aber sie stieß mich, trotz ihrem erheuchelten Mitleid, erbarmungslos von sich; sie hat den namenlosen Kummer der Mutter um den

Verlust ihres geliebten Kindes mit Füßen getreten und mich mit meinen Bitten abgewiesen."

„Lasset den Muth nicht sinken, edle Frau, der Himmel wird uns helfen, und alle unsere Hoffnung nicht zu Schanden werden lassen."

„Meine Hoffnung ist hin, ich hoffe nichts mehr, mir ist alle Freude genommen, seitdem man grausam genug war, mir mein Söhnchen zu entreißen, dessen unschuldsvolles Lächeln der einzige Freudenstrahl war, der mein sorgenvolles Dasein erhellte."

„Verlieret den Glauben an Gott nicht, edle Frau; seine große Güte und Barmherzigkeit wird Euch auch noch fernerhin beistehen; sie hat Euch bis hierher geleitet, sie hat Euch Kummer, Sorgen und Schmerzen überwinden helfen und wird Euch sicherlich nicht verlassen."

„Gott wird mich nicht verlassen, sagt Ihr, Petronella?" wiederholte die Edelfrau Maria von Hartenfaust kleinlaut vor sich hin murmelnd, „und doch ließ er es geschehen, daß man den kleinen Erhardt von der Mutterbrust hinwegriß, ihn, der mit seinem kindlichen Lächeln mir oftmals Trost einflößte und mir so oft die einsamen Stunden erheiterte, wenn er die kleinen Händchen mir spielend entgegenstreckte. Aus seinen großen blauen Augen strahlte mir das holde Bild seines edlen Vaters entgegen, den ich wohl nie mehr wiedersehen werde."

„Warum solltet Ihr denn den edlen Ritter Erhardt von Hartenfaust nicht wiedersehen?"

„Glaubt Ihr denn, mein edler Gemahl würde eine Ahnung von unserem Aufenthalte haben und uns aus unserer Gefangenschaft erlösen?"

„Nein, das glaube ich nicht, denn sicherlich wird man ihm Euren Aufenthalt nicht mitgetheilt haben, und wenn mich nicht Alles trügt, so sind meine Vermuthungen, die ich Euch bis jetzt sorgfältig verschwiegen habe, wahr."

„Und was vermuthet Ihr?"

„Ich vermuthe nicht nur, sondern ich bin fest überzeugt, daß

alle Briefe Eures edlen Gemahls auf Täuschung beruhen; sie sind hier verfertigt und elende Machwerke Eurer Feinde."

Die Edelfrau Maria von Hartenfaust wurde entsetzlich bleich, alles Blut drang ihr zum Herzen, und mit röchelnder Stimme sprach sie:

„Wie, die Briefe meines edlen Gemahls sollten gefälscht sein, sie, die meinen einzigen Trost ausmachten, und ohne welche ich vor Verzweiflung umgekommen wäre?"

„Ich habe keine Beweise, edle Frau, welche jeglichen Irrthum ausschließen; doch erwäget selbst, daß die Briefe Eures edlen Gemahls in der ersten Zeit fast Tag für Tag ankamen, dann seltener wurden, und endlich ganz ausblieben."

„Und daraufhin gründet Ihr Euren Verdacht?" seufzte die Edelfrau Maria von Hartenfaust.

„Nicht darauf allein, edle Frau, sondern auch die sonderbaren Umstände, die den Briefen fast immer auf dem Fuße folgten, erweckten meinen Verdacht. Zuerst erhieltet Ihr, ohne irgend welche äußere Veranlassung, Briefe über Briefe; dann wurdet Ihr durch einen solchen aus Schloß Rheinbach gelockt und in dieses Kloster geführt, und erhieltet hier in den ersten Tagen eine einer Ritterfrau würdige Verpflegung. Dann benachrichtigte ich Euren Gemahl von der Geburt eines Söhnchens, woraufhin Ihr nach Monatsfrist ein Schreiben erhieltet, dessen kühle Worte Euch sichtlich verletzten. Nach Jahr und Tag erneuerten sich die Briefe, welche die Uebergabe des Knaben forderten, und da Ihr Euch sträubtet, den dringenden Wünschen Eures Gatten Gehör zu geben, so kam der vermeintliche Befehl, der die Trennung des Knaben von Euch, selbst mit Anwendung von Gewalt, anordnete."

„Wie, verstehe ich Euch recht, so wäre dieser Befehl nicht von meinem Gemahl ausgegangen?"

„Gewißlich nicht; bei den Briefen, die Euch früher zugingen, kann ich eine Betrügerei allerdings nur muthmaßen, aber bei dem letzten bin ich im Stande, eine solche zu verbürgen."

„Und worauf begründet Ihr Euren Verdacht?

„Es ist kein Verdacht, edle Frau, sondern es ist meine innerste Ueberzeugung, denn ich schwöre es Euch, daß in drei Tagen weder ein Bote angekommen noch abgegangen ist. Niemand ist angekommen, der einen Brief überbringen konnte, und dennoch habt Ihr einen solchen erhalten."

„Bedenket, was Ihr sprecht, Petronella, bedenket, welche Fluth von Gedanken Ihr in meinem Innern aufregt!"

„Ich habe Alles bedacht, edle Frau, und bin bereit, bei meinem Seelenheile zu beschwören, daß der letzte Brief, welchen man Euch überreichte, hier im Kloster geschrieben wurde."

„O, wie bin ich betrogen!"

„Nach diesen Worten fiel die Edelfrau Maria von Hartenfaust auf ihr Lager zurück und rief entsetzt aus:

„Laßt mich allein, Petronella, ich muß allein sein, um diesen abscheulichen Betrug, der mir jetzt offenbar wird, überdenken zu können!"

„Petronella zog sich in Folge der Aufforderung der Edelfrau Maria von Hartenfaust schweigend zurück; doch verließ sie nicht das Zimmer, sondern nahm geräuschlos in einem Winkel desselben Platz.

„Nach einer Weile preßte die Edelfrau Maria von Hartenfaust beide Hände vor die Augen, ihre Brust wallte auf und nieder, und sie wälzte sich unruhig auf ihrem Lager hin und her, bis sich ihr herber Schmerz in stille Wehmuth auflöste; sie weinte bitterlich und flüsterte mit fast tonloser Stimme:

„Wie konnte ich auch nur einen Augenblick diese elenden Schriftstücke für Briefe meines edlen Gatten halten; in so liebloser Weise hätte er nie und nimmer geschrieben, denn so konnte er das Herz seiner Maria nicht verkennen."

„Was soll nun aber aus uns werden?" fuhr die Edelfrau nach einer Pause fort, „er wird nicht meine Spur bis hierher verfolgen können."

„Wenn er nicht zu uns kommt, edle Frau," sagte Petronella, „so müssen wir zu ihm gehen."

„Fast erschrocken drehte die edle Frau ihr Antlitz der Sprecherin zu, denn sie glaubte nicht, ihre Gedanken durch Worte verrathen zu haben.

„Ja, ja, man wird Euren edlen Gemahl ebenso wie Euch getäuscht haben, denn sonst würde er wahrlich nicht so viele Zeit haben verstreichen lassen, um wieder mit Euch vereinigt zu werden, da er besonders Euren Zustand kennet."

„Fürwahr, Petronella hat Recht," rief Ritter Erhardt von Hartenfaust dem Pater Lorenz zu, „denn hätte ich eine Ahnung davon gehabt, daß meine theure Gemahlin wider ihren Willen in Gefangenschaft leiden müsse, so hätte ich alle ritterlichen Ehren, die mir kaiserliche Huld und Gnade zuerkannte, von mir gewiesen, und wäre auf Flügeln des Windes zu dem Kloster geeilt, um meiner Gemahlin die Freiheit wieder zu geben."

„Nur gemach, Herr Ritter, das Schicksal wollte nicht, daß Ihr allein das vollbringen solltet, wozu die Anwendung vereinter Kräfte gehört; es bedarf des kaiserlichen Ansehens, um die Priorin des Karmeliterinnenklosters zu vermögen, Eure Gemahlin aus der Gefangenschaft zu entlassen, da sie sich nur durch Vorlegung eines kaiserlichen Befehls gegen ihre Oberen rechtfertigen kann."

„Warum ist ein solcher Befehl nicht schon längst ausgefertigt worden? Habe ich denn keine Freunde mehr, die meine Gemahlin vor jeder ihr drohenden Gefahr beschirmen und beschützen würden? Habe ich denn keine Freunde, welche für die Vertheidigung meiner Ehre freudig ihr Leben und Blut einsetzen? Warum hat sich denn Niemand gefunden, der von dem Haupte meiner unglücklichen Gemahlin jegliche Unbill und Schmach abwandte, und die Gefahr, da es nicht anders sein konnte, mit Waffengewalt zerstörte?"

Diese Worte wurden mit einer solchen Bitterkeit gesprochen, daß der Pater Lorenz sich gekränkt fühlen mußte, und unwillig ausrief:

„Ihr seid ungerecht, Ritter Erhardt von Hartenfaust, denn nicht mit Schwert und Lanze wäre die Freiheit Eurer edlen Gemahlin zu erkämpfen gewesen, denn zu einem solchen Kampfe wären

sicherlich alle Eure Freunde mit Freuden ausgezogen, aber zu einem solchen mußte die Aufforderung von Euch aus an sie ergehen, und wie Ihr selbst bekennen müßt, habt Ihr Eure Freunde zu einem solchen Kampfe bisher nicht aufgerufen."

„Wie konnte ich das?" rief Ritter Erhardt von Hartenfaust fast überlaut aus, „da ich der Meinung war, daß unter dem Schutze meiner edlen Mutter Weib und Kind sich zu Köln oder auf der Finkenburg in Sicherheit befänden?"

„Das war es ja eben," unterbrach ihn Pater Lorenz, „daß Ihr ebenso wie Eure Gemahlin durch gefälschte Briefe und Schriftstücke getäuscht wurdet."

„Aber Ihr wußtet es doch, Pater Lorenz, warum habt Ihr mich nicht davon in Kenntniß gesetzt?"

„Ich wußte es nicht, denn auch ich irrte lange Zeit umher, und als ich den Aufenthalt Eurer edlen Gemahlin erspäht zu haben glaubte, wurde ich von mir unbekannten Rittern gefangen genommen, und endlich hierher geführt, wo ich Petronella traf, die mir Gewißheit über den Verbleib meines Schützlings, Eurer edlen Gemahlin, gab."

„Wo ist sie? Ich muß sie sprechen!"

„Sie ist nicht mehr hier; sie war durch Nichts zurückzuhalten, denn sie bestand darauf, sogleich wieder zu ihrer Gebieterin zurückzukehren."

„So nennet mir den Ort, wo ich meine theure Maria finden werde; sie soll auch nicht einen Augenblick länger an einem Orte schmachten, wo man ihren Stand also verleugnet und sie in schmählicher Gefangenschaft hält."

„Eure Gemahlin ist nicht mehr im Kloster; zwei dienende Schwestern waren ihr zur Flucht behülflich und erretteten sie von schmählicher Grausamkeit, vielleicht sogar vom Tode."

„Wo ist sie, wo ist sie? Nennet mir vor allen Dingen den Ort ihres Aufenthalts!"

„Ihr habt mich unterbrochen, Herr Ritter, denn Petronella hat mir Alles aufs Genaueste mitgetheilt, und ich hatte soeben den

Anfang gemacht, es Euch mit ihren eigenen Worten ausführlich zu berichten."

„Sprechet, sprechet!"

„Eure edle Gemahlin entschloß sich auf das wiederholte Zureden Petronellas, den Versuch zu machen, aus dem Kloster zu entfliehen."

„Weiter, weiter!" rief der Ritter ungeduldig.

„Es fehlte nicht viel, so hätte Eure edle Gemahlin den verunglückten Fluchtversuch mit dem Leben büßen müssen."

„Man hätte es wagen sollen, Hand an das Leben meiner theuren Gemahlin zu legen: meine Rache wäre schrecklich gegen ihre Mörder gewesen!"

„Man hatte es gewagt, und sicherlich wäre Eure edle Gemahlin nicht mehr unter den Lebenden, wenn die beiden dienenden Schwestern der Priorin gehorcht und ihr nicht einen Strich durch die Rechnung gemacht hätten."

„Was sollte denn geschehen? Hat man gewagt, meine Gemahlin in das Verließ einzukerkern?"

„Die Priorin wollte noch mehr als das thun, sie wollte den Nonnen ein abschreckendes Beispiel vor Augen führen, und beschloß, Eure unglückliche Gemahlin einmauern zu lassen."

Ritter Erhardt von Hartenfaust sprang entsetzt von seinem Sessel auf, und ergriff krampfhaft mit beiden Händen den Arm des Paters Lorenz, während er mit zitternder Stimme ausrief:

„Man wollte mein Weib, die Edelfrau Maria von Hartenfaust, ohne daß sie ein klösterliches Gelübde abgelegt oder gebrochen hatte, lebendig einmauern?"

„Die Priorin wollte es, und nur der Aufopferung ihrer Dienerin und der beiden dienenden Schwestern, welche Mitleiden mit Eurer unschuldigen Gemahlin fühlten, verdankt Ihr es, daß sie von dem grausamsten Tode gerettet wurde."

„O, erzählet, erzählet, wie sich dieses grausame Ereigniß zugetragen!"

„Drei bange Tage verflossen, während nur Wasser und Brod

diente Eurer Gemahlin zur Speise, und als der Morgen des vierten Tages graute, rief die Betglocke des Klosters die Nonnen zur Kapelle.

„Kurz darauf wurde die Zelle, die Eurer edlen Gemahlin zum Gefängniß diente, geöffnet, und ihre Dienerin Petronella stürzte mit verweinten Augen herein, und schluchzte, indem sie die Hand ihrer Herrin ergriff und dieselbe mit unzähligen, heißen Küssen bedeckte:

„Ach, meine edle Gebieterin, Ihr sollt des Todes sterben, Ihr sollt dafür büßen, daß Ihr so unglücklich waret, meinen Fluchtplan in Ausführung bringen zu wollen; es ist mir nicht gelungen, das steinerne Herz der Priorin zu rühren, sie hat mich verlacht und meine Thränen verspottet, und als ich sie fußfällig bat, sprach sie hohnlachend zu mir:

„Eure Gebieterin wird wohl noch hier auf Erden kleine Aufträge haben, die einer treuen Hand bedürfen, um ausgeführt zu werden.“

„Eure edle Gemahlin versuchte es, der weinenden Dienerin Trost einzusprechen.

„Endlich gelang es ihr, so viel zu erfahren, daß sie nach Verlauf einer Stunde aus ihrem Gefängniß geholt und zum Tode geführt werden sollte.

„Eure unglückliche Gemahlin war sehr gefaßt und betrat standhaft den Todesweg.

„Als die Priorin selbst erschien, um ihr den Tod zu verkündigen, und um sie zu ermahnen, sich mit Gott zu versöhnen, erhob sie würdevoll das Haupt und sprach mit geringschätzendem Lächeln:

„Ich hoffe auf die Vergebung meiner Sünden, wie jeder Christ darauf hoffen muß; doch brauche ich nicht von Euch eine Frist zu erbitten, um mich zu dem Gange in die Ewigkeit vorzubereiten, denn in meinem ganzen Leben habe ich nicht so viel gesündigt, daß es dem Verbrechen gleich käme, welches Ihr durch meinen Mord auf Euer Gewissen ladet.“

„Ich fürchte den Tod nicht," fuhr Eure edle Gemahlin fort, als die Priorin schwieg, „er wird mir sogar als willkommener Retter erscheinen, da ich durch ihn aus Euren Banden befreit und erlöst werde."

„Wohl kenne ich Euch und weiß, daß Ihr eben so blutdürstig als feige seid. Ihr habt mir nicht allein meinen Sohn geraubt und mir gefälschte Briefe meines Gatten unterbreiten lassen, sondern Ihr wollt Euer schändliches Werk damit krönen, daß Ihr mich mordet, und mein Tod soll Euer verruchtes Verbrechen besiegeln.

„Mein Blut wird zu dem himmlischen Vater aufsteigen, es komme über Euch!

„Wenn Ihr aber in den letzten Zügen auf Eurem Sterbebette liegt, so möge Euch mein Bild, der Geist der von Euch mit ruchloser Hand Gemordeten, erscheinen, und Euch in Euren letzten Lebensstunden foltern und quälen; dann erzittert und erbebet vor dem ewigen Richter!"

„Die Priorin wurde bei diesen Worten so erregt, daß alles Blut in ihren Adern zu stocken schien; sie wurde schreckenerregend bleich und zitterte am ganzen Leibe; sie preßte ihre Rechte auf das ungestüm pochende Herz, während sie sich mit der Linken an der Lehne des Sessels festzuhalten suchte, und sagte mit fast tonloser Stimme:

„Euer Blut werde ich nicht vergießen; durch meine Hand sollt Ihr nicht sterben —"

„Ich weiß es," unterbrach Eure edle Gemahlin die Priorin, „Ihr seid zu feige, um selbst Hand an mich zu legen, oder mir mit eigener Hand den Giftbecher zu reichen; Ihr werdet zu diesem elenden Werke Eure Klosterknechte hersenden, wenn Ihr nicht gar Eure Verrätherei so weit treiben werdet, mir die Folterknechte, mit dem Henkermeister an der Spitze, auf den Hals zu schicken."

„Euer Wille soll geschehen," rief die Priorin, „ich werde Euch den Henker schicken."

Wie sie sagte, so geschah es.

Es mochte nicht viel mehr als eine Stunde verflossen sein, als sich die Nonnen in langer Reihe ihrer Zelle nahten und Todtengesänge anstimmten.

Petronella hatte die Arme der Priorin ergriffen und die Letztere gewaltsam zurückgedrängt, während sie voller Verzweiflung laut ausrief:

„Nein, nein, das könnt Ihr nicht wollen, hochwürdige Frau! Mehr Unheil könnte selbst der Teufel nicht über eine unschuldige Seele verhängen. Gnade, Gnade, o, ich bitte Euch, für meine Herrin!"

„Hinweg mit Euch!" schrie die Priorin, indem auf ihren gebieterischen Wink zwei Klosterknechte herbeieilten, welche die unglückliche Petronella hinwegschafften.

„Diese sträubte sich und suchte sich an dem Gewande der Priorin festzuklammern, wodurch sie derselben die Zeichen ihrer Würde vom Leibe riß.

„Hinweg, hinweg," knirschte die Priorin, indem sie sich von der Unglücklichen abwandte, und mit hastigen Schritten den Nonnen nacheilte, welche sich vor dem Gemach Eurer edlen Gemahlin aufstellten.

„Die Klosterknechte hielten die unglückliche Petronella fest, welche sich in vergeblichen Anstrengungen erschöpfte und es immer aufs Neue versuchte, sich loszureißen, um ihrer Gebieterin Beistand zu leisten.

„Endlich gab der Henker seinen Leuten den Befehl, die rasende Petronella zu fesseln, damit dieselbe durch ihr Geschrei nicht länger hindere nur lästig falle.

„Zusammengeschnürt und an Händen und Füßen mit Ketten belastet, einen Knebel im Munde und die Augen mit einem dichten Schleier verhängt, wurde sie hinweggetragen.

„Eurer edlen Gemahlin wäre es nicht besser ergangen, denn auch für sie hielten die Klosterknechte Fesseln und Stricke bereit;

ebenso wollte man sie zwingen, das Armesündergewand anzulegen, doch wies sie Beides verächtlich mit den Worten zurück:

„Ihr sollt Euch nicht rühmen, die Gemahlin des edlen Ritters Erhardt von Hartenfaust erzittern gemacht zu haben; sie verachtet Eure elende Gewaltthat, die nur mit einem Morde zu vergleichen ist. Ich bin bereit, in den Tod zu gehen, und werde, ohne daß Ihr es nöthig habt, meine Arme und Füße mit Stricken zu umschlingen, mein Haupt auf den Henkerblock niederlegen. Mein letztes Wort soll nicht eine Verwünschung gegen Euch sein, wenn Ihr mir schwöret, meinen Gemahl mit Euren ferneren Ränken und Tücken zu verschonen, und meinem Sohne eine gute Pflege angedeihen zu lassen."

„Und wenn ich das nicht thue?"

„Wenn Ihr das nicht thut, so seid verflucht!" rief Eure edle Gemahlin.

„Meinen Tod," fuhr sie nach einer Pause, in der Alles im Schweigen verharrte, fort, kann ich Euch verzeihen, und werde für den an mir begangenen Mord Gnade für Euch vom Himmel erflehen, doch wenn Ihr es wagt, Hand an meinen edlen Gemahl oder an mein Söhnchen zu legen, so treffe Euch die Strafe des Himmels; der gerechte Gott übe an Euch keine Barmherzigkeit, er lasse dereinst den Racheengel mit gezücktem Schwerte über Eurem Sterbelager schweben, und wenn Ihr in dem Todeskampfe röchelt, so gelle Euch mein Rachegeschrei und mein Fluch in die Ohren, und erschwere Euch das Ende."

„Die Priorin warf einen so giftigen Blick auf Eure edle Gemahlin, daß diese sicher davon gestorben wäre, wenn Blicke überhaupt zu tödten vermöchten; dann sprach sie mit vor Wuth erstickter Stimme:

„Ihr werdet Zeit haben, über Eure unüberlegten Worte nachzudenken, denn ich werde Euer Blut nicht vergießen; man soll Euch für Euren Frevelmuth in dem Todtengewölbe bei lebendigem Leibe einen Platz geben, wo Ihr es dann versuchen könnt, Euren Fluchtversuch zu erneuen."

„Die Priorin wandte sich nach diesen Worten an den Henker, dem sie mit strenger Miene einen Befehl ertheilte, worauf derselbe mit grinsendem Lachen zu Euer edlen Gemahlin hintrat und zu ihr sprach:

„Reichet mir Eure Hand, edle Dame, wir werden nun einen gemeinsamen Todtentanz aufführen; der Tod hat sich Euch zur Braut auserkoren und mich als seinen Vermittler zu Euch geschickt, damit ich für den hochzeitlichen Schmuck sorge und Eure Toilette vervollständige."

„Und was geschah," unterbrach Ritter Erhardt von Hartenfaust den erzählenden Pater Lorenz heftig, indem er mit der geballten Faust so stark auf den eichenen Tisch schlug, daß die Weinkrüge in die Höhe sprangen.

„Es geschah, was selbst die Priorin nicht anders erwarten konnte, denn sie hatte diesen Fall vorhergesehen. Eure edle Gemahlin zog ihre Hand, welche der Henker ergreifen wollte, zurück, und wandte ihm stolz den Rücken.

„Hierauf schien die Priorin nur gewartet zu haben, denn sie gab den Henkersknechten ein Zeichen, worauf sich diese auf Eure edle Gemahlin warfen, ihr die Hände auf den Rücken zusammenschnürten, und sie wie ein Opferlamm auf ein bereit gehaltenes Brett niederlegten.

„Ohne daß Eure edle Gemahlin auch nur den geringsten Versuch zum Widerstand gemacht hätte, oder auch nur einen Laut von sich zu geben, fand sich der Henker dennoch veranlaßt, ihr den Knebel in den Mund zu stopfen.

„So begab sich nun die ganze Schaar in das Todtengewölbe, wo bereits zwei Henkersknechte bereit standen, Eure edle Gemahlin in Empfang zu nehmen.

„Man befreite sie von Fesseln und Knebel, und zwang sie, in eine Nische zu treten, die man erst kurz vorher in das Mauerwerk gebrochen hatte.

„Kaum war Eure edle Gemahlin eingetreten, als man auch schon anfing, die Oeffnung wieder zuzumauern.

„Als man diese unmenschliche Arbeit so weit vollendet hatte, daß nur noch eine handbreite Oeffnung vorhanden war, gebot die Priorin plötzlich Halt, denn sie wollte nicht, daß Eure edle Gemahlin ersticken sollte."

„Genug, ich kann Euch nicht weiter anhören, Pater Lorenz, mein Blut wallt, als hätte ich siedendes Oel in den Adern; mein Hirn ist ergriffen, als pochte ein eiserner Hammer darin; nennet mir den Namen des Klosters, damit ich hineilen kann, um die Frevelthat zu rächen."

„Geduldet Euch, Herr Ritter, und erfahret, daß gerade der Umstand, den die Priorin ersonnen hatte, um die Todesqual ihres Opfers zu verlängern, zu ihrer Rettung beitragen sollte, denn die Dienerin Petronella, welche ebenfalls in den Kerker hinabgeworfen worden war, vermochte es, an einem scharfen Steine ihre Fesseln an den Händen durchzureiben, und kaum hatten die Henker und die Priorin das Gewölbe verlassen, als sie sich mühsam nach der Oeffnung hinschleppte.

„Es gelang ihr, sich soweit auf den Zehen zu heben, daß sie in die Maueröffnung hineinlangen konnte.

„Sie wollte sich hinaufziehen, doch das frische Mauerwerk vermochte die Last nicht zu tragen und stürzte zum Theil prasselnd zusammen.

„So war es denn möglich, daß Eure edle Gemahlin durch das entstandene Loch einfach aus ihrem Gefängnisse heraussteigen konnte.

„Als Petronella aus ihrer kurzen durch Fall und Schrecken hervorgerufenen Betäubung erwachte, stand zu ihrer großen Freude ihre Gebieterin neben ihr.

„O, mein Gott!" rief sie in der Freude ihres Herzens aus, „darf ich Euch wirklich vor mir sehen, meine theure, vielgeliebte Herrin?"

„Wie kommt Ihr hierher, Petronella? Hat man Euch so wie mich hier herein geworfen, um Euch des Hungertodes sterben zu lassen?"

„Nein, nein, theure Herrin, von mir sei jetzt weiter keine Rede; o, ich bitte Euch, laßt mich jetzt nur für Euch Sorge tragen; ich bin zu glücklich, ich bin zu froh, daß ich Euch wiedersehen kann!"

„Wie kommt Ihr aber hierher?" Wie ich sehe, bluten Eure Hände, und auch Eure Füße sind gefesselt!"

„Petronella sah nun wohl die Unmöglichkeit ein, die Aufmerksamkeit Eurer edlen Gemahlin von sich abzulenken, daher mußte sie sich wohl oder übel in den Willen Eurer edlen Frau Gemahlin, wenn auch mit innerem Widerstreben fügen, welche mit derselben Theilnahme gegen ihre Dienerin Petronella erfüllt war, als die Letztere gegen ihre edle Herrin.

„Eure edle Gemahlin beugte sich mitleidsvoll zu ihrer Dienerin nieder, und befreite deren Füße zunächst von den drückenden und schmerzenden Fesseln.

„Petronella hatte kaum bemerkt, daß sie sich frei und ungehindert bewegen konnte, als sie auch schnell auf die Beine sprang und wie toll umherhüpfte, den schauerlichen Ort ihres Aufenthalts ganz vergessend.

„Sie umschlang mit beiden Armen ihre Herrin, hob diese mit Leichtigkeit in die Höhe und rief ein über das andere Mal frohlockend aus:

„Der Himmel ist mit uns, edle Frau; denn daß es Euch gelingen würde, die Fesseln, welche meine Füße so fest zusammenschnürten, aufzulösen, wagte ich nicht zu hoffen!"

„Wie wollen wir es aber beginnen, Petronella, daß wir ungesehen das Freie erreichen —"

„Hört Ihr nicht Schritte nahen?" unterbrach sie Petronella voller Bestürzung.

„Ich höre es," antwortete Eure edle Gemahlin erbleichend, denn auch sie hatte das Geräusch nahender Tritte vernommen und ihre Besorgniß darüber nur mit Rücksicht auf ihre treue Dienerin unterdrückt."

„Petronella hatte jedoch das Geräusch selbst vernommen und

deshalb zögerte Eure edle Gemahlin keinen Augenblick, auch ihre Wahrnehmung zu äußern.

„Kurz darauf drehte sich die Thür, welche zu dem Gewölbe führte, knarrend in den Angeln, und eine dienende Schwester, begleitet von zwei robusten Klosterknechten, trat vorsichtig in das Gewölbe.

„Verberget Euch!“ rief Petronella, welche vor Furcht zitterte, ihrer Herrin zu, „wie ich sehe, ist es der Schwester nicht gelungen, allein in das Gewölbe herabzusteigen; doch verlasset Euch sicherlich darauf, daß Ihr frei sein werdet, ehe noch der Abend hereinbricht.“

„Dank dem Zwielichte, welches in dem Gewölbe herrschte, konnten die Klosterknechte kaum ihre nächste Umgebung erkennen; zudem that die dienende Schwester, als ob sie eine Stufe der Treppe verfehlte, so daß der Leuchter, welchen sie in den Händen hielt, zu Boden fiel und verlöschte.

„Muß Euch der Geier plagen,“ brummte der Eine der Klosterknechte, „das Licht auszulöschen, wo man ohnedies kaum die Hand vor den Augen erkennen konnte!“

„Nun können wir die schwere Last der Dienerin der Edelfrau Maria von Hartenfaust die Treppen hinaufschleppen, um sie an das Tageslicht zu bringen und ihr die Fesseln von Händen und Füßen abzunehmen,“ erwiderte der Andere.

„Da sollte mich der Teufel holen, daß ich die schwere Last der wahnwitzigen Dienerin, die ihrer Herrin zu Liebe selbst in den Tod gehen will, nochmals auf die Schultern lade; eine solch süße Bürde ist sie nicht, daß ich nach diesem Glücke schmachten sollte!“

„Was wollt Ihr aber thun?“

„Hier ist mein Messer, es ist scharf geschliffen, und gebt es der leichtfertigen Schwester, die so unvorsichtig war, das Licht zu verlöschen; sie mag die Bande Petronellas damit zerschneiden und es mir morgen wiedergeben; ihrer Unvorsichtigkeit halber werde ich auch noch nicht eine Minute länger hier an diesem Orte ver-

weilen, und sicherlich wird die Dienerin nicht so thöricht sein, ihr Vergnügen in der Verlängeruug ihres Aufenthalts dort unten zu suchen, sondern den Weg nach der Oberwelt gern so bald als möglich antreten."

„Ja, ja," murrte der Andere, „der Aufenthalt unter den Todten ist nicht so angenehm, um nicht gern wieder zu den Lebenden zurückzukehren."

„Bei diesen Worten hatte der Sprecher der dienenden Schwester sein breites Dolchmesser überreicht, während er höchst unwillig hinzufügte:

„Ihr habt es selber gehört, was Ihr mit dem Messer ausführen sollt; doch da es auch mich nicht sonderlich hier unten anheimelt, so folge ich meinem Gefährten, indem ich Euch die Behandlung der Gefangenen anvertraue."

„Wie das Messer, so fordere ich auch morgen die Schlüssel von Euch zurück," sagte der andere Klosterknecht in befehlendem Tone.

„Wenn Ihr Alles verschlossen, so lasset die Dienerin aus der Gartenpforte hinaus, da ihr die Priorin Leben und Freiheit zurückgeben will."

„Ihr habt der hirnkranken Dienerin nur das Gelübde des unverbrüchlichsten Schweigens abzunehmen, und wenn sie es Euch geleistet hat, hinauszuwerfen."

„Wo soll aber die freigelassene Petronella Speise und Trank hernehmen?" frug die dienende Schwester.

„Das kann uns nicht kümmern," erwiderten die Klosterknechte erbarmungslos.

„Und wo soll sie in der Dunkelheit der Nacht, und noch dazu in einer ihr völlig unbekannten Gegend, ein Unterkommen finden!"

„Das müssen wir sowohl als Ihr unserm Herrgott überlassen; mag der Himmel für sie sorgen; uns kann es einerlei sein, ob sie hier oder an einem anderen Orte ihr Ende findet!"

Petronella, welche das ganze Gespräch mit angehört hatte,

machte sich der dienenden Schwester dadurch bemerklich, daß sie dieselbe leise am Gewand zupfte.

„Die dienende Schwester, welche von der schon vollzogenen Entfesselung Petronellas keine Ahnung hatte, stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

„Dieser Schrei ließ Petronella erbeben; doch hatte er eine ganz andere Wirkung, als sie befürchtete.

Die Klosterknechte hatten den Schrei der dienenden Schwester vernommen, doch anstatt ihr beizustehen, ergriffen sie die Flucht, wie von Furien gepeitscht.

„Sie waren im finstersten Aberglauben befangen und von nichts weniger als Gespensterfurcht frei; sie fürchteten sich vor ihrem eigenen Schatten, weil sie unter dem Einflusse von übernatürlichen Erscheinungen zu stehen vermeinten, und fühlten sich erst sicher, als sie das Freie erreicht hatten.

„Als ihre Genossen sich über ihr verstörtes Aussehen wunderten, und ihnen deshalb Gespensterfurcht zum Vorwurf machten, erwiderte der Eine von ihnen, mit stolzer Ueberhebung in ihre Mitte tretend:

„Kümmert Euch nicht darum, was ich gesehen habe, sondern seid versichert, daß ich überall meine Pflichten zu erfüllen vermag. Wenn es aber Einem von Euch gelüsten sollte, meinen Muth und meine Tapferkeit zu bezweifeln, so bin ich gern bereit, ihn eines Anderen zu belehren."

„Nichts für ungut," rief ihm Einer seiner Gefährten zu, indem er ihm freundschaftlich zutrank, „wir bezweifeln Euren Muth und Eure Tapferkeit nicht, wenn es gilt, Wesen von Fleisch und Bein zu bekämpfen; doch wenn wir Knochengerippen und Todtenschädeln gegenüber Euren Heldenmuth bezweifeln, so könnt Ihr uns das nicht übel nehmen."

„Lasset das Eure Sorge nicht sein, vielleicht könnte ich Euch Beweise liefern!"

„Die Unterhaltung der Klosterknechte kam den Flüchtlingen vortrefflich zu statten.

„Petronella, von der Gefahr überzeugt, welche der Hülferuf der dienenden Schwester heraufbeschwören mußte, flüsterte dieser ängstlich zu:

„Schweigt um Gotteswillen, oder es ist Alles verloren!"

„Von der dienenden Schwester war im Augenblicke nichts zu befürchten, aber auch nichts zu hoffen, denn sie war vor Schreck niedergesunken.

„Petronella beschäftigte sich nun damit, die Ohnmächtige ins Leben zurückzurufen, und wurde dabei von Eurer edlen Gemahlin liebevoll unterstützt.

„Beide hatten nach wenigen Minuten die Freude, ihre Bemühungen von dem besten Erfolge gekrönt zu sehen.

„Es gelang den drei Frauen, unbemerkt in den Klostergarten zu kommen, und das durch die Nachlässigkeit eines Diener offengebliebene Pförtchen zu erreichen."

Ritter Erhardt von Hartenfaust athmete bei den letzten Worten erleichtert auf.

„Es war bereits tiefe Nacht, als die Frauen sich mitten im Walde befanden.

„Plötzlich blieben sie stehen; die Klosterschwester warf ihren Mantel ab und hing denselben Eurer edlen Gemahlin um.

„Die Nonne entfernte den Schleier von ihrem Gesichte, warf sich der Edelfrau zu Füßen und bedeckte ihre Hände mit tausend Küssen, während sie ausrief:

„Erkennet Ihr mich nicht, edle Frau? Ihr waret es ja, der ich die Rettung meiner Ehre verdankte!"

„Petronella sah erstaunt auf die knieende Nonne herab, noch mehr verwunderte sie sich aber, als Eure edle Gemahlin der Nonne erwiderte:

„Ich erkenne Euch nicht; wer seid Ihr?"

„Erinnert Ihr Euch, edle Frau, nicht mehr der Zeit, wo Ihr mit einer Schaar rheinischer Ritter in einem Bauernhause abstieget, und mich alsdann als Eure Dienerin mit auf Schloß Rheinbach nahmet?"

„Der Mond trat hinter den Wolken vor und beschien die knieende Gestalt der Nonne.

„Ha, ich erinnere mich," rief die Edelfrau mit bebender Stimme, Ihr seid es, Gertrud."

„Ja, ich bin es," rief die Nonne erfreut aus, „ja, ich bin Eure Dienerin Gertrud, die sich über die Gelegenheit freut, Euch die vielen mir erwiesenen Wohlthaten vergelten zu können."

„Aber wie kommt Ihr in dieses Gewand?"

„Mein Schicksal ist kurz zu erzählen. Als mich die mächtige Hand des Ritters Kuno von Markstein auf Schloß Rheinbach nicht mehr deckte, mußte ich, um vor allen Nachstellungen sicher zu sein, flüchten, und hier in diesem Kloster als dienende Schwester ein Unterkommen suchen."

„Ihr seid ja die Braut des Weinbauers Clemens Rauscher; hat er Euch verlassen?"

„Nein, edle Frau, er ist mein Gatte, und in wenigen Minuten werdet Ihr in unserer kleinen Hütte sein, woselbst Alles bereit ist, um Euch zu empfangen."

„Höchst erstaunt frug Eure edle Gemahlin:

„Euer Gatte, sagt Ihr? Seid Ihr nicht in das Kloster getreten, um Eure Keuschheit zu wahren?"

„Ich habe das Gelübde der Keuschheit und ewigen Jungfräulichkeit nicht abgelegt, sondern bin nur in das Kloster gegangen, um den unkeuschen Ansprüchen des gebietenden Herrn nicht willfahren zu müssen, der sich stolz auf das ihm zustehende Recht der ersten Beiwohnung nach geschlossenem Ehebändnisse stützte. Doch jetzt sollt Ihr Euch, edle Frau, von meinem stillen häuslichen Glück überzeugen, das ich bis jetzt vor den Augen der Welt verbergen mußte.

„Nun ich Euch aus dem Kloster errettet habe," fuhr sie nach kurzer Pause fort, „ist meines Bleibens auch nicht länger mehr in dieser Gegend; ich werde mit Euch fliehen, trotzdem ich mich Mutter fühle und den Nonnen meine Schwangerschaft noch eine Zeitlang verbergen könnte."

„Eure edle Gemahlin zog die noch immer Knieende zu sich empor, und drückte einen Kuß mit so viel Liebe auf ihre Stirn, daß die junge Frau sich unwillkürlich abermals auf die Hände Eurer edlen Gemahlin niederbeugte und diese mit heißen Küssen bedeckte. Thränen der Rührung benetzten ihre Augen und mit kaum hörbarer Stimme sagte sie:

„Lasset uns eilen, edle Frau, denn Ihr bedürft der Ruhe und der Erquickung durch Speise und Trank!“

„Eure edle Gemahlin fand eine, wenn auch sehr bescheidene, so doch recht freundliche Aufnahme in der Behausung des jungen Ehepaares.

„Am anderen Tage trieb Clemens Rauscher zur gemeinsamen Flucht, welche auch so beschleunigt wurde, daß man schon am Abend Schloß Rheinbach erreichte, wo Eure edle Gemahlin noch zur Stunde weilt.

„Ich danke Euch, Pater Lorenz, doch jetzt bitte ich Euch, laßt mich allein, da ich wenigstens noch einige Stunden der Ruhe pflegen möchte.“

„Thut es, zumal ich nicht verfehlen werde, Eurem Beispiele zu folgen.“

Erreichtes Glück.

Ritter Erhardt von Hartenfaust wurde am anderen Tage durch Schmerzen in den Gliedern verhindert, in das kaiserliche Schloß zu eilen, wie er es beabsichtigt hatte. Er bat deshalb den Pater Lorenz, ihn beim Kaiser zu entschuldigen.

Pater Lorenz kam seinem Wunsche nach, und benachrichtigte auch die Freunde des Ritters von dessen leidendem Zustande.

Die Besuche seiner Freunde vermochten den Ritter wenig zu trösten, da ihm nichts erwünschter war, als die Ankunft des Magisters Eusebius, der immer noch ausblieb.

Endlich am Abend des dritten Tages trat derselbe in das Zimmer des Ritters und sagte mit bedenklicher Miene:

„Machet Euch schnell auf, Ritter Erhardt von Hartenfaust, denn des Kaisers Majestät, eingedenk der vielen Verdienste, die Ihr Euch um seine Person erworben habt, will Euch ein ganz besonderes Zeichen seiner Huld und Gnade geben.“

Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, fuhr der Ritter auf, und der Schmerzen in seinen Gliedern vergessend, ging er rasch im Zimmer auf und ab.

„Kleidet rasch an, Herr Ritter, ich werde Euch selbst an die Stufen des Thrones geleiten, eilet, daß man nicht auf Euch warten muß.“

„Für heute wird es wohl zu spät sein, zumal ich nicht um die Gnade nachgesucht, gehört zu werden.“

„Eilet nur," rief der Magister, „ich werde Euch einen Diener zum Ankleiden herbeirufen."

Die unterwürfige Miene des Dieners veranlaßte den Magister zu der Frage:

„Was findet Ihr denn an mir zu bewundern, oder habt Ihr mich vielleicht in Eurem Leben noch nie gesehen?"

Das Eintreten des Ritters von Dyskirchen, welcher in voller Rüstung prangte, verhinderte den Diener, zu antworten.

Die Ritter begrüßten sich herzlich, obgleich Erhardt von Hartenfaust seine Verwunderung kaum unterdrücken konnte, den Ritter von Dyskirchen festlich geschmückt vor sich zu sehen.

„Die Gnade des Kaisers," hob der Ritter von Dyskirchen an, indem er sich stolz aufrichtete, hat mich wieder zu Ehren gebracht und die über mich verhängte Acht zurückgenommen."

In demselben Augenblicke erschienen kaiserliche Herolde, um die Ritter abzuholen.

Ritter Erhardt von Hartenfaust erstaunte über die Pracht, welche der Magister Eusebius als kaiserlicher Beamter entwickelte.

„Rheingraf," begann der Kaiser, nachdem Alle den Thron umstellt hatten, „der Augenblick ist gekommen, in welchem ich vor aller Welt meinen Getreuen den Lohn ihrer Liebe zu mir darreichen kann; darum verrichtet jetzt, was Eures Amtes ist!"

Magister Eusebius verneigte sich tief vor dem Throne, da rauschten auf ein gegebenes Zeichen zwei mächtige Seidenvorhänge auseinander, und vor den Anwesenden entfaltete sich ein gar liebliches Bild.

Die Mutter des Ritters Erhardt von Hartenfaust und die Edelfrau Barbara von Dyskirchen standen zu beiden Seiten einer dritten Edelfrau, welche dem Ritter Erhardt von Hartenfaust ein holdlächelndes Knäblein entgegenhielt.

Der Ritter erkannte sofort sein holdes Weib und im nächsten Augenblicke lagen Mutter und Kind in seinen Armen.

In seiner übergroßen Freude vergaß er es ganz, dem Kaiser, welcher ihm dieses Glück bereitet, zu danken.

Diese Wiedervereinigung war noch nicht Alles, was der gütige Kaiser durch sein gebietendes Wort vermocht hatte; er selbst war als Brautwerber bei dem Ritter Jugurt von der Meinhardsburg erschienen, und dieser war überglücklich, den Segen zu der Verbindung seiner Tochter Veronika mit dem edlen Ritter Richard, dem Sohne des Ritters von Dyskirchen und dem Enkel des mächtigen Rheingrafen, geben zu können.

Das glückliche Paar wurde in der heiligen Stadt Köln getraut, und als Magister Eusebius sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe legte, umstanden trauernde Freunde, Kinder, Enkel und Enkelkinder die Bahre, welche dem edlen Greise die aufrichtigsten Thränen nachweinten, mit der Hoffnung auf ein fröhliches Wiedersehen im himmlischen Vaterlande.



Druck von Ad. Spaarmann in Oberhausen.

